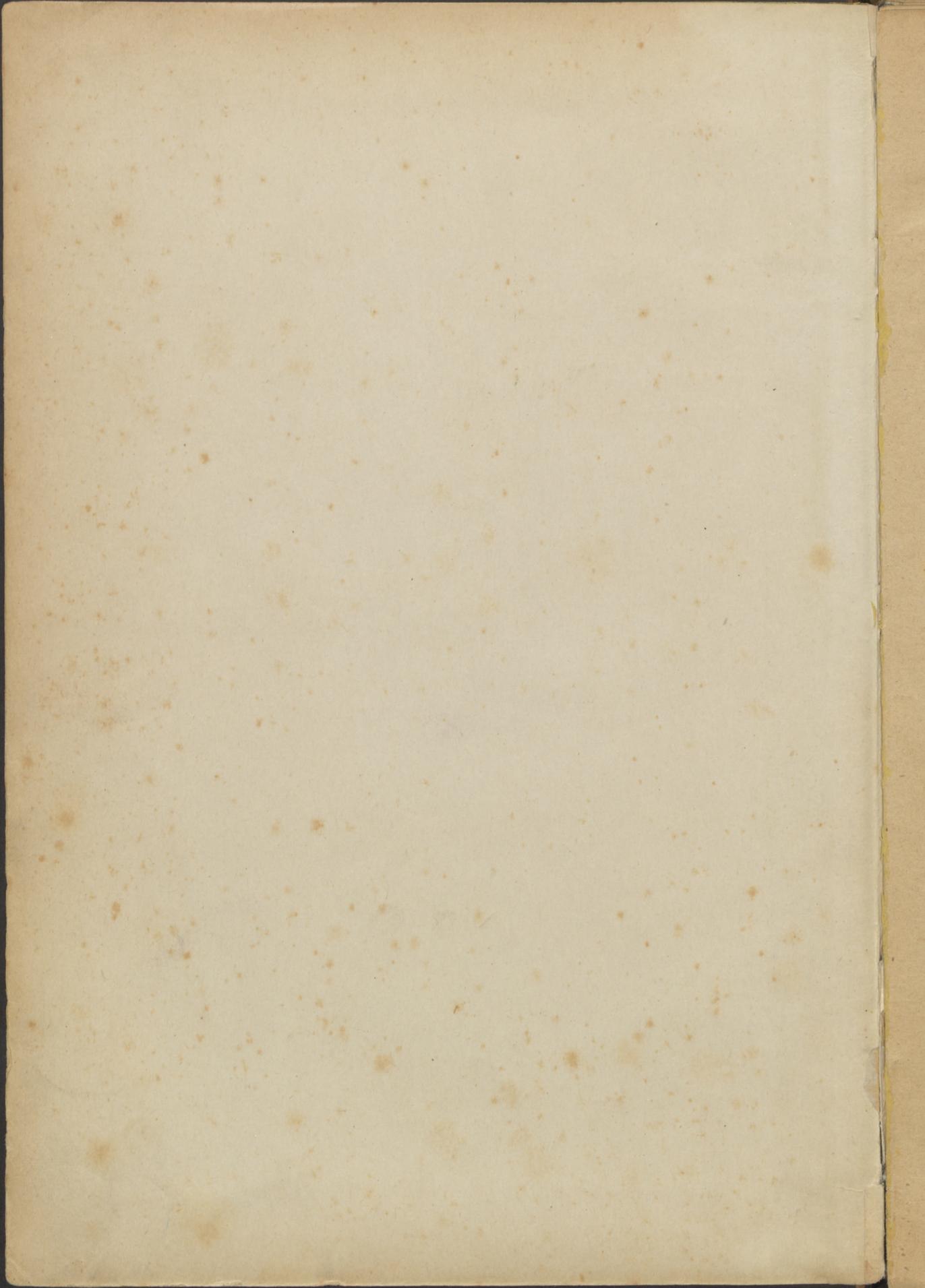




+

12



Alte u. neue Bilder

aus

M a s u r e n .

Eine Geschichte der Stadt und des Kreises
Angerburg

in Erzählungen, Schilderungen u. zahlreichen Abbildungen

von

H. Braun,

Superintendent in Angerburg.

192 Seiten Lexikonformat. 36 Bilder.

➡ Preis 4 Mark. ⬅

Im Selbstverlage
und Kommissionsverlage von Sterzel-Gumbinnen, Graefe & Unzer-
Königsberg, Huch-Kastenburg.

Druck von Ed. Ahl's Buch- und Steindruckerei in Kastenburg.

1888.



010-025030

25030a

Nr inwent.

Inhalt:

	Seite.
Kapitel 1. Im masurenschen Urwald. Ein spanischer Herzog in der Wildnis bei Angerburg. Jagd auf wilde Hölle. Ein Kandidat im Kampf mit einem Auerochsen a. 1843. Der Drache von Ziemianen. Elch und Bär. Warum Schneidermeister Wollschmid in Gumbinnen dem Herrn Kriegsrat einen Staatsrock verehrte. Ein Wolf am Bäckerofen. Wie Herr Krumholz seinen Hund in den alten Sprachen zu unterrichten weiß. Der letzte Luchs. Bienen und Beutner. Die Eisenfabrik zu Angerburg. Bernstein. Der Kräpfestein.	3
Kapitel 2. Die Angerapp und die zwei feinen Melekaften. Die grausige Geschichte zu Kehlen und die Kehler Säule. Der Mauersee und seine Inseln. Fischerei. Niewod, das Riesengarn.	12
Kapitel 3. Die alten Galindier. Heidnische Opfer. Ein heiliger Wald des Perkunos zwischen Löben und Angerburg. Der heilige See. Frauenrache. Die Einwanderung der Polen. Masurensche Gemüthlichkeit. Pogorzelski, ein urwüchsiges Original Masurens. Die Einwanderung der Schotten in Angerburg. Die Einwanderung der Salzburger. Wanderlied der Masuren. Graf und Postillon. Wie zwei Masuren im Auslande Universitätsprofessoren werden. Ein armer Schlucker aus Angerburg wird Kröfus.	19
Kapitel 4. Das alte Schloß zu Angerburg. Unheimliche Gäste. Gespenster. Die Ordensbrüder. „Der Wohl-Edle-Gestrenge und Beste“ Herr Amtshauptmann und sein Koch. Der Schloßgarten und die Freiheit. Sieben Fürsten und Könige als Gäste in Angerburg.	34
Kapitel 5. Die Lischke. Böse Zeit. Anlage neuer Dörfer. Die Neuhener Bauern und ihre Jagdbeute. Brinower Streithengste. Wunderbare Rettung aus einem Wolfsrachen. Thiergarten und Kehlen. Aus alten Papieren. Wie es in Neuborf ausgesehen hat und was die Bauern alles verstanden. Die Kapelle zu Angerburg und das Marienglöcklein. Die erste evangelische Gemeinde zu Angerburg in ihrer Armut und Liebe. Aberglauben. Wie die ersten Tabacksfässer zu Angerburg mit dem „Stoßelpuff“ traktiert werden und der Snüffler in den Weiberständen Mores lernt.	41
Kapitel 6. Aus Dorf wird Stadt, aus Schulz „Herr Borgmeister“, aus armer „Bauer“ Herr Bürger. Hohe Vergünstigungen und leidliche Lasten. Angerburger Märkte in alter Zeit. Straffe Zucht und zuchtloser Aufruhr. Wie Nadeloch ein Märtyrer im Kampfe für die Ehre der Schuhmacher wird.	48
Kapitel 7. Einwohnerzahl Angerburgs in den verschiedensten Zeiten. Das Wachstum der Einwohner in den masurenschen Städten seit 100 Jahren. Das Handwerk und seine alten Gebräuche. Mälzenbräuer. Bäcker. Fleischer. Kaufleute. Schmiede. Maurer- und Zimmerleute. Drechsler. Radmacher. Böttcher. Bechler. Glaser. Töpfer. Schneider. Schuhmacher. Kürschner. Tuchmacher. Hutmacher. Leineweber. Goldschmiede. Orgelbauer. Apotheker. Aerzte. Schnabeldoktoren. Kurpfuscher. Das Bartweiß im Bärenwinkel. Saffian- und Fuchsenfabrikanten Periquiers. Knopfmacher. Büchsenhändler. Nadler. Dienftboten und Gesinde vor 100 Jahren. Die städtische Landwirtschaft. Getreidepreise im 14., 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert.	56
Kapitel 8. Alt-Angerburg. Ein Spaziergang nach Alt-Angerburg a. 1600. An der Schneiderbrücke. Straßen, Häuser, öffentliche Plätze. Das Rathaus und der Markt. Die Badestube. Die Kirchenväter beim Lichtziehen. Kochanil und Kossauke. Der schlaue Bauer zu Ongosen. Eine böse Sieben und der Kanopfeberg. Das verzauberte Schloß bei Stulichen.	67
Kapitel 9. Die Polenschlacht bei Angerburg 1629 und Rettung der Stadt durch den alten Burghilf. Die Schlacht bei Prostken den 8. Oktober 1656. Die Tartaren in Uch, Ostrokollen, Lyffewen,	

№ P 7-PC3186

Piffanzen, Kalinowen, Czuchen, Grabnick, Claussen, Diezko. Tragisches Schicksal einer geraubten Gräfin. Die Tartareneinfälle in Widminnen, Polommen, Wielizken, Johannisburg, Bialka, Kumilsko, Drygallen, Neuhof, Kohnusko, Willenberg, Meidenburg, Gilgenburg, Passenheim, Angerburg, Löben, Goldap, Drengfurth. Die Schweden vor Angerburg und der schlaue Stadtschreiber. Die Bürgerkompagnie. Militärische Besatzungen in Angerburg.	76
Kapitel 10.	
Der große Brand. Die Pest 1709 und 1710. Das durchschnittliche Lebensalter im vorigen und diesem Jahrhundert. Steinalte Leute.	90
Kapitel 11.	
Der Probst Magister Georg Andreas Helwing.	99
Kapitel 12	
Katze eisernes Tyrannenscepter und die Leiden einer Garnisonsstadt. Neubauten. Straßenbeleuchtung.	106
Kapitel 13.	
Der Kirchenbau zu Angerburg. Kollektentreise der Kirchenväter. Turmbau und Blitzschäden. Geschichte der Glocken und des Altars. Die poetischen Schuhmacher und die langen Semmeln auf der Bäderkrone. Geschichte der Orgel. Der Goldmacher zu Angerburg und sein trauriges Ende. Der noble Bole und der Ringkampf auf dem Orgelchor. Alte Lieder von zentner schweren Tugenden und vom Krautfressen. Kirchenstände. Der erfinderrische Stadtschreiber und seine Klausur.	113
Kapitel 14.	
Die kirchlichen und sittlichen Zustände im 17. und 18. Jahrhundert: Belehrung über Offiziersschulden, Zigeuner, Betteljuden und ähnliche Dinge. Strenges Examen. Auf dem Gebetverhör. Die Visitation. Weihnachtsengel. Taufe. Die Dornenpfade zum Traualtar. Begräbnisreden. Lebendig begraben. Todtengeräuche. Die winselnde Stimme zu Kuttien. Warum Churfürstliche Gnaden Ursach hätten, den Rektor und Kantor zu Angerburg aus dem Lande zu jagen. Kirchenbussen. Im Halsseifen und der spanischen Fiedel. Das unterbrochene Hochzeitsfest. Räuberwesen. Die Struter. Die Nordbrenner. Daumen- und Zehenschraube. Der Landrichter von Angerburg als Satanas. Essen und Trinken. Modenarrheiten. Pluderhosen, Perücke, Pops, Haargebirge, Keifrock, Schönheitspflaster.	127
Kapitel 15.	
Die sieben Kirchen des Landkreises.	144
Kapitel 16.	
Alte Schulgeschichten: Der Circuitus und das zerbrochene Fenster. Ein Löwe wird zum Lamm. Die lateinischen Schulen in Ostpreußen. Von Versetzung, Gezeugniß, hervorstechenden Köpfen, Abiturientenarbeiten. Die Landschulen und der Brauntweinschant. Der Musterknabe, so das ganze Dorf im Gebet lehret. Die Principia Regulativa. Der Lektionskatalogus. Der Prinower Schulkrieg und sein tragisches Ende. Was die Schulmeister vor Karalene rettete. Von den Gaumentkallern und warum aus Zabienen kein Heil kommt. Seminar und Taubstummenanstalt.	162
Kapitel 17.	
Garnisonsgeschichten. Der siebenjährige Krieg. Sibulski's Räuberhorden. Der tapfere Pfarrer. Die Russen in Diezko und Goldap. Die Tragödie zu Ragnit. Der gefiederte Probianmeister. Die Russen in Angerburg. Die Treuen im Lande. Masurische Kanäle. Die Landschaft. Gewerbe und Handel. Der unglückliche Franzosenkrieg. Die Freiheitskämpfe. Aus neuerer und neuester Zeit.	177
Kapitel 18.	
Das Elend der Bauern. Der Bauernaufstand. Erbunterthänigkeit. Der Schulz. Die Dorfschenken. Wüste Huben und Wölfe. Schmausereien. Der Adel. Die Lehndorfs.	186



943.8 A/2

Beurteilungen der Presse.

Ev. Gemeindeblatt v. 25. Febr. 1888, Nr. 8:

Wir kommen auf die „Alten und neuen Bilder aus Masuren“ zurück und nur noch mit der dringenden Bitte, ihren prächtigen Inhalt kennen zu lernen. Der Inhalt des Buches ist sehr mannigfaltig. Es bringt Beschreibungen von Land und Leuten zu den verschiedenen Zeiten in ausgiebiger Fülle. Die landschaftlichen Gemälde, wie sie Verfasser giebt, sind sehr schön; aber noch interessanter ist, was über Sitten und Gebräuche der Einwohner gemeldet wird. Ereignisse, die einen gewissen historischen Wert haben, werden mit Vorliebe besprochen, wie z. B. der Einfall der Tartaren, die Einwanderung der Salzburger etc. Vor allem sind eine große Zahl trefflicher Anekdoten eingeflochten, zum Teil ernsten, zum Teil heitern Inhalts, die aber alle typisch sind, d. h. auf das ganze Leben der Vorzeit Schlaglichter werfen. Es steckt in dem ganzen Buche ein ungeheurer Fleiß. Die Sprache ist aber recht volkstümlich, so daß auch das schlichte Menschenkind sie versteht und an ihrem Markt sein Ergötzen hat; die vielen Abbildungen aber tragen auch das ihre dazu bei, den Reiz des Inhalts zu erhöhen.

Unseres Erachtens sollte es in keiner ostpreussischen Lehrerbibliothek fehlen, da der Lehrer daran nicht bloß eigne Unterhaltung, sondern geradezu ein Lehrmittel für den Unterricht in der Heimatkunde findet.

Dem Verfasser aber gebührt warmer Dank, und zu den mancherlei Anerkennungen, die er schon gefunden, trete auch die, daß ein zahlreicher Leserkreis sich um seine Arbeit schart.

Ostdeutsche Grenzboten v. 26. Okt. 1887:

Der Verfasser schildert uns das Leben und Treiben einer kleinen masurischen Stadt sowohl in alter wie in neuerer Zeit, führt uns in die Wohnungen, auf den Markt, in die Schenken und Zinnungsstuben unserer Vorfahren, macht uns mit dem Schnabeldoktor, dem Bürgermeister, dem Schulmeister und andern komischen Originalen bekannt. Volle Heiterkeit erregt der alte biedere Rektor Pogorzelski mit seinem derben urwüchsigen Humor; nicht minder hübsch sind die Geschichten, welche unter dem eisenfressenden General v. Ratt passiert sind. Andere Partien des Buchs sind tief ergreifend, so die Schilderungen des Tartareneinfalls, das tragische Schicksal der Gräfin Marjanna v. Lehndorff, die Pest u. a. m.

Ostpr. Zeitung v. 17. Januar 1888, Nr. 14:

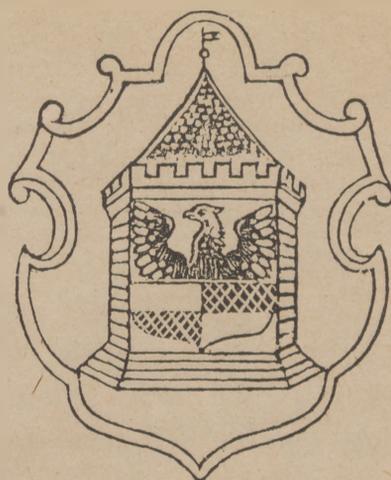
Nicht bloß der Lokalpatriot wird durch dieses Buch interessiert, sondern auch jeder in Masuren und weiter in Ostpreußen wohnhafte Bürger. Die kirchlichen Verhältnisse zumal gewähren ein Bild, in welchem sich das ganze kirchliche Leben Ostpreußens abspiegelt und dürften ganz besonders den Kirchenhistoriker und die gebildeten kirchlichen Kreise interessieren. Die statistischen Vergleichen zwischen Damals und Jetzt sind so anziehend und zum Nachdenken anregend zusammengestellt, daß man selbst dieses sonst so trockene Material nicht leicht überschlagen wird. Dabei fehlt es dem Buche nicht an tief ernsten und ergreifenden Zügen, so wenn der Einfall der Tartaren oder das Wüten der Pest geschildert wird; viel Heiterkeit dagegen erregen die in echt drastischer und verb humoristischer Weise dargestellten Züge, welche sich an einzelne Thatsachen und Personen, wie z. B. den Rektor Pogorzelski u. a. anschließen. Mit einem Worte, das Buch ist so spannend geschrieben, daß Keiner es aus der Hand legen wird, wenn er es zu lesen angefangen hat.

Insterburger Zeitung v. 26. Oktober 1887, Nr. 205:

Herr Rechtsanwalt Horn legte in einer Versammlung der Altertums-Gesellschaft eine Anzahl Hefte der von Superintendent Braun in Angerburg herausgegebenen „alten und neuen Bilder aus Masuren“ vor. Mehrere interessante Vorlesungen aus diesen Heften fesselten die Anwesenden noch längere Zeit und die Versammlung beschloß auf Vorschlag des Herrn Rechtsanwalt Horn, der die Verdienste des Verfassers um die Altertumskunde für unsern Bezirk besonders hervorhob, Superintendent Braun zum Ehrenmitgliede zu ernennen.

Allgemeine Zeitung v. 10. März 1888, Nr. 60:

Wir sind überzeugt, daß diese Schrift, die bereits sehr günstig beurtheilt worden ist, sich bald Eingang in jedes Haus verschaffen wird, wo Interesse für die Geschichte und die Schönheiten Masurens vorhanden ist.



Alte und neue Bilder

aus

Masuren.

Eine Geschichte der Stadt und des Kreises

Angerburg

in Erzählungen, Schilderungen und zahlreichen Abbildungen

von

H. Braun, Superintendent in Angerburg.

Der Reinertrag dient kirchlichen Zwecken.

Druck und Verlag von F. J. Priddat's Buchdruckerei.

1886.



Alle und ihre Hilber

Wieder

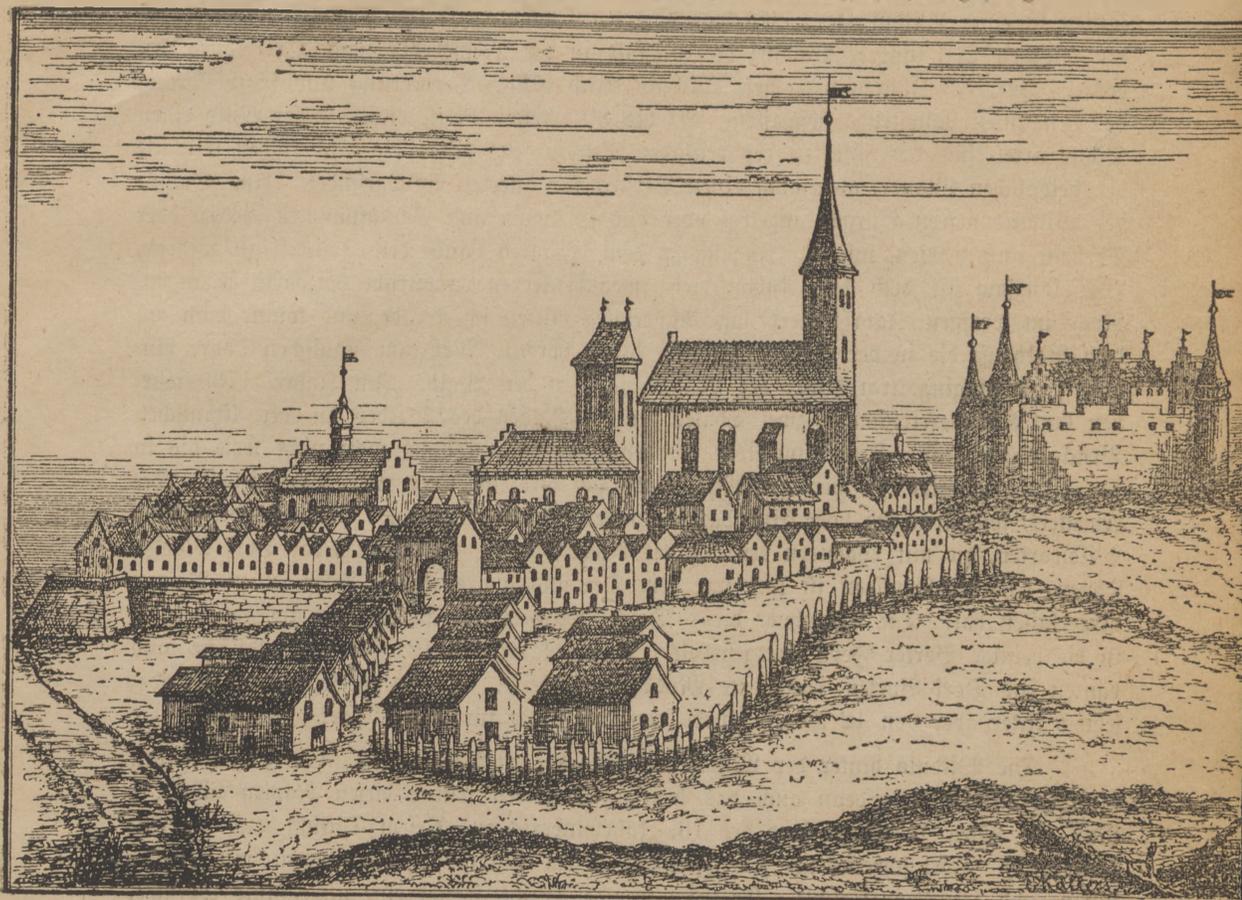
dem Namen der Stadt und die

der Regierung

der Regierung

der Regierung

Angerburg, Ein groß Ambt, Stadt und Schloß dem Churfürsten gehörig.



Angerburg. Aus Hartknoch „Altes und neues Preußen. 1684.“

Kapitel 1.

Im masurischen Urwald. Ein spanischer Herzog in der Wildnis bei Angerburg. Jagd auf wilde Hrosse. Ein Kandidat im Kampf mit einem Auerochsen a. 1883. Der Drache von Ziemianen. Elch und Bär. Warum Schneidermeister Wollschnik in Gumbinnen dem Herrn Kriegsrat einen Staatsrock verehrte. Ein Wolf am Bäckerofen. Wie Herr Krumholz seinen Hund in den alten Sprachen zu unterrichten weiß. Der letzte Luchs. Bienen und Bentner. Die Eisensabrik zu Angerburg. Bernstein. Der Krägestein.

„Komm Jesu, mach mich los
Aus diesem Elendskarren,
Führ' uns zur frommen Schaar,
D komm, auf dich wir harren.
Heinrich Ditmer, Wildnaußbereiter.“

Diese Inschrift lesen wir auf einem alten, das Weltgericht darstellenden Bilde, welches noch heute wohl erhalten am Orgelchor der Angerburger Kirche zu sehen ist. Das Bild stammt aus dem Jahre 1651. Ein Wildnisbereiter hat es in einer Zeit gestiftet, wo Krieg und Pestilenz das wilde Vorspann am „Elendskarren“ des Menschenlebens waren. Was dieser Mann in tiefer Waldeinsamkeit auf manchem lebensgefährlichen Ritt geseufzt, läßt er den Künstler auf dem Bilde, das er seiner „lieben Kirche“ stiftet, niederschreiben. An diesem Bilde ist in geschichtlicher Hinsicht die Unterschrift wichtig, aus der wir

sehen, daß noch 1651 in Angerburg ein Wildnisbereiter gewesen ist, unser Ort also noch mitten in einer Wildnis lag. Es war dies jener mächtige dunkle Urwald, der den ganzen östlichen Teil unserer Provinz von Ragnit an der Memel bis nach Ortelsburg bedeckte. Vor 600 Jahren war diese Wildnis durch völlige Verheerung und Entvölkerung des genannten Landstrichs geschaffen. 20 bis 30 Meilen breit, bildete dieser Wald einen Schutzgürtel für das Gebiet des deutschen Ritterordens gegen die räuberischen Einfälle der heidnischen Litauer, aber auch einen Versteck für allerlei Raubgesindel. Am Saume der Wildnis waren Burgen angelegt oder aus Gestrüpp und Baumstämmen Gehege oder Berhaue aufgeworfen, um den Zugang zu dem bebauten Lande den Feinden zu wehren. Wie langsam ist doch der Aufbau dieser menschenleeren Landstriche vorwärts gegangen! Noch im vorigen Jahrhundert lag Angerburg mitten im Walde, und konnte man auf dem Rathause die in der Nähe heulenden Wölfe hören. Wer zum litauischen Thore hinaus spazieren ging, trat hinter der Brücke gleich in den Wald. Im Jahre 1730 wurden laut Kammereirechnung zwei Thaler für das Roden des Waldes an der litauischen Brücke ausgegeben. Auch zum Königsberger Thor hinaus hatte man nicht weit bis in den Wald. Hinter der heutigen Mühle, wo sich die Angerapp zum Mosdzyehner See erweitert, spiegelten sich hohe Waldbäume in den Fluten desselben. Dort standen kleine Wildwarten, die mit Wächtern des Waldes besetzt waren. Sie bildeten das Dorf Mosdzyehnen, das verschwunden ist und nur dem See und angrenzenden Acker seinen Namen hinterlassen hat. Die Bewohner dieses Dorfes wurden als Waldwächter im Jahre 1617 in die heutige Borker Forst übergesiedelt. Dort bekamen sie 12 Hufen Waldfläche und hielten das Dorf Borken, das heute Mosdzyehnen heißt. Der heute sogenannte Mosdzyehner Acker aber von 12 Hufen wurde von der Stadt für 2400 Mark angekauft.

Die Wildnis hinter der Mühle zog sich hin gen Nordenburg. Ein Teil derselben hieß Doberschlag, wie denn auch das heutige Brosowen früher diesen Namen führte. *) Nur ein Steg führte Anfang des 16. Jahrhunderts aus diesem Dickicht nach der Angerapp. **) Dort schreitet um jene Zeit auf diesem Wildnissteg ein Mann mit ernster Miene und gesenktem Haupte. Er trägt fremde Tracht, spricht eine unbekannte Sprache. Sein Haar und seine Gesichtszüge verraten, daß seine Wiege unter südlicher Zone gestanden. „Ich spielte mit Scepter und Kronen“ kann er singen, wenn er an seine Jugend zurückdenkt. Es ist **Dou Alvarez, Herzog aus Spanien.** †) Aus seinem schönen Vaterlande ist er geflohen. Ihm ging's wie den Salzburgern. Um seines evangelischen Glaubens willen hat er die teure Heimat, ja die Herzogskrone im Stiche gelassen, denn was sind ihm alle Herrlichkeiten des Lebens gegen die köstliche Perle des reinen lutherischen Glaubens! Herzog Albrecht in Königsberg hat ihn lieblich aufgenommen und ihm ein Stück der Wildnis bei Angerburg, den Doberschlag, geschenkt. Da stehen viel Bäume, die hat er zu roden. In seinem Hause spielen viele Kinder, die hat er zu nähren und zu erziehen. Herzöge sind sie nicht geworden. Sein Gut wurde unter die vielen Kinder zerstückelt. Die Familie verarmte mit der Zeit. Vor ungefähr 100 Jahren meldete sich ein „Kaufgesell“ aus Brosowen gebürtig, Namens Albarus, und verlangte zu wissen, ob nicht auf dem Angerburger Schloß Urkunden über sein Herkommen zu finden seien, ein Beweis, daß sich damals noch in der Familie die Nachricht von ihrer hohen Abstammung erhalten hatte. Grundbesitzer dieses Namens wohnen noch bis auf diesen Tag im hiesigen Kreise (in Gr. Guja und Willudden).

Kauschen wir an stillen Abenden hinein in das weite, herrliche Waldmeer, das da-

*) Angerburger Kirchen-Rechnung v. Jahre 1560 und Pr. Archiv 1791 S. 440.

**) Gerbauer Hausbuch No. 108 S. 269.

†) Pr. Archiv 1791 S. 440.

mals unsere Fluren bedeckte! Was bedeutet das Wiehern und Stampfen, davon der Erdboden dröhnt? Ist's ein Kürassierregiment, das zum Angriff stürmt? — Es sind die **wilden Kasse**, die an den grasreichen Ufern der Angerapp weiden. Schnaubend stieben sie herdenweise davon, sobald sie ein menschliches Wesen wittern. Hinter ihnen fliegt in tausendem Galopp der Jäger mit der Schlinge. Kann er einen Wildling fangen, so ist seine Freude groß. Pferdefleisch und Pferdemilch sind leckere Speisen der alten Preußen gewesen. In der Ordenszeit unternahm man häufig solche Kassejagden um der Häute willen. Im 16. Jahrhundert werden die wilden Kasse seltener. Im Jahre 1543 befehlt Herzog Albrecht dem Hauptmann Christoph von Jedwitz zu Ryck, für die Erhaltung der wilden Kasse zu sorgen. In der That muß eine solche Kassejagd etwas ungemein Anziehendes gehabt haben. Vortrefflich schildert sie uns der Dichter Nic. Senau:

Die Heide war so still, so leer;
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras,
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zagend Herz
Bei nahenden Gewittern.

Her tobte nun ein Pferdehauf
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf
Mit lauten Geißelhieben.

Der Kasse peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft,
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen,
Verschwanden — ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Doch meint ich nun und immer noch
Zu hören und zu sehen
Der Hufe donnerndes Gepösch,
Der Mähnen schwarzes Wehen.

Die Wolken schienen Kasse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Dauerlauf durchsprengten.

Der Sturm ein wackerer Kasseknecht
Sein muntres Riedel singend,
Daß sich die Herde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon raunten sich die Kasse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

Weit unheimlicher als die wilden Kasse war ein anderer Bewohner der Wildnis: **der Auerochs**, ein Ungetüm grausam und grimmig, keines anderen Tieres oder Menschen, denen er begegnet, schonend. Henneberger beschreibt uns einen Auerochsen, der 1595 erlegt wurde. Derselbe war vom vordern Fuß bis auf den Rücken $3\frac{1}{2}$ Ellen hoch, von der Stirn bis an den Schwanz $5\frac{1}{4}$ Ellen lang und wog über 19 Centner. Im Zaplackischen bei Wehlau sollen besonders viele Auerochsen erlegt sein. Dieser Waldriese ist verschwunden und ist jetzt noch nur in den Bialowiger Wäldern Rußlands und im Kaukasus zu finden. An der Angerapp liegt aber ein Ort, der bis heute nach diesem Tier benannt wird: Auerfluß. Dort kamen die Auerochsen häufig aus den Wäldern zur Tränke herab. Wie ein Märchen klingt's und doch ist's Thatsache*), daß noch vor kurzem ein Kandidat der Theologie in der Nähe von Bilkfallen mit einem solchen Ungeheuer zu schaffen gehabt hat. Es war am 22. November 1883, als der Kandidat**) Neßlinger

*) Mittheilung des Herrn Pfarrers Gentsch aus Cydtuhnen.

***) Jetzt Pfarrer.

nach den Strapazen eines wohlbestandenen Examens zu seinem Vater, dem Gutsbesitzer auf Czinken, heimgekehrt, die Flinte zur Hand nimmt, um sich in Feld und Wald zu ergehen. In der Nähe der russischen Grenze, welche vom Flützchen Szežuppe gebildet wird, stürmt ein rasendes Ungetüm daher. Das Gehölz an jenem Ort bestand aus jungen Kiefern von Armes- resp. Schenkeldicke. Mit leichten Stößen entwurzelte das Tier diese Baumstämme und schleuderte sie vor sich her, gleich wie ein Bäcker die warmen Semmeln, welche er aus dem Ofen gezogen hat, in den Backofen wirft. Weit umher



Der preussische Aurochs, ein Ungetüm, grausam und grimmig.

fliegen Splitter, Spähne und Staub. Nur Geistesgegenwart und Mut konnten den Kandidaten retten. Deckung hinter einem Baumstamme suchend, giebt er dem furchtbaren Gegner zwei wohlgezielte Ladungen groben Schrotens vor die Schnauze und in die Weichen. Das Tier sinkt zusammen. Blutend schleppt es sich bis zur Szežuppe, schwimmt hinüber und gerät auf russischem Gebiet in eine sumpfige Torfwiese. Die Polen eilen mit Dreschlegeln, Forken und Axten herbei und schlagen das sterbende Tier so lange, bis es regungslos liegen bleibt. Jubelnd ziehen sie ihrer Beute das Fell ab und verteilen unter sich das Fleisch. Herr Neßlinger hatte das Nachsehen. Doch für 10 Rubel kaufte er von den Polen das Fell und einen Braten. Herr Neßlinger beschreibt*) das Tier also: „Es war vorn hoch, nach hinten niedrig, hatte ein schmutzig graues Fell, auf dem Kamm des Rückens ein spannlanges struppiges Haar. Die Hörner sollen kurz wie Ochsenhörner gewesen sein; ich selbst habe sie nicht gesehen, da die Polaken sie sofort zerschlugen. Die Hufe waren gespalten, hinten befand sich eine Art von Sporn.“ Alle diese Merkmale bezeugen, daß es ein Aurochs (Wisent) gewesen. Das Fell ließ Herr Neßlinger ausarbeiten. Da es aber sehr haarte und auch zerschossen war, so trat er es an einen von Rheumatismus heimge suchten Domänenpächter, Amtsrat Heydenreich auf Girrellischen bei Pilsfallen ab.

Heiterer und komischer ist ein anderes Abenteuer mit einem **drachenartigen Weien**, wie solches sich vor einigen Jahren im hiesigen Kreise zugetragen hat.***) Weit abgelegen von allem Verkehr liegt in stiller Waldeinsamkeit ein Dörfchen bei Benkheim, Namens Ziemianen. Dort meldet eines Tages der am Seeufer seine Heerde weidende Kuhhirt, es habe sich im See ein großes Untier mit schrecklichen Augen und furchtbarem Rachen deutlich bewegt. Auch andere Leute wollen dasselbe bemerkt haben. Scharenweise wanderten die Leute aus der Umgegend zum See, um das Ungeheuer zu beobachten. Gutsbesitzer W. feuerte ihm Flintenschüsse entgegen, that ihm aber keinen Schaden. Die nähere Untersuchung durch Schulz und Lehrer entdeckte in der That ein im Wasser sich bewegendes Wesen von ungeheurer Ausdehnung und langgestreckten Gliedern. Daß es ein Ungeheuer sei, schien allen fest zu stehen, nur blieb fraglich, ob's ein Krotodil oder eine Seeschlange sei. Nun wurde ein Fischer mit sehr großem Netz aus Darkehmen geholt; 60 Mark, welche er für den gefährlichen Fischzug forderte, wurden bewilligt. In größter Spannung wartet alles der Dinge, die nun kommen sollen. Und richtig, man

*) Neßlinger in einem Briefe an Pfarrer Henks-Endtkuhnen.

**) Mitteilung des Pfarrer Czgan in Benkheim.

zieht mit dem Netz ein großes schwarzes Etwas an's Ufer. — Große Heiterkeit: es war ein Baumstamm mit langen Wurzeln und Ästen, der, unter dem Wasser schwimmend, sich infolge der Wasserströmung bewegt hatte.

Länger als wilde Pferde und Auerochsen haben sich **Elentiere** in Ostpreußen erhalten. Besonders berühmt war in vorigem Jahrhundert die Elchjagd auf dem Stobber Werder, damals Prystang'scher Werder oder Steinorter Insel. Auf diese Insel schwammen sie heerdenweise durch die Fluten des Mauersees. *) Wunderbare Fabeln erzählen die Alten von diesem Tier. Selbst Cäsar teilt die Fabel mit, die ihm irgend ein deutscher Jäger aufgebunden haben mag, daß das Elen keine Gelenke habe und nicht wieder aufstehen könne, wenn es hinfalle. Wenn man daher dieses Tier fangen wolle, säge man Baumstämme unten ab, lasse sie scheinbar auf dem Stumpf stehen, das Elen lehne sich an solche Bäume an, um sich auszuruhen, falle mit dem losen Stamm um, und man habe dann nur nötig, sich den schönen Braten von dem Erdboden aufzuheben. Auch erzählen die Alten, daß dieses Tier an der fallenden Sucht leide. **) Noch bis vor 29 bis 30 Jahren sind Elentiere in Masuren in vereinzeltten Fällen geschossen.



Das Elen.

Auch **Bären** haben sich in Masuren bis in dieses Jahrhundert erhalten. Zahlreich hausten die Bären besonders in den Wäldern bei Kutten, Jakunowken und Zabinken im hiesigen Kreise. Lebensgefährlich war für die Schulkinder von Zabinken der Gang zur Schule nach Jakunowken durch die Heide. Schon mancher war auf diesem Wege von Bären angefallen und zerrissen worden. Um dieser Lebensgefahr willen wurde 1741 die Schule in Zabinken angelegt. Im Protokoll vom 18. März 1741 heißt es: „Die Schule wird angelegt, damit nicht die Kinder durch die Heide gehn müßten, welche wegen der Bären unsicher sei.“ †) Der letzte Bär wurde 1804 in der Pupper Forst geschossen.



Der Bär.

Die **Wölfe** glaubten wir längst los zu sein. Wir lächelten, wenn sich die Leute aus anderen Provinzen von unserem Ostpreußen die Vorstellung machten, daß bei uns die Wölfe auf der Straße umherlaufen. Aber wörtlich ist solches im Oktober 1885 im Rastenburger Kreise zwischen Leunenburg und Prassen geschehen. Dort fanden sich zwei Wölfe ein, welche unter den Schafherden großes Morden anrichteten. Ein Briefbote,

*) Helwing Lithographia Angerburgia.

**) Hartknoch, Das alte Preußen, S. 215.

†) Schmidt, Der Kreis Angerburg, S. 122.

seines Merkurdienstes wartend, wandelt harmlos auf der Straße, als er plötzlich einen Wolf in nächster Nähe vor sich sieht. Die Brieftasche hinwerfen und auf einen Baum klettern, war das Werk eines Augenblicks. Man machte auf diese Räuber Jagd und der



#2.

Wolf.

Aber wer mochte gern den Fegrim zum Nachbar haben? Die Neuangesiedelten verließen oft schon nach kurzer Zeit Haus, Hof und Acker, um nur aus dieser Gegend fortzukommen. Es gab Leute, die von Schrecken ergriffen wurden, wenn ihnen die Regierung das Gnadengeschenk einer „Hube Land“ machte. So z. B. *) war in Gumbinnen von der Regierung ein Termin auf den 22. August 1736 angesetzt, an welchem die wüsten Gärten und Ländereien in der Nähe der Stadt verteilt werden sollten. Da klopfte beim Herrn Kriegs- und Domainenrat, der diese Verteilung zu besorgen hatte, der Schneidermeister Wollschnick an, bringt dem hohen Herrn einen prachtvollen Staatsrock zum Präsent und bittet flehentlich, der gnädige Herr Regierungsrat möchte ihn doch bei der in Aussicht stehenden Landverteilung vor Ueberweisung von Land und Gärten huldvollst bewahren. — Als König Friedrich Wilhelm I. sich über das fortwährende Davonlaufen neu eingesetzter Bauern und das Ueberhandnehmen der Wölfe beklagte, machte der alte Hausvoigt Joachim Dewitz in Jasterburg in einer guten Stunde dem Könige folgenden Vorschlag: „Er wüßte für beides wohl Rat. Sr. Majestät möge nur jedem Wolf „eine Hube kullmisch“ zumessen, d. i. einen Bauernhof überweisen lassen, und er stehe dafür gut, sie ließen alle davon.“ Daß in jenen Zeiten Wölfe sogar bis in die Häuser der Stadt Angerburg eingedrungen sind, erzählt uns Consistorialrat Bock in seiner Landwirthschaftlichen Naturgeschichte (II. p. 29). Am 2. Januar 1727 fand sich nämlich spät abends ein Wolf im Hause eines Angerbürger Bürgers ein und setzte sich gemüthlich vor das Ofenloch, bis man sein gewahr wurde, und er auf das laute Geschrei der Hausbewohner wieder in seinen Wald zurückeilt, es bedauernd, daß er kein gebratenes Hühnlein, oder wenigstens ein Brot aus dem Ofen mit sich nehmen konnte. Es soll ein Bäckerofen gewesen sein. Noch wunderbarer klingt die Geschichte, welche derselbe Verfasser (II. Seite 27) aus unserer lieben Stadt von einem Mops zu erzählen weiß und die hier Erwähnung finden mag. Er erzählt wörtlich: „Sogar hat man sich bemühet, den Hunden die Sprache anzugewöhnen. Hiervon hat ein Rathverwandter in Angerburg, Friedrich Krumholz, einen glücklichen Versuch gemacht, der einen Mops durch das wiederholte Drücken und Berühren seiner Lufröhre und Gurgel so weit gebracht hat, daß er viele jüdische Worte deutlich angeben konnte.“

Wo solche Dinge möglich sind, daß Wölfe vor einem Bäckerofen sitzen und Möpfe hebräisch lernen, da mußte es doch mit der Zeit auch gelingen, das zahllose Heer der Wölfe über die polnische Grenze zu treiben. Diese hochwichtige Culturarbeit gelang den Salzburgern. Indessen, als die Franzosen 1812 ihren unglücklichen Rückzug aus Rußland

*) Chronik der Stadt Gumbinnen.

machten, folgten die Wölfe ihren Fußstapfen. Das stolze Heer der Welteroberer ward von dem ewigen Weltenlenker den Wölfen zum Fraß auf die Eisgebilde Rußlands zerstreut. Seit jener Zeit wurden auch die Wölfe bei uns wieder häufiger. Im Jahre 1819 wurden 1080 Wölfe in Preußen geschossen und 4618 Thaler Schußgeld von der Regierung gezahlt. In Posen wurden a. 1820 neunzehn Menschen von Wölfen zerrissen. Was ein einziges dieser Raubtiere vertilgen kann, geht daraus hervor, daß ein Wolf, der sich vor einer Reihe von Jahren in der Gegend von Tegernsee umhertrieb, und den man 9 Jahre lang nicht erlegen konnte, in diesem Zeitraum 1000 Schafe zerrissen hatte.

Als das schädlichste Raubtier galt jedoch im Mittelalter unzweifelhaft der **Luchs**. „Den Luchs“, so heißt es in Petersdorps Verordnung, „wiel he de ärgste ist, moth man mit Netten fangen, scheeten, dot schlahn.“ „Kein Tier ist“, sagt der alte Naturforscher Geshner († 1565 zu Louzanne), „daß ein so scharpfe gesicht habe, als ein Luchs, denn nach der Sag der Poeten söllend sy auch mit iren augen durchdringen die Ding, so sunst durchscheinbar nit sind, als wänd, holz, stein und dergleichen. Dargegen so jnen durchscheinbar Ding fürgehalten werdend, so hassend sy ir gesicht und sterben daruon.“ In der Mythologie der Germanen zieht der Luchs den Wagen der Freya. Großes Aufsehen erregte es im alten Rom, als man unter Pompejus den schauspiellustigen Römern einen in Deutschland gefangenen Luchs zeigte. Dies Tier ist sehr selten geworden. In wissenschaftlichen Naturgeschichtsbüchern ist angegeben, daß man den letzten Luchs in Westfalen 1745 geschossen, in Deutschland überhaupt 1846. Das



Der Luchs.

ist aber nicht richtig. 1864 wurde ein Luchs in der Oberförsterei Nassawen geschossen, und die Ehre, den letzten Luchs in Deutschland geschossen zu haben, hat ein Bewohner unseres Kreises. Ein ausgebauter köllmischer Grundbesitzer, Neumann von Jakunowken, Kirchspiels Ruten, hat 1869 auf der Feldmark Jakunowken im Jagdbezirk Grodzisko einen Luchs erlegt. *) Der verschollene Luchs hat ein Gedächtnis seiner Schlaueit und Gier in dem Sprichwort hinterlassen: „Er weiß, wo Luchs Bier holt.“ An seine Gesichtsschärfe erinnert das Sprichwort: „Er hat Augen wie ein Luchs.**)

Unsere masurische Wildnis war nicht nur eine Hausung der Grimmigkeit und Graufigkeit, sondern auch der Süßigkeit. **Waldbienen** wurden in alter Zeit mit ganz besonderer Sorgfalt gepflegt. Zur Ordenszeit durften die zur Bienenpflege geeigneten Waldbäume nicht abgehauen werden. Den Bauern, welche vor der Gründung unsrer Stadt hier wohnten, wurde aus besonderer Vergünstigung die Pflege der Waldbienen erlaubt, denn dies war ein Regal, ein Eigentumsrecht der Landesherrschaft. Beutner hießen diese Bienenzüchter. Sie hatten gewöhnlich drei Kanzen d. i. ca. 24 Liter Honig ins Ordenshaus als Zins abzugeben, und was sie sonst an Honig zu verkaufen hatten, dafür zahlte ihnen die Herrschaft pro Kanze 4 Skot, d. i. pro Liter ca. 3½ Pfennig. Wachs und

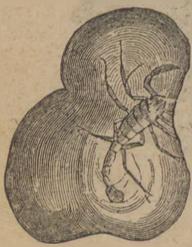
*) Mitteilung des Königl. Kreisierarzts Agathon Klebba in Rastenburg und des Herrn von Morstein-Kruglanfen.

**) Wie stark die Jagd in alten Zeiten betrieben ist, geht daraus hervor, daß in den 7 Jahren 1612—1619 auf herzoglich preußischem Gebiet geschossen sind: 15 Auer, 112 Elche, 38 Bären, 1998 Hirsche, 2344 Stützwild, 3908 Säue.

Honig spielten in alten Zeiten eine weit größere Rolle wie heute und bildeten einen wichtigen Handelsartikel ins Ausland, besonders nach den Niederlanden. In den Kirchen wurde zu den Lichten weit mehr Wachs verbraucht, wie jetzt; noch im Jahre 1627 wurden täglich früh morgens in unserer Kirche die Wachslichte auf Altar, Kanzel, Chor und Kronleuchter angezündet. *) Der Honig war der einzige Ersatz für unsern Zucker. Aus Honig brauteit die alten Preußen ihr Lieblingsgetränk, den Met. Noch in den spätern Zeiten, als unser Ort schon Stadt war, gab es Metstuben, welche dieselbe Bedeutung wie heute die Weinstuben hatten. Bis auf den heutigen Tag braut man dieses liebliche Getränk an einzelnen Stellen des Angerbürger Kreises, z. B. bei Herrn Skrzeczka im Gut Siewken, Kirchspiels Kruglanten in vorzüglicher Qualität. **) Dagegen, was man jetzt unter dem Namen Met in Polen verkauft, ist ein teures und doch widerlich süßes Gebräu zur Beförderung von Leibweh.

Auch die Schätze, welche die Erde barg, wußten unsere Vorfahren wohl zu werten. Den **Maseneisenstein**, der sich in der Umgegend unserer Stadt in Menge findet, sowie die eisenhaltigen Sümpfe in der Nähe verstand man schon zu Ordenszeiten zu Gußwaren und Schmiedeeisen zu verwenden. Die hiesige Eisensfabrik hat bis zum Einfall der Tartaren 1657 bestanden.

Bernstein (ehemals Börnstein) ist an den Ufern des Mauersees und anderer Seen oft in Menge gefunden. Als reichhaltige Fundorte des Bernsteins galten im vorigen Jahrhundert die uns nahe liegenden Ortschaften: Roggen, Piezarken, Zabinken,



Bernsteineinschlüsse.

Soltmahnen, Resau u. a. m. Dem Bernstein hat der als Naturforscher berühmte Superintendent Hellwing aus Angerburg eingehende Beachtung gewidmet, besonders interessierten ihn die Versteinerungen und Bernsteineinschlüsse. Er hatte in hiesiger Gegend folgende versteinerte Sachen gefunden: Eine versteinerte Wachsscheibe, eine Raupe, Wasserspinnen, Bluteigel, Krebse und einen schwarzen versteinerten Haifischzahn. Am schönsten sehen diese Versteinerungen beim Bernstein aus. Wie in einem gläsernen Sarge seit Jahrtausenden eingeschlossen, fesseln diese im Bernstein befindlichen Tierchen den sinnigen Betrachter der Natur. Professor Menge in Danzig (1877 †) hat sich um das Studium dieser Bernsteineinschlüsse sehr verdient gemacht.

Reichhaltig sind die **Kalklager** Masurens schon in alter Zeit gewesen. Die Kalkbauern aus dem Kruglanker und Benkheimer Kirchspiel fuhren zur Winterszeit mit großen Fuhrn Kalk über Angerburg, nach Königsberg. Superintendent Hellwing weiß von einem Kalksteine zu erzählen, der so groß war, daß man ihn auf der Stelle mußte sprengen und brennen lassen und davon Kalk zu einigen Gebäuden bekam. Ueberhaupt hat Hellwing über die Steine und Erdarten in der Umgegend von Angerburg uns in seiner Angerbürger Lithographie eine Menge der interessantesten Mitteilungen gemacht, die der Konsistorialrat Bock in seiner „wirthschaftlichen Naturgeschichte“ benutzt hat.

Als Kuriosum lesen wir in M. Chr. Gabr. Fischers (disputatio de lapidibus in agro prussico singularibus) a. 1715 Folgendes: „In der Angerbürgischen Vorstadt hat ein Stein gelegen, welcher solche Flecken und Auswachsen oder Ausschlägen als die Krätze gehabt, welchen der abergläubisch gemeine Mann vor einen vermaledeieten Stein ausgegeben und davor gehalten, daß welcher Mensch auf diesen Stein niedersetzen thät

*) 18 Mark vor 18 Pfund Wachs zu den Lichten, so in der Kirche aufm Altar, Kanzel, Chor und auf die Kron alle morgen haben brennen müssen. Kirchenrechnung d. a. 1627.

**) Mittheilung des Herrn v. Morstein-Kruglanten.

oder aufstiege rändig würde. Weil nun solches dann und wann eingetroffen, so hat man, um den Aberglauben zu heben, diesen Stein des Nachts wegnehmen und zum Fundament der Mauer um den Kirchhof legen lassen.“

So wurde der „vermaledeiete Kräzestein“ zu Angerburg unschädlich gemacht. Jedoch jene „vermaledeiete“ Plage, welche die **Steine** überhaupt für einzelne Gegenden unseres Kreises bis heute geblieben sind, hat sich nicht so leicht fortschaffen lassen. Im Rutter Kirchspiel (besonders bei Jakunowken) und im Kruglanker Kirchspiel (bei Willudden und Soldahnen) giebt es weite Strecken, die mit Steinen, großen und kleinen, dicht besät sind. Hier ringt man nur mühsam der Erde sein Stücklein Brot ab. Seit Erschaffung der Welt liegen sie da, ein hartnäckiges Hindernis des Ackerbaues. Die Pflugchar zerbricht, der Menschenarm erlahmt. Fleißige Hände lesen diese Steine zu großen Haufen zusammen, daß man davon Schlösser und Burgen bis in die Wolken bauen könnte, ohne daß ihre Zahl dadurch gemindert schiene.

Ebenso trotzt aller Kultur der **Sand**, der noch große Flächen unseres Kreises, besonders im Rutter und Kruglanker Kirchspiel bedeckt. Wie das schwache Sandkörnlein sich dem wild brausenden Meer als ein Damm entgegenlegt, an welchem die Gewalt der tobenden Fluten gebrochen wird, also erlahmt am Sande auch alle Kraft der Menschen und scheitert alle Mühe und Kunst der Ackerbauer. Und doch — was Fleiß und Ausdauer allmählich auch über diesen trogigen Kulturfeind vermögen, das hat im hiesigen Kreise ein Gutsbesitzer, Herr von Morstein in Kruglanken gezeigt, der bereits ungeheure Strecken einer Sandwüste mit jungen Kiefern bepflanzt hat. Seine Frau hat mit eigener Hand jährlich viele tausende kleiner Pflänzchen in den Wüstenand eingepflanzt, — und sie gedeihen alle vortrefflich. Im Gegensatz zu diesem sandigen und steinreichen Boden steht das Erdreich im Norden unseres Kreises. Hier hat man den fruchtbarsten Weizenboden, dort gedeihen zur Not Kartoffeln und Roggen. Hier tritt die Ernte auch 8 bis 14 Tage später ein, als dort auf leichtem Sandboden. Hier schleift man erst seine Sense zur Mahd, wenn man dort bereits mit der Ernte fertig ist. Hier fährt der wohlhabende Pöhlmer auf eleganter Equipage mit stattlichen Rossen zur Stadt, dort reitet das arme Bäuerlein auf winzigem Kößlein in tiefem Sande. Das sind Gegensätze in einem und demselben Kreise. Gehört nun unser Kreis auch nicht zu den fruchtbarsten der Provinz, so darf er sich doch, was Naturschönheit betrifft, mit den herrlichsten Gegenden Deutschlands messen. Der vierte Theil des Kreises ist **Wald**, ein herrlicher, immer grüner Tannenwald. Von den 71929 Morgen Wald ist die Hälfte Privatwald, die Hälfte fiskalisch. Vor 31 Jahren kam ein kleines Thierchen, die Nonnenraupe, und fraß bei uns 20,000 Morgen Wald weg. Da war kein Helfen, kein Retten. Das Kleinste verschlingt das Größte. Es war ein trauriger Anblick, diese hundertjährigen Riesebäume ganz entblättert, dürre Aeste gen Himmel streckend, zu sehen. Bald riß sie der Sturm nieder und meilenweit sah man in diesen Forsten ein wildes Chaos übereinandergestürzter Bäume. Da hatten die Armen im Winter warme Oefen. Für wenige Pfennige, ja umsonst, bekamen sie große Fuder Holz. Wer sich für wenige Mark einen Waldmorgen pachtete, hatte Holz für viele Jahre. War das Holz fortgeschafft, so wurden Kartoffeln in den jungfräulichen Boden eingestreut, und man erntete eine nie dagewesene Fülle. Ueber den Ruinen der Nonnenraupe erhebt sich jetzt bereits ein neuer Wald.

Neben den großen Wäldern bieten die **67 Seen** unseres Kreises herrliche Landschaftsbilder. Sie nehmen 33,097 Morgen ein und bilden den achten Theil unseres Kreises. Trotz ihrer großen Ausdehnung sind diese Seen doch verhältnißmäßig flach. Der Mauersee ist an seinen tiefsten Stellen nur 70 bis 85 Fuß tief (der Löwentinsee ist durchschnittlich 40 bis 50, doch im Nordost sogar 100 bis 125 Fuß, der Spirding westlich vom Fort *W* bis 95 Fuß tief). Doch hören wir von den Merkwürdigkeiten der Gewässer hiesigen Kreises im nächsten Kapitel.



Kapitel 2.

Die Angerapp und die zwei feinen Aelckasten. Die grausige Geschichte zu Kehlen und die Kehler Säule.
Der Mauersee und seine Inseln. Fischerrei. Nicwod, das Riesengarn.

Erinnerung an die Angerapp.

Du blaue Angerapp,
Wer ist es, der dir gab
Mit Wald geschmückte Höh'n?
Wer machte Dich so schön?

Zum Himmel dringt mein Sang
Und bringt dem Schöpfer Dank;
Auch dir, du stolzer Fluß,
Ein Lied und Gott zum Gruß.

Bin deinen Ufern fern,
Wo ich dich seh' so gern,
Bin weit von deinem Strand',
Wo meine Wiege stand.

Oft schenkt im Traume mild
Erinn'ung mir dein Bild;
Erst hüllt es Nebel ein,
Dann strahlt's im Mondenschein.

Aus „Ostpreussische Zeitung vom 8. August 1886“.

Und still ruht, bis zum Saum,
Dein Thal im tiefsten Traum;
Nur murmelt leis' die Fluth
Ein Traumlied: Gott ist gut.

Und auf dem grünen Strand',
Bom Zauber festgebant
Und heil'ger Bonn' erfüllt,
Knie' ich vor Deinem Bild.

Zum Himmel dringt mein Sang
Und bringt dem Schöpfer Dank;
Dann grüßend leuchtet sacht
Dein Bild mit großer Pracht. —

So fließ' nun weiter hin
Du blauer Strom; mein Sinn
Und Herz sind stets bei Dir,
Wenn Du auch fern von mir.

Herm. L.

Durch die oben geschilderte Bildnis rollte die Angerapp ihre blauen Fluten. Sie hieß ehemals Kirs; der Name Angerapp kommt aus dem Ostpreussischen her und bedeutet Aalfluß (Litauisch: Ungurys = Aal, Uppa = Fluß). Angerburg bedeutet Aalburg, wie die gleichnamige dänische Stadt. Gleichen Ursprungs ist der Name Elbing = Aalfang (im Volksmunde lautet noch heute Albing statt Elbing). Als größte Berühmtheit unserer Stadt und des sie umspielenden Flusses erwähnen alle Historiker den Aalfang. Der alte Königsberger Pfarrer Henneberger († den 29. September 1600) giebt darüber folgende naive Schilderung:

„Angerburg hat gar einen herrlichen Aelckfang, denn alda zwei Schleusen sind und unter einer jeglichen ein Aelckasten, die sein groß. Die Aelckasten werden also gemacht, man nimpt behawen holz, und setzet solches fein vierkantig zusammen, und auff allen vieren kanten giersaget man es, für dem überfall des Wassers, da man das frey wasser lauffen leßt, der wird inwendig ungefahrlichen einer Stube weit, auch

ungefährlichen eines Mannes hoch, unten an den seiten und boden hort man viel löcher hindurch, doch das die Aal nicht durchkriechen können, sondern das das wasser, dadurch ab, und hinweg lauffe. Wenn es nu gegen dem Sommer gehet, tunckele nacht und ungewitter sein, auch Blitz und Donner mit einfelt, denn domals der Aal nit weiß, wo er bleiben sol, laufft er dem wasser nach vom underwerts, so zeugt man eine schüngen auff, lest das wasser in Kasten fallen, mit solchen wasser felt der Aal auch in Kasten, denn er des nachts, sonderlich wenn es donnert und blitzt, dem wasser nachlaufft, das wasser leufft durch, die Aal bleiben darinnen, die findet man des morgens, oftmals, mit grossen hauffen, in Kasten ohne wasser ligen, wenn das schüngbrett wider fürgezet ist.“

Schon in alten Zeiten war der Aalfang an unserem Orte nicht immer in gleicher Weise ergiebig. Die natürlichen Ursachen davon waren oftmals nicht zu erforschen, weshalb man dergleichen unerklärliche Erscheinungen wundersam deutete. Der Kriegs- und Domainenrat H. v. Werner erzählt:

„Anno 1692 soll der damalige Beamte, der Fischmeister vom Schloß, mit großen Boten in den See gefahren sein und allerhand Schießgewehre auch einige Duppelhaaken (Kanonen), so dormalen auf dem Schloß befindlich gewesen, mit sich genommen haben, welche er auf dem Wasser abfeuern lassen. Die Nacht darauf soll gar kein Aal gefangen sein und der Fisch sich verloren haben.“

In neuester Zeit sind die meisten Aale im Jahre 1883 gefangen, als die Mühle nemlich abgebrannt und nicht im Betrieb war. Es wurden im einzigen Monat Juli a. 1883 1009 Stück, und in einer Nacht (am 28. Juli) 522 Aale gefangen. Bevor a. 1855 die Angerapp zur Herstellung der Dampfschiffahrtsstraße bis Angerburg vom Schlamm gereinigt und vertieft wurde, war ein Fang von 500—600 Aalen in einer Nacht die Regel. Da lagen die Aale haufenweise im Schlamm der Angerapp. Seit jenem Jahre ist der Aalfang bei Angerburg zurückgegangen, ist jedoch noch immer der bedeutendste beinahe in ganz Deutschland geblieben; wenigstens werden nirgends so große Aale als bei uns gefangen. Bekanntlich finden sich nur weibliche Aale in unseren Flüssen. Die männlichen Aale, die bedeutend kleiner sind, bleiben in der Ostsee; die weiblichen wandern aus dem Meere stromaufwärts in die Flüsse, durch die Weichsel, den Bug, die Narew, den Pischfluß bei Johannisburg in die masurischen Seen. Von hier treten sie vom April an ihre Rückreise stromabwärts durch die Angerapp in den Pregel zur Ostsee an, um dort zu laichen und dann zu sterben. Auf ihrer Wanderung werden sie gefangen. Nicht immer gehen sie stromabwärts, bei schönem Wetter halten sie sich unterwegs hie und da längere Zeit auf, gehen zuweilen auch rückwärts. In dunklen Nächten bei Gewitter und trübem Wetter gehen sie scharenweise mit dem Wasser mit. Ein einziger Aal legt unzählige Eier, die sich auf Millionen belaufen, doch mit bloßem Auge nicht zu sehen sind, sondern nur durch ein gutes Mikroskop. Die kleinsten Aale, die man hat beobachten können, 3 cm lang, zeigen schon vollkommen die Gestalt ihrer Eltern, sind äußerst durchsichtig, so daß man am Halse schon mit der Lupe das rote Herz pulsieren sieht und dahinter die braunrote Leber bemerkt, auch das Maul, die Brustflossen, Rücken-, After- und Schwanzflosse ebenso wie die schwarzen Augen sieht man deutlich.

In lobenswerter Fürsorge für die Erhaltung und Vermehrung der Fische hat die Königliche Regierung seit 1881 in hiesiger Mühle eine Fischbrutanstalt einrichten lassen. Der um die Fischzucht in unserer Provinz so hochverdiente und leider so früh (in diesem Winter) verstorbene Professor Benedek hat so wohl die erste, als auch nach dem Brande der Mühle 1884 die zweite Anlage dieser sehenswerten Fischbrutanstalt gemacht. Unge-

fähr 120000*) Forellen, Felchen und Saiblinge sind in diesem Jahre ausgebrütet und in die Angerapp gesetzt.

Den Ursprung der Angerapp leitete man schon in früheren Zeiten nicht aus dem Mauer-, sondern dem Strengler See ab. So Probst Helwing in seiner Angerburger Lithographie. In der That sieht man an der Ogonker Brücke den aus dem Strengler See kommenden Fluß in starkem Gefälle in den Mauersee fließen und kann man weit im See noch sein Wasser unterscheiden, so daß es wahrscheinlich dieselbe Erdrinne ist, welche sowohl das Seebette wie auch das Bette der ausströmenden Angerapp bildet. Nach Helwings Beobachtung nimmt das Wasser der Angerapp alle sieben Jahre in so rätselhafter Weise ab, daß es kaum zum Treiben der Mühlenräder ausreicht, gerade so, als ob es durch irgend eine Gegenströmung aufgehalten wird, um dann aber im Winter und nächsten Frühjahr um so mächtiger anzuschwellen.

Ueber den Namen des **Mauersees** sind die Gelehrten uneinig. Die Angerburger Stadtchronik leitet wie andere Chronisten denselben von der viel besprochenen und beschriebenen **Achlichen Mauer** ab. Dieses alte Gemäuer (11 Fuß hoch, 6 Fuß breit, 6 Fuß



Die räthelhafte Mauer zu Achlen bei Angerburg.

dicke), am Wege von Angerburg nach Achlen gelegen, hat einen räthelhaften Ursprung. Kronprinz Friedrich Wilhelm hat sich bei seinem Besuche in Angerburg 1809 diese Säule in sein Tagebuch einzeichnen lassen. Ueber die Bedeutung dieser Mauer erzählt Henneberger**) wörtlich Folgendes:

„Zur Keelen eine halbe meilen von Angerburg am See gelegen, da haben anno 1564 vier Personen, so zuuohren mit einander verdächtig gewesen, uff der vnschuldigen Kindlein tag, gebranntwein zuhaufft gejosfen, wie denn solche Leut gemeinlich auff die heiligen tage, zu thun pflegen, haben sich darnach in ein kleines heuzlein, wie die Polen haben, so von holz vierfantig gesetzt, vnd ein einfallendes Schlos gehabt, vnd der einen Magt Bruder, so ein Schmidt alda ist, zugehörig, heimlich verschlossen, vnd den Schlüssel mit sich hinein genommen, ihre vnzucht da-

*) Mittheilung des Fräulein Magda von der Heyde.

**) Henneberger, Erklärung der Landtafel, S. 166.

rinnen zu gebrauchen, aber es hat sich der Teuffel auch nicht lang geseumet vnd zweye personen, so im winkel ihre vnzucht getrieben, erstlich die helfer ab vnd umbgedrehet, die Paul und Gertraudt geheissen: Als die andern zwo, so Benedict vnd Rosa genamtt, vnd ihre vnzucht hart darbey, neben einer Bierthonnen, gegen die Thür aber auch gebraucht, solches gesehen, hat der Benedict zur Thür hinausgewollt, den hat der Teuffel zurücker gezogen, das die haut von der hand, am Schlos ist kleben geblieben; jm auch den Hals entzwei gebrochen. Der Rosa aber, nicht allein den Hals entzwei, sondern auch den ganzen leib verbrant, von heinen bis an die Brust, das kein fleisch noch eingeweide ist geblieben, das fett von ihr (denn sie eine völlige Magdt gewesen) ist in die Erden geflossen, daß, da man noch Knie tieff gegraben, gleichwol das ende vom fetten, noch nicht hat finden können, hat so grausam vebel gestunken, das nicht daruon zu sagen ist. Solches, wie es auff den donnerstag geschehen, hat man nicht gewußt wo sie geblieben, etliche haben gemeinet, sie weren zu hauff hinweg gelauffen, doch sein die Raben und Kreen, da umgeflohen vnd greßlich geschrien das man vermuthung gekriegt hat, es müße nicht recht zugehen. Auff den Soutag hernach, hetten beyder Miedge brüder gerne vom Bier getrunken, vnd nachdem sie den Schlüssel lang vergebens gesucht, haben sie die Thür mit einem langen baum aufgelauffen, als sie die so jemmerlich da ligent gewar wurden, ist sie ein hefftiges grawen angekommen, sein mit grossen geschrey, forcht und zittern daruon gelauffen. Es hat auch der Teuffel ihnen mit einer Paudel nachgeworffen, doch keinen trossen, sondern über ihnen hinweg an den Zaun. Solches ist bald, nicht allein im Dorffe, sondern auch zur Angerburg vnd andern örtern mehr, erschollen, das also viel Volcks dahin komen, diese erschreckliche Körper zu sehen, den ihnen die helfer so gar entzwei gewesen, das sie nur ein wenig mit der haut noch haben gehalten, so ist die Rosa so gar verbrant gewesen, das man sie hat müssen mit einem Lacken aufheben, vnd mit den anderen Körpern in ein gebrüch schleppen vnd vergraben. Es sind aber hernacher viel Leut, auch vom Adel den ort zu besuchen, dahin gereyset. Das hat die Bawren verdrossen, haben das heußlein hinweg wollen bringen, vnten gar los gemacht, große beume vnter gebracht, aber gar nichts bewegen können, so ist sie auch eine solche forcht ankommen, das sie die beume haben ligen lassen, vnd daruon gegangen, wie ich die beume sampt dem heußlein, noch anno 1573 allda gefunden vnd gesehen habe.

Man hat auch diesem erschrecklichen Exempel, auff der Landstrassen, so nicht weit von diesem Dorffe gehet, ein Gedächtnis oder Gebewde lassen machen, vierkantig, daran man auff vier sprachen, als Lateinisch, Deutsch, Piltawisch vnd Polnisch hat schreiben wollen lassen, kürzlich diese erschreckliche Historien, zu bedencken, sich vor solchen Sünden, so in diesem Lande gemein, zu hütten: denn nicht allein solche zeitliche erschreckliche straffe, sondern Ewige vuerhörte pein, den vnbusfertigen ewiglichen widerfahren wird. Dargegen hat man auch ein fein Exempel an Conrado von Erlingshausen, dem anders gerahen von seinen Medicis ward, aber lieber sterben wolte, denn solche Sünde begehen, vnd gesaget: Das gebe Gott nicht, daß den leib den Christus gewaschen, eine Hure wider besudelt!“

Einer anderen Ueberlieferung nach schlug der Blitz in die Brachstube und alle vier Frevler wurden getödtet. Dies ist jedenfalls die glaubwürdigste Erzählung dieses Vorganges. Die Thatsache wird uns dadurch verbürgt, daß der Pfarrer Vincentius Barfus von Angerburg (1579—95) als Belohnung dafür, daß er 1592 diese erschreckliche Historie der Angerburger Gemeinde von der Kanzel vortrug, auf Befehl des Herrn Amtshauptmanns 2 Mark 48 Schilling aus der Kirchencasse erhalten hat, wie in der Kirchenrechnung von 1592 zu lesen ist. Auch schrieb er, „veram historiam de calamitoso

et horrendo quatuor personarum interitu, quae accidit pago Kehl Borussorum. Dantisu 1593. Der Angerburger Kantor Wollweber, der 1791 auch diese Historie beschrieb, hält es für unglaublich, daß einer solchen Schandthat wegen eine Säule errichtet sei, und meint, die Kehlische Säule sei zum Andenken an eine Schlacht in der Ordenszeit errichtet oder der Ueberrest einer katholischen Kapelle. Die Sage geht, daß so oft diese Mauer einstürzt oder verfällt, werde die Ortschaft durch klägliches Winseln und Heulen in mitternächtlicher Stunde aufgefordert, die Säule in gehörigen Stand zu setzen. Nach meiner festen Ueberzeugung ist bei dieser Historie dreierlei streng auseinander zu halten: 1) **Die Geschichte** der vier umgekommenen Personen. Diese ist zwar geschichtlich, steht jedoch in gar keiner Verbindung mit der Säule. 2) **Die Errichtung der Säule.** Diese ist nichts anderes als eine sogenannte „boża meka.“ So heißen nämlich in katholischer Gegend die Säulen, welche auf drei oder vier Seiten offen, unter einem gemauerten Dach ein aus Holz geschnitztes Bild der Mutter Gottes oder des Gekreuzigten bergen. Eine täuschend ähnliche Säule habe ich auf dem Wege von Radienen nach Tolkemit gesehen. In katholischen Zeiten hat die Kehler Säule denselben Zweck gehabt. Noch heute sieht man deutlich, daß die Säule früher eine Nische gehabt, auf drei Seiten offen gewesen, später aber zugemauert ist. Die Reformation ist, wie ich aus andern Beispielen später berichten kann, von der Angerburger Gemeinde mit großem Eifer aufgenommen. Da mauerte man sofort die Kehler „boża meka“ zu, um auch dieses Andenken an das Papsttum zu tilgen. Als 50 Jahre ins Land gegangen, war die Bedeutung dieser Säule niemand mehr erinnerlich. Den gräßlichen Vorfall in Kehlen im Jahre 1564, wodurch das Dorf im ganzen Lande bekannt und sehr viele Neugierige herbeigezogen wurden, brachte man nun sofort mit der Säule in Verbindung; man setzte nachträglich sogar auf diese Säule eine auf die schreckliche Historie bezügliche Inschrift. 3) Von der Säule ist wiederum der **Name** des Mauersees streng auseinanderzuhalten. Der Mauersee heißt schon 1340 (in einer Teilungsurkunde zwischen dem Lözner und Angerburger Gebiet unter dem Hochmeister Dietrich von Altenburg [1335—42]): „Mabrow“; von den Polen wurde er später: „Mamri“ geheißen. Die Ableitung dieses Namens ist zweifelhaft. Präsentor Anderson in Popelken leitet denselben ab vom Litauischen „Maurai“, das soviel als „Entenflott“ bedeutet, und würde der See seinen Namen also von dem grünen Wassergewächs haben, das in kleinen runden Blättchen auf dem Wasser schwimmt. Doch läßt sich auch der Name vom polnischen Wort mara = Spuk, Gespenst, oder von mary = Untergang, Verderben herleiten. Mit letzterer Deutung stimmt der masurische Aberglaube, daß in mehreren Seen tückische Wassergeister ihr Wesen treiben, die von Zeit zu Zeit ihr Opfer verlangen. Sie haben die Gestalt kleiner Jungchen mit roten Mützen; sie tauchen auf, klatschen dreimal in die Hände und verschwinden wieder; dann ertrinkt jemand. *)

Der Mauersee hat in alten Zeiten einen weit niedrigeren Wasserstand gehabt als heute. Große Flächen, die heute mit dem See bedeckt sind, waren Land. Was man heute Mauersee nennt, ist ursprünglich — wie Henneberger, Hellwing, Kriegsrat Gewais u. A. m. mittheilen — wirklich gar kein allgemeiner See gewesen, sondern bestand aus einzelnen Teilen: aus dem 1340 erwähnten Mabrow und Swofisten und den 1514 genannten Lappinge und Theruse. — Man ging früher trockenen Fußes von Kehlen über Thiergarten nach Engelstein zur Kirche auf einem Wege, der heute Seegrund ist. Von 60 Hufen die Kehlen ursprünglich besaßen, sind 5 verschwunden, indem sie unter Wasser gesetzt wurden und schon unter dem 5. Juni 1781 im Grundbuch abgeschrieben sind. Der Stobber-Werder (Insel Upalten) war vormals keine Insel, sondern nur eine Halbinsel, eine Landzunge, wohin man zu Fuß von Steinort gehen konnte. Im 16. Jahr-

*) Toppens Gesch. Masurens S. 504.

hundert wahrscheinlich ist das Wasser um die Höhe einer Lanze gestiegen. *) Die künstliche Anstauung des Wassers durch hochaufgeschüttete Dämme, wie mit Helwing auch Töppen annimmt, ist zu unwahrscheinlich. Der Mauersee hängt mit 77 anderen Seen Preußens zusammen, auch diese haben alle eine Hebung des Wasserpiegels erfahren. Bei Nikolaiten war der See vormals so schmal, daß man mit einem Stein bequem da hinüberwerfen konnte, wo jetzt die lange Brücke steht. Mit dem Spirdingsee ist dasselbe geschehen, hier sind ca. 100 Hufen ehemaligen Waldes vom See bedeckt, und können diese Stellen wegen der vielen und großen Stubben auf dem See Grunde nicht besicht werden. Wenig ist's mit dem Löwentinsee, an welchem früher vom Schloß zu Lözen nach Biestern der Weg gerade aus hinter der Stadt ging. Die Ortschaft Willkassen verlor eine ganze Insel im Löwentin, auf der sie Heu geerntet hatte, dadurch, daß diese Insel vom Wasser bedeckt wurde. Die großartige mit allen masurischen Seen geschehene Aenderung des Wasserstandes ist daher nicht auf die Anlegung eines von Angerburg aus bewirkten Dammes, sondern auf eine andere, bisher unbekannte natürliche Ursache zurückzuführen.

Die Natur Schönheiten des Mauersees sind zu allen Zeiten gerühmt, besonders die des Stobber-Werders. Mitten durch einen dunkeln Wald von Linden, Ulmen und Eichen gingen nach allen Seiten sorgfältig und künstlich angelegte Wege, wie uns Helwing im vorigen Jahrhundert erzählt. Alle Spazierwege der Insel liefen in der Mitte zusammen, wo eine elegante nach den Regeln moderner Baukunst errichtete Villa stand, von deren Fenstern aus man durch die gelichteten Stellen auf den See, die Stadt Angerburg und andere Orte einen malerischen Anblick hatte. Pompös war auch die innere Ausstattung: eine elegant gemalte Vorhalle, die glänzendsten Möbel, schöne Ofen mit den seltensten Bildern und Figuren in den Nischen. Außer dieser Villa lag im Osten der Insel nach der Angerburger Seite tief im dunkeln Schatten ein Wirtshaus, dessen Wände aus kunstvoll zusammengelegten Stämmen bestehend, mit buntem Moos dicht verstopft und mit einer Menge großer Spiegel geschmückt waren.

In seinen Tiefen birgt der Mauersee einen unermesslichen **Fischreichtum**, besonders die hier im Bilde gezeigten: Karauschen, Brassen, Aal, Hechte. In den fiskalischen Seen des hiesigen Kreises sind im Jahre 1885 über 857 Tonnen Fische gefangen und zwar 164 Tonnen Brassen, 242 Tonnen Stint und Karausche, 451 Tonnen anderer Fische. Dafür zahlt der polnische Fischereipächter Moses Markewitz 10000 Mark Pacht. Die Fischerei im Mauersee gehört aber nicht dem Fiskus allein, — nur der Schwenzaitsee ist fiskalisch, — sondern zum größten Teil dem Grafen von Steinort, v. Lehndorff. Die Fischerei im Steinorter-, Dargeiner- und Stobbersee ist an Poddzielski für 12000 Mark, die dem Baron v. Schenk-Doben gehörende Fischerei und Krebserei in den Dobenschen Gewässern für 4200 Mark jährlich verpachtet, so daß der Pachtpreis für die Fischerei in dem einzigen Mauersee weit über 20000 Mark beträgt. Der wirkliche Ertrag für die Fische, die der Mauersee jährlich zur Ausfuhr nach Polen liefert, dürfte auf über 30000 Mark zu berechnen sein. Ein großartiger Fischzug wurde im März dieses Jahres im Groß-Strenglersee gemacht. Es wurden auf einmal 300 Tonnen Brassen gefangen. Von den am Mauersee gelegenen Ortschaften haben nach alten Privilegien folgende das Recht der Fischerei zu Tisches Notdurft: Numeiten, Kehlen, Charlottenhof, Ogonten, Piezarten. Ähnliche Rechte hat Przytullen, Groß- und Klein-Strengeln.



Mannigfaltig wie die Fische in den Masurischen Seen sind die Werkzeuge zum Fangen derselben. Professor Benecke zählt in seinem Werk über die Fischerei in unserer

*) Helwing Lith. Ang. S. 5.

Provinz deren über 100 auf. Höchst interessant ist ein solcher Fischzug auf unseren Seen mit dem „großen Wintergarn“ (Riemod). Dasselbe ist so groß, daß man damit ein ganzes Gut oder Dorf umspannen kann. Es hat zwei Flügel (strzydla), deren jeder 200 Meter lang und bis 36 Meter hoch (Turmesthöhe) ist und einen Sack (matnia) von 60 Meter Länge, dessen hinterstes Ende Kuttel heißt. Die Zugleinen (wyndrichi) sind 300 Meter lang. Es wird im Eis eine große Öffnung (wylos) gemacht, um dieses Riesengarn hineinzulassen; durch die Zuglöcher (wormali) werden die Zugleinen gezogen und dann auf Drehtonnen (kadlub) aufgewunden. Durch die Auszugsöffnung (olugea), an welcher eine Schar Neugieriger des kommenden Zuges harret, wird ans Tageslicht gefördert, was die dunkelen Tiefen gespendet haben. Die bei solchem Fischzug beschäftigten Arbeiter werden meistens nicht mit Geld, sondern mit Fischen für ihre Arbeit gelohnt. Ihre Frauen nehmen diesen Lohn in Empfang, um ihn schnell zu veräußern. Ohne diesen Umstand würden wir, obwohl in fischreicher Gegend mitten zwischen zahlreichen Seen wohnend, doch niemals ein Gericht Fische zu kaufen erhalten, da alle übrigen Fische gleich nach dem Fang in den Handel nach Polen kommen.





Kapitel 3.

Die alten Galindier. Heidnische Opfer. Ein heiliger Wald des Perkunos zwischen Lüben und Angerburg. Der heilige See. Frauenrache. Die Einwanderung der Polen. Masurenische Gemüthlichkeit. Pogorzelski, ein urwüthiges Original Masurens. Die Einwanderung der Schotten in Angerburg. Die Einwanderung der Salzburger. Wanderlust der Masuren. Graf und Postillon. Wie zwei Masuren im Ausland Universitätsprofessoren werden. Ein armer Schüler aus Angerburg wird Krösus.

Hören wir nun auch von **den Menschen**, die in alten Zeiten hier gewohnt. Es waren die **Galindier** *), ein Stamm der alten Preußen. Ihr Name bedeutet die „Mächtigen“. Vor Ankunft der deutschen Ritter soll hier eine ungeheure Übervölkerung gewesen sein. Dafür spricht auch die große Zahl der in Masuren aufgefundenen altpreussischen Gräber aus der Heidenzeit. Probst Helwing fand auf einem Hügel neben dem Amtsstrug eine Menge Urnen, von welchen er sich fünf herausnahm. Es war auch ein Thranenkügglein dabei. Auch unser heutige Kirchenplatz war schon in heidnischen

Zeiten Begräbnisplatz. Als Helwings Großvater mütterlicherseits, Uriel Bertram, 1657



Funde in altpreussischen Gräbern.

Fig 1a. und 1b. Steinkreisgrab auf der Oberfläche und im Innern. Fig. 2a. b. c. Lebendig begrabenes Pferd, wovon das Gerippe und das Trensengebiß zu sehen. Fig. 3. Querschnitt eines Kistengrabes mit zwei Urnen. Fig. 4. Urne auf der ein Gesicht zu sehen.

*) Uebereinstimmend rechnen Töppen, Comp. Geographie v. Preußen S. 21 und 27 und Schmidt, der Kreis Angerburg S. 2, die hiesige Gegend zu Galindien.

begraben wurde, fand man in einem altpreussischen Grabe auf unserem Kirchhofe einen zinnernen Deckelkrug, noch halb mit Bier gefüllt, das Bier hatte eine dicke Haut. Solche mit Bier gefüllten Krüge wurden nicht selten als eine Mitgabe für die Toten hineingesetzt. Allenthalben in unserem Kreise, bei Neußen*), Doben, Ruten, Biczarken, Przerwanen, Engelstein u. s. w. hat man zahlreiche Urnen gefunden, welchen Totenkronen, Spangen, Ringe u. A. m. beigelegt waren.

Preußens älteste Bewohner hatten Sonne, Mond und Sterne ja, Tiere bis zur Kröte herab angebetet. Später verehrten sie Kirche, den Gott der Speise. Als aber dann skandinavische Goten auf drei Schiffen unter dem Könige Berig aus Schweden hier herkamen, brachten letztere drei mächtige Hauptgötter mit, die hier



Die drei Hauptgötter der alten Preußen.

Perkunos

Perkunos.

Potrimpos.

im Bilde zu sehen sind. In Komowo, einem Orte der stillen Ruhe und tiefen Schweigens, unter einem mächtigen Eichenbaume hatten sie ihre Wohnstätte. In der Mitte steht das Bild des Perkunos. Er war der Götterkönig, der Feuergott, sein Antlitz zornentbrannt, der Bart kraus, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt. Seine Sprache war der Donner. Alles Volk fiel beim Donner bebend auf die Erde und schrie: „Diewas Perkunos abgehle nus!“ d. h. Gott Perkunos, erbarme dich unser! Noch heute heißt im Litauischen per-

*) Bei Neußen fand Herr Wegmann in heidnischen Gräbern folgende Stücke: Ein eisernes Messer, eine bronzene Hakenförmige, einen Fingerreif, eine gefüllte bronzene Bommel mit Dehr, einen geschliffenen Quarzstein zum Feuer schlagen, ein bronzenes Zierstück in Form eines gleichschenkeligen Dreiecks. Im Jahre 1879 deckten Herr Wegmann, Major von Bönlgt und Dr. Bujad 17 Grabstätten mit Urnen aus heidnischer Zeit bei Neußen auf.

kunas der Donner, polnisch piorun. Ihm brannte Tag und Nacht ein heiliges Feuer, das die Priester bei Todesstrafe zu bewachen hatten. Perkunos*) wurde nicht nur in Romowo verehrt, sondern es gab in Preußen zahlreiche Wälder, die ihm geheiligt waren, und wo ihm geopfert wurde. So erinnert das Domainengut **Pierkunowen** am Mauersee bei Löben an diesen heidnischen Götzen. Aus dem Namen dieses Ortes können wir mit Sicherheit schließen, daß der Wald zwischen Angerburg und Löben dem Perkunos geheiligt war und sein Götterbild auch hier aufgestellt gewesen ist. Diese Annahme wird zugleich durch den Namen des Schwenzaitsee bei Ogonten bestätigt. Szwentas ist der alt-preussische Ausdruck für heilig, also Schwenzaitsee heißt heiliger See.



Ein preussischer Waidelotte opfert den Göttern ein Pferd im heiligen Hain.
Ein zweiter Hauptgötze war Potrimpos, der Spender des Glücks, einen Jüngling

*) Die oben im Text mitgeteilte Schilderung der preussischen Götter beruht auf der seit 300 Jahren von alten preussischen Geschichtschreibern gegebenen Darstellung. Das Bild der drei Götter ist aus dem illustrierten Werk „Borussia“ von Herrn Kalleß getreu nachgezeichnet. Freilich giebt's auch Geschichtsforscher, welche dies alles für eine Erfindung des Simon Grunau halten. Zu Tolkemit nämlich, jenem Städtlein, das beinahe unter einem großen Strohhut Platz hätte und von dem es heißt:

„O Tolkemit, du große Stadt,
Du bist fürwahr ein Wunder. | Wenn einer dich gesehen hat,
So ist Paris ein Plunder.“ —

mit einem Lehrenfranz auf dem Haupte darstellend. Ihm waren die Gewässer geheiligt. An der Angerapp zu Darkehmen steht bis heute noch ein Potrimposberg. Der dritte Götze war Pifollos, der Gott des Verderbens. Das polnische Wort pieklo = Hölle erinnert an seinen Namen. Neben diesen Hauptgöttern gab es noch unzählige Nebengötter. Den Götterdienst besorgten die Priester, Waidelotten geheißten. An ihrer Spitze



Ein preussischer Priester nach Hartknoch.

stand der mächtige Grimwe. Bis spät in die christliche Zeit hinein haben sich heidnische, abergläubische Ceremonien oft in tiefster Verborgenheit erhalten. Noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts ist das **Vod-heiligen** vorgekommen. Der Hergang war folgender: Die Bauern sammeln sich an geheimem Orte, wählen aus ihrer Mitte einen Greis zum Waidelotten. Dieser zündet ein Feuer an. Die Männer bringen einen Bock herbei, die Frauen Weizenmehl. Der Waidelotte ruft die alten heidnischen Götter an und preist sie hoch. Die Anwesenden knieen, beichten ihre Sünde, fassen den Bock an, heben ihn singend in die Höhe. Der Waidelotte schlachtet ihn. Das ausströmende Blut fängt er in einer Schale auf, besprengt damit die Anderen, giebt jedem davon etwas mit als Medizin für krankes Vieh. Nun wird das Fleisch gebraten. Während dessen knieen alle und lassen sich vom Waidelotten wegen ihrer Sünden aufs härteste schlagen und am Haar reißen. Bald wendet sich das Blatt. Alle fallen über den Waidelotten her und prügeln ihn für seine Sünden. (So wurde 1834 bei Memel ein Greis der beim Vockheiligen den Waidelotten gespielt hatte, zu Tode geprügelt). Darauf wird Kuchen gebacken und es beginnt ein großer Schmaus.

Nicht nur männliche Priester hatten die heidnischen Vorfahren, sondern auch Priesterinnen. Hoch verehrt wurde die Galindische Priesterin. Welches Unheil diese Prophetin angerichtet, erzählt Dusburg und andere Chronisten. Als des galindischen Volkes so viel war, daß das Land sie nicht alle nähren konnte, beschloßen die Vornehmsten Galindiens alle weiblichen Kinder zu töten. Die schlauen Mütter wußten jedoch ihre Töchter zu verbergen. Da ergrimmten die Männer und verstümmelten ihren Frauen die Brüste, daß sie niemals wieder Kinder säugen könnten. Jetzt schrieten die Frauen nach Rache und wandten sich an die Waidelottin. Sie war so mächtig und hochverehrt, daß auch die wildesten Männer ihr gehorchten. Sie rächte ihr Geschlecht. Es sei Wille der Götter, sagte sie, daß die Männer in das Gebiet der benachbarten christlichen Polen unbewaffnet einsielen. Ihrem Befehl beugten sich auch die Trozigsten. Bei diesem tollen Unternehmen kamen alle Waffenfähigen um. Aber auch die Frauen fanden nun ihr Verderben. Über die Wehrlosen fielen die Nachbarvölker her und führten sie in die Sklaverei

da lebte zu Luthers Zeiten ein Bettelmönch, der Simon Grunau hieß. Dieser Mann, sagen die Geschichtschreiber, hat viele Lügen aufgebracht. Preussische Geschichte schrieb er für sein Leben gern, es war aber mehr Dichtung als Wahrheit. Den deutschen Orden, auf den er schlecht zu sprechen war, tauchte er tief in seine Zünte. Dieser Mönch fand ein geschriebenes altpreussisches Gebet, in welchem die heidnischen Preußen den Schöpfer der Welt, Kurko (auch Kurcho, Gorch, Korto) mit allerlei Beinamen anredeten, und zwar ihn Perkunos, Potrimpos und Pifollos, d. i. Donnergott, Frühlingsgott und Totengott nannten. Daraus hätte nun, sagen die Kritiker, der Mönch Grunau den Preußen die drei Götter angedichtet, obwohl sie nur den Kurko, den Welterschöpfer, verehrten. Den Mönchslügen seien seit 300 Jahren alle Geschichtsgelahrten Henneberger, Hartknoch, von Vaczlo, Voigt, Heinel u. s. w. gefolgt. Freilich hat Töppen dem Volkemitter Mönch viele Lügen nachgewiesen, indessen sind in Bezug auf die Götterlehre der alten Preußen noch weitere kritische Forschungen abzuwarten, da die Gelehrten hierin noch nicht einig sind.

und, so sagt der 100 Jahre später lebende Chronist Dusburg, „ist jenes Land bis auf diesen Tag wüste geblieben“. Der Orden fand unsern einst so stark bevölkerten Landstrich nur schwach besetzt.

Zur Ordenszeit wird uns ein Galindischer König oder Häuptling Hegups genannt, der seine Burg auf einer Insel eine halbe Meile von Lügen, „nach Litauen hin“, (Litwanos versus) im See „Nabentine“ gehabt hat. *) Wo diese Burg gestanden haben mag, ist schwer zu ermitteln. Es giebt weder auf dem Löwentin (Nabentine), noch auf dem Mauersee eine Insel, die sich für eine solche Burg mehr geeignet haben kann, als gerade die Insel Gilm bei Doben. Auf dieser malerisch gelegenen, von schäumenden Wellen umfluteten Insel hat man von steiler Höhe eine entzückende Aussicht über den Mauersee. Die Anlagen der Befestigung sind noch heute zu erkennen. Als der Freiherr Wolf von Schenk im Jahre 1634 die Ziegel des Gemäuers zum Ausbau seines Wohnsitzes in Doben ausbrechen ließ, fand man dort eine Menge von Überresten aus alter Heidenzeit: steinerne Streithämmer und Pfeilbolzen u. a. m. Jedoch spricht gegen die Insel Gilm als Wohnsitz des Häuptlings Hegups die vorerwähnte Ortsbezeichnung „eine halbe Meile von Lügen im Nabentine“.

Als sich die Galindier unter die Faust der eisengepanzerten Ritter beugen mußten, wurden in unserem Landstrich Deutsche angesiedelt. Reußen und Thiergarten bei Angerburg blieben mit preußischen Ureinwohnern besetzt. Neben den Deutschen und alten Preußen wohnten hier auch Litauer. Der zweite Geistliche in Angerburg heißt in den alten Kirchenrechnungen des 16. Jahrhunderts immer der litauische Kaplan. In dem alten Angerburger Kirchspiel wurden die Ortschaften Sobiechen, Buddern, Wenkheim u. s. w. zu Litauen gerechnet. Einst wurde also in hiesiger Kirche in vier Sprachen gepredigt, in deutscher, preußischer, litauischer und polnischer.

Es flutete im 16. und 17. Jahrhundert, als Preußen unter polnische Oberherrschaft gekommen war, eine **große Schar polnischer Ansiedler** herein, ganz besonders solche, die hier für ihren evangelischen Glauben Schutz und Schirm suchten. Die deutschen Namen für die Ortschaften unseres Kirchspiels verschwinden um jene Zeit in unseren Kirchenrechnungen und an ihre Stelle treten polnische. Aus Schwynz wird Ogonen; aus Großgarten wird Bossessern; aus Angerapp Stullichen; aus Birtenfeld Brosowken; aus Spitzing Przerwanken; aus Treugenfluß Pietrellen; aus Gehling Biegarfen; aus Gr. Sieben Siemen, Kl. Sieben Siewken; den Herrn von Mondstern (der Mond und Sterne in seinem Wappen hat) machte man zu einem Pan Morstein, dessen Nachkomme noch heute in Kruglanken wohnt. *)

Von höchstem Interesse ist es, das allmähliche Anwachsen und Absterben des polnischen Elements in hiesiger Gegend zu verfolgen. In der ältesten Kirchenrechnung aus dem Jahre 1539 findet sich nur „ein Polack“ in Angerburg. Im Jahre 1598 hat man hier bereits einen polnischen Pfarrer Pogorzelski, einen polnischen Kantor Wisozki, auch polnische Bauhandwerker. Jedoch hatten die Ortschaften noch alle deutsche Namen. 1627 sind bereits sämtliche Ortsnamen polonisiert und 1694 sind in der Gemeinde nur

*) Töppen, Gesch. Masurens S. 9. Anm.

**) Lucanus, der Staat Preußen u. s. w. S. 296, erzählt: „Die adlige Familie von Moorstein wird ebenfalls uralter Abkunft gehalten, woraus der Ordensstreifer oder Schatzmeister als Obrister in dem blutigen Treffen bei Tannenberg das 13. Ordensregiment commandirt. Der polnische Kron-Schatzmeister Andreas Morstein hat erst im verwischnen XVII. Jahrhundert das indigenat im Poln. Preußen von der Kron Pohlen erlangt. Anton Morstein, jetziger Woywode in Plesland, ein eifriger Anhänger Königs Stanislaus hat sich nachgehends 1734 Augusto III. nebst einigen andern Magnaten submittiret. Eine Stammkate ist vor etlichen Jahren ohnweit Lyd in Natangen mit Güttern sakhaft gewesen, die aber nachher veräußert wurden. Siehe Hartknoch S. 453.“

426 **deutsche**, dagegegen bereits 2567 (!) **polnische** Kommunikanten. Das Verhältnis des deutschen zum polnischen Element war also damals wie 1 : 6. Dann aber im 18. Jahrhundert nimmt das deutsche Element allmählich wieder zu und das polnische ab. Am Anfang dieses Jahrhunderts halten sich Polen und Deutsche in Angerburg das Gleichgewicht. Jedoch in den andern zur Diözese Angerburg gehörenden Kirchspielen ist das Polentum bei weitem stärker vertreten. Selbst in der Stadt Rastenburg, wo heute doch kaum ein polnischer Laut zu hören ist, waren a. 1801 in der höheren Töchter Schule 46 deutsche und 44 polnische Schülerinnen*).

Als das Seminar in Karalene Mitte Oktober 1816 eröffnet wurde, waren die 6 jungen Leute, welche aus hiesigem Kreise sich zum Eintritt meldeten, ganz polnisch und verstanden kein deutsches Wort. Sie wurden jedoch angenommen in der Hoffnung, daß sie das Deutsche bald erlernen würden.

Als ich in meiner Kindheit vor ungefähr 30 Jahren mit meinem Vater eine Besuchsreise zu Schlitten nach Masuren machte, irrten wir hinter Gr. Strengeln bei einbrechender Dunkelheit von der Schneebahn ab und gelangten über den für Schlittenfahrt höchst gefährlichen Willkusssee nach dem sogenannten Hegewald. Die Gegend war uns ganz fremd, nirgends war ein Haus oder ein Mensch anzutreffen. Da begegneten uns im Walde 20 bis 30 Holzschlitten. Wir fragten die Fuhrleute nach dem Wege, aber alles sprach polnisch, wir verstanden nicht ein einziges Wort. Uns war zu Mut, als wären wir in einem amerikanischen Urwald verirrt. Solche Vorfälle sind heute nicht mehr möglich, da in dortiger Gegend bereits Alt und Jung deutsch versteht. Das deutsche Wesen dringt unaufhaltbar weiter. Sein Vorkämpfer ist die evangelische Kirche und Schule. Freilich würde auch die Arbeit der Kirche und Schule vergeblich sein, wenn nicht die Masuren von jeher trotz polnischer Zunge als evangelische Christen eine Zuneigung für deutsches Wesen und deutsche Sprache hätten. Sie wollen nicht „Polen“ sondern Preußen sein. „Polack“ ist ihnen ein Schimpfname. Die Eltern wünschen selber dringend, daß ihre Kinder deutsch lernen sollen. In meiner früheren Landgemeinde Bögen wurden mir oft Kinder zum Pfarrunterricht angemeldet, die fertig polnisch aber höchst mühsam deutsch sprachen. In diesen Fällen stellte ich den Eltern frei, ob ihre Kinder den polnischen oder den deutschen Confirmandenunterricht besuchen wollten. Sie wählten meist immer den deutschen Unterricht, so daß 1875 der polnische Unterricht ganz aufgehört konnte.

Es folgt hier eine Zusammenstellung, die uns ein klares Bild von der Verdeutschung der Masuren in den letzten 80 Jahren darbietet. In den Kirchspielen der alten Diözese Angerburg hat das Polnische seit den letzten 80 Jahren von 72 $\frac{2}{3}$ pCt. bis auf 2 $\frac{1}{3}$ pCt abgenommen. Die meisten Polen waren vor 80 Jahren in Gr. Stürlack, wo das Polnische zum Deutschen sich wie 99 : 1 verhielt. Erst 1876 stand in Stürlack das Deutschtum zum Polentum wie 1 : 1, also gleich. Am langsamsten ist die Verdeutschung in Rydzewen vor sich gegangen, indem dort das polnische Element nur von 93 auf 87 pCt. heruntergegangen ist.

*) Dr. Wald, Nachrichten von den Schulen in Ostpreußen 1801.

Name des Kirchspiels.	Deutsche Kommunikanten				Polnische Kommunikanten				Gesamtzahl der deutschen und polnischen Kommunikanten	
	in den Jahren 1801—1806		in den Jahren 1880—1885		in den Jahren 1801—1806		in den Jahren 1880—1885		durchschnitt- lich in den Jahren 1801—1806.	durchschnitt- lich in den Jahren 1880—1885.
	burchschnittliche Zahl.	Prozent- satz.	burchschnittliche Zahl.	Prozent- satz.	burchschnittliche Zahl.	Prozent- satz.	burchschnittliche Zahl.	Prozent- satz.		
Angerburg . . .	2405	51 ⁰ / ₁₀	4158	93 ¹ / ₄	2333	49	302	6 ⁰ / ₄	4738	4460
Beuthen . . .	688	34 ² / ₃	1771	94 ¹ / ₉	1292	65 ¹ / ₃	110	5 ⁸ / ₉	1980	1881
Budbern . . .	650	27 ¹ / ₁₂	1867	98 ⁸ / ₁₉	1750	72 ¹¹ / ₁₂	30	1 ¹¹ / ₁₇	2400	1897
Engelstein . . .	1085	40 ¹⁵ / ₂₃	1445	98 ¹ / ₇	1245	59 ⁸ / ₂₉	23	1 ⁰ / ₇	2330	1468
Grabowen . . .	780	33 ⁷ / ₃₃	2728	93 ¹⁹ / ₂₉	1561	66 ¹⁶ / ₂₃	185	6 ¹⁰ / ₂₉	2341	2913
Gurnen	435	48 ¹ / ₂	1710	94 ¹³ / ₁₈	462	51 ² / ₇	95	5 ² / ₁₈	897	1805
Kruglanken . . .	238	8 ² / ₇	2026	81 ¹⁰ / ₁₂	2629	91 ⁵ / ₇	450	18 ² / ₁₂	2867	2476
Kutten	291	16 ¹ / ₉	1710	92	1437	83 ² / ₁₉	149	8	1728	1859
Löben	541	11 ⁸ / ₉	2646	50 ¹ / ₁₀	4002	88 ¹ / ₉	2373	49 ⁹ / ₁₀	4543	5019
Nitzewen	80	6 ² / ₃	255	12 ¹ / ₄	1120	93 ¹ / ₃	1731	87 ³ / ₄	1200	1986
Rosengarten u. Doben	363	24 ¹ / ₁₅	1561	97 ¹ / ₃	1147	75 ¹⁴ / ₁₅	40	2 ¹ / ₂	1510	1601
Gr. Stürlack . .	20	1 ⁷ / ₁₃	747	65	1279	98 ⁶ / ₁₁	386	34 ¹ / ₁₆	1299	1133
Summa	7578	27 ¹ / ₁₇	22624	97 ² / ₃	20257	72 ⁰ / ₇	5874	2 ¹ / ₃	27833	28498

Diese evangelischen, polnisch redenden Masuren haben recht interessante Charaktereigenschaften. — Um die schlechten Eigenschaften zuerst zu nennen, besitzen sie bekanntlich eine verderbliche Zuneigung zur „butelka“ (Schnapsflasche). Helwing klagt (1720*) über das Laster der Trunkenheit in Masuren: „Ich glaube nicht, daß man die delikatesten Weine in Italien, Spanien und Frankreich so begierig schlürft, als der preussische Pöbel den gemeinen Kornbranntwein. Des Morgens ist er ein Verwahrungsmittel gegen die böse Luft; da trinkt alles Branntwein, was ihn nur bezahlen kann. Hat der Bauer kein Geld, so bringt er ein Viertel Hafer oder Getreide, eine Mandel Eier oder ein Huhn in den Krug und versäuft es in Branntwein. Nach der Mahlzeit**) soll er die Speisen verdauen helfen, darum muß ein Glas Branntwein eingestürzt werden und so auch gegen die Nacht, daß die Speisen nicht drücken. Im Sommer bei heißem Wetter trinkt er Branntwein, um die Luft zu kühlen und bei Winterkälte ruft er nach Branntwein, weil er wärmt.“ — Jedoch hat dieses Laster in neuerer Zeit allgemein bedeutend nachgelassen. Während früher, wie alte Leute erzählen, an Markttagen die Landleute den ganzen Tag in den Gasthäusern der Stadt saßen, und man abends dieselben trunken auf den Straßen und in den Stadtgräben fand, sind sie heutzutage schon früh gegen Mittag nach Hause gefahren.

Was nun aber den masurischen Volksstamm vorteilhaft auszeichnet, ist seine erstaunliche Beweglichkeit und Anstelligkeit, seine Freundlichkeit und Höflichkeit nicht nur gegen höher Gestellte, sondern auch gegen seinesgleichen. Ist die ihm gleichgestellte Person älter, so redet er sie, mag sie ihm auch ganz fremd sein, mit „woyu“ = Onkel, oder „ciotko“ = Tanten, „Ojezulku“ = Väterlein, „matulku“ = Mütterlein an. Altersgenossen redet er mit „bracie“ = Bruder oder „sioostro“ = Schwester an. Fast nie habe ich einen masurischen Ehemann von seiner Frau anders reden hören, als „moja żonka“ = mein Frauchen. Seine Geistlichen nennt er „Panie dobrodzejó“

*) Bock, Versuch einer wirtsch. Naturgeschichte S. 166.

**) Die polnische Redensart lautet: „przed tém“ (vor dem Essen) den ersten; „przy tém“ (beim Essen) den zweiten; „po tém“ (nach dem Essen) den dritten.

(Herr Wohlthäter). Zu dieser lobenswerten Eigenschaft gesellt sich eine unverfälgliche Redseligkeit. Ein Masur redet an einem Tage mehr als ein Natanger oder Sankländer sein ganzes Leben lang. Dazu kommt ein heiteres Gemüt und trefflicher Humor. Die Sprichwörter der Masuren treffen meistens den Nagel auf den Kopf. Eine volkstümliche, durch derben Humor bekannte Persönlichkeit war der im vorigen Jahrhundert in Kutten lebende Rektor Pogorzelski. Zahlreiche Anekdoten werden über dieses urwüchsiges Original erzählt. Herrn Pfarrer Skierlo in Angerburg, dessen Verwandte diesen sonderbaren Mann noch gekannt haben, verdanke ich die hier folgende interessante Lebensbeschreibung Pogorzelski's*).

Michael Pogorzelski war zu Sepacken, einem kleinen Dorfe bei Lych am See Sunowa im Amtsbezirk Stradaunen, Kirchspiels Grabnick, geboren. Seine Eltern waren Polen und Michael hat sein Lebelang (wie sein gelehrter Landsmann Cölestin Wislenta) mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuß gestanden. Der Knabe zeichnete sich durch eine schöne Stimme und musikalische Begabung aus. Durch Vermittelung des Pfarrers Drigalski in Stradaunen kam er in die Schule nach Lych, von der er auf die Universität Königsberg entlassen wurde. Zwar bekam er, als er ausstudiert hatte, die Erlaubnis zum Predigen, doch wegen seiner mangelhaften deutschen Sprache keine Anstellung.

Der Erzpriester D. G. Fiedler in Ragnit, Drigalski's Schwager, hatte in seiner neuerbauten Kirche (die vorher 1757 von den Russen verbrannt war) 1771 eine neue Orgel erbauen lassen, der Kantor aber konnte dieselbe nicht spielen. Hier fand daher der sehr musikalische Kandidat Pogorzelski Anstellung als Organist. Da er aber von den wenigen Organistengroschen nicht leben konnte, verschaffte ihm Fiedler in Ragnit Freitische. Der masurische Kandidat war bald in allen Häusern, die ihm freien Tisch gaben, ein großer Liebling. Als Pogorzelski geäußert hatte, sein liebstes Essen sei „saurer Komst“ (Kumst), fand er täglich in allen Häusern dasselbe Essen: „sauren Komst“. Bei Erzpriesters fühlte er sich am wohlsten. Die Frau Erzpriesterin war die einzige Person in Ragnit, mit der Pogorzelski seine Muttersprache reden konnte. Pogorzelski sollte auch in der Schule unterrichten, aber er konnte weder litauisch noch deutsch, daher war es ihm unmöglich Schule zu halten. Durch Fiedlers Vermittelung erhielt er aber bald die Rektorstelle in Kutten, wo er in seinem Element war, denn hier wurde zu Pogorzelski's höchster Freude fast nur polnisch gesprochen. In Kutten würde er wohl auch sein Leben beschloffen haben, wenn nicht eine zufällige Begegnung ihm weiter geholfen hätte.

Es war nämlich an einem Nachmittage im März 1778 als der General v. Loffow aus Stallupönen**) auf einer Inspektionsreise in das Dorf Kutten einfuhr. Der Weg war tief aufgeweicht und nur mit Mühe konnten die vier vorgespannten Rosse den schweren Verdeckwagen vorwärts bringen. In Erwartung eines Ruheständchen im nahen Krüge trieb der Kutscher die Pferde noch einmal an; in schnellerem Lauf ging's die Dorfstraße entlang. Da gab's plötzlich einen Krach, die Kutsche neigte sich zur Seite und blieb stehen: ein Rad war gebrochen. Ärgerlich blickte der General heraus, schaute sich um und rief einen Mann herbei, der auf seinem nahen Hof mit Zerkleinern von Holz beschäftigt gewesen, und bei dem außergewöhnlichen Ereignis in seiner Beschäftigung innehaltend, die Hand an die Stirn gelegt, zusah. Es war ein Mann in mittleren Jahren, sein Kopf mit einer schwarzen Pelzmütze bedeckt, der lange unbezogene, aber mit roten in Wolle gestickten Figuren geschmückte Pelzrock mit einem ledernen Riemen zusammengehalten, die Füße mit Holzschuhen bekleidet. Bedächtig trat er näher.

*) Nachträglich empfing ich einen Bericht des Herrn Präsentor Anderson-Popelsen über Pogorzelski, durch welchen Skierlos Mitteilungen bestätigt resp. ergänzt werden.

**) Nach Andersons Mitteilung war es General Günther aus Lych.

„Wo ist hier die Schmiede?“ fragte v. Vossow. Aber jener betrachtete zunächst mit prüfendem Blick den Schaden am Rad und fragte dann dagegen: „Wer sind Sie?“

„Ich bin der General v. Vossow; sagen Sie mir schnell, wo die Schmiede ist, ich muß heute noch nach Angerburg kommen.“ —

„Steigen Sie nur aus, Herr Generalchen! Binnen ich der Rektor in Kutten Bogorzelski, werden ich Rad zurecht machen, wird mein Puttchen Ihnen Tasschen Kaffee machen.“ —

Gerne folgte der General der Aufforderung, begab sich in die Wohnung des Bogorzelski, welcher seine Frau beauftragte, Kaffee zu besorgen. Er selbst machte sich daran, das zerbrochene Rad in den Stand zu setzen, was auch in so kurzer Zeit geschah, daß er früher mit seinem, als seine Frau mit ihrem Geschäfte fertig wurde. In die Stube zurückgekehrt rief er ihr deshalb zu: „Puttchen, mach doch geschwind! Ellender Weib! macht er nicht und macht er nicht Kaffee!“ Bei der nun folgenden Unterhaltung des Generals v. Vossow mit Bogorzelski fand ersterer immer mehr Gefallen an dem natürlichen Verstande des Rektors, er erkannte in ihm einen Mann von einiger Bildung, und fragte ihn, ob er nicht daran dächte, Pfarrer zu werden. Bogorzelski erwiderte, daß er sich zur Zeit in Kutten in seinem Schulamte ganz wohl fühle und an Bewerbung um ein Pfarramt nicht dächte. Nachdem endlich der verheißene Kaffee mit frischem Gebäck erschienen und genossen war, verabschiedete sich v. Vossow mit Dank für des Rektors Hilfe, forderte ihn auf, ihm auch einmal einen Besuch in Stallupönen zu machen und versprach ihm seinen Beistand, falls er betreffs des Pfarramtes anderer Meinung werden sollte.

Des Generals Vorschlag war bei Bogorzelskis „Puttchen“ auf guten Boden gefallen. Sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, bis er sich entschloß, dem General den Gegenbesuch zu machen, und seine Hilfe behufs Erlangung der Pfarrerstelle in Anspruch zu nehmen. Gegen Ende des nächsten Winters sattelte er sein Roß und ritt gen Stallupönen. Das Wetter war nicht schön, Schnee mit Regen gemischt fiel dicht vom Himmel und durchnäßte seinen Pelz. Aber bei dem General traf er zu gelegener Zeit ein.

Der selbe hatte eine große Gesellschaft geladen und der größte Theil der Gäste war bereits in den hell erleuchteten Zimmern versammelt; die Diener erwarteten im Flur stehend die letzten. Da trat ein Mann ein, die hohen Stiefel, in denen die Beinkleider vorsorglich gesteckt waren, von Schmutz bedeckt, nicht minder der lange Pelz, die Pelzmütze von Schnee und Wasser triefend. „Was will Er hier? Mache Er, daß Er herauskomme!“ herrschte ihn einer der Diener an.

„Schweinepelz! nennst mich Er!“ erwiderte entrüstet Bogorzelski, „binnen ich Rektor aus Kutten, komme ich besuchen Generalchen, meinen Freund“ — und dabei schüttelte er den erschreckten Diener recht unanft, ihn mit den Händen an die Schulter fassend. Der General war, durch das laut geführte Gespräch aufmerksam gemacht, herausgetreten, erkannte bald Bogorzelski, und da er für seine Gesellschaft eine angenehme Erheiterung durch den unerwarteten Gast hoffte, führte er ihn sofort in die Salons hinein, ihn den Anwesenden vorstellend: „Mein lieber Freund Bogorzelski, Rektor in Kutten.“ Dieser fand jetzt erst Zeit, seine tief über den Kopf herabgezogene Pelzmütze abzunehmen und sie mit dem Arm schlenkernd, daß das Wasser zum Schrecken der Damen nach allen Seiten hin spritzte, rief er: „Brr! ist das heute ein Hundewetter.“

Nachdem er sein Reisekostüm abgelegt hatte, mischte er sich ungeniert unter die Gesellschaft, sich mit den Damen und Herren zu deren Erheiterung in seiner originell-drahtischen Weise unterhaltend. Als ihm eine Tasse Thee gereicht wurde, schrie er den Diener an: „Pui! will nicht von dem Schwadderjuz! bring mir Bier!“ Als man sich zu Tische setzte, sah Bogorzelski mit großem Staunen die Servietten an, die alle fun-



seine Serviette in Gebrauch, nur Pogorzelski nicht. Voller Scheu rührte er seine als Adlerkopf zusammengefaltete Serviette nicht an, aß auch nichts. Alles Bitten und Nötigen half nicht. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, alle Gäste sich mit der Serviette den Mund wischten und dieselbe weglegten, klärte sich das Rätsel auf, weshalb Pogorzelski nicht gegessen hatte. „Mi! ui!“ rief er schmerzerfüllt, „had ich gewußt, daß ich kunnt dem Kodder wegschmeiße, had ich gegesse; dacht ich, mußst wedder Adlerkopp mache. Mirr ungert.“ Hierauf nötigte man ihn, das Versäumte nachzuholen und Pogorzelski langte tapfer zu. So sehr war jetzt seine Scheu vor dem „Adlerkopp“ geschwunden, daß er mit dem „Kodder“, wie er die Serviette nannte, sogar nach dem Essen seinen Teller rein wischte.

Das offen stehende Clavier veranlaßte ihn, den Gästen auch einige Stücke zur allgemeinen Verwunderung mit viel Fertigkeit und Gefühl vorzutragen. Als er des Generals etwa sechszehnjährige Tochter neben dem Clavier seinem Spiel zuschauend bemerkte, forderte er sie auf, sie möchte doch auch ein Stückchen vortragen. Als sie dieses gethan, zog er aus seiner Hosentasche einen lederen Beutel hervor, knüpfte die Riemen auf, nahm einen Fünfschillinger heraus und gab ihn dem Mädchen mit den Worten: „Hier meine Tochter, hast gut gemacht, will ich Dir schenken ein Pentzchen!“ Am nächsten Tage fand Pogorzelski Gelegenheit, dem General seine Bitte vorzutragen und empfing von ihm einen Empfehlungsbrief an den Minister von der Gröben. *) Mit diesem ausgerüstet, machte er sich auf die Reise nach Königsberg. Ohne Aufenthalt begab er sich direkt zur Wohnung des Ministers. Im Garten vor dem Hause band er sein Pferd an einen Baum und ließ es auf dem wohlgepflegten Rasen grasen. Im Sprechzimmer des Ministers fand er diesen nicht gleich anwesend. Ungeduldig öffnete er das dortstehende Clavier und fing an nach kurzem Vorspiel mit kräftiger Stimme zu singen. Als der Minister erstaunt eintrat, entschuldigte sich Pogorzelski: „Binnen ich Liebhaber von Vokalmusik“, ging aber sofort zu seiner Angelegenheit über: „Binnen ich Rektor in Kutten, möchte ich bitten um Pfarrstelle in Pissanigen.“ von der Gröben, durch das sonderbare Benehmen des Mannes erregt, erklärte kurz, er könne die Stelle nicht erhalten.

„Wenn nicht, denn nicht!“ meinte Pogorzelski und wendete sich nach dieser kurzen Audienz zum Rückgang. Doch fiel's ihm, bevor er hinausgegangen war, noch ein, daß er auch ein Empfehlungsschreiben besitze. „Halt!“ rief er, zog aus der Tasche das Schreiben des General von Lossow hervor und überreichte es: „haben ich auch ein Briefchen abzugeben.“ Der Minister las den Brief, worin der General Pogorzelski als einen zwar originellen, aber tüchtigen, redlichen und durch gute Geistesgaben für ein Pfarramt wohl brauchbaren Mann empfahl. Freundlicher wandte er sich nun an den wartenden Rektor und erklärte, daß er auf die Empfehlung des General von Lossow gern bereit sei, ihm zu helfen. Die gewünschte Pfarrstelle in Pissanigen könne er allerdings nicht erhalten, da dieselbe bereits vergeben sei, doch könne er ihm die ähnlich gut dotirte Stelle in Kalinowen anbieten. Pogorzelski fand sich mit Dank gegen den Minister bereit, sich um die genannte Pfarrstelle zu bewerben und sich zugleich dem erforderlichen Examen zu unterziehen. Nur eine Bitte hatte er noch: „Herr Minster, haben Sie gesorgt für mich, sorgen Sie auch für mein Pferd. Haben Sie ja großen Rossgarten vor der Thür!“ Lächelnd willfahrte der Minister auch diesem Wunsch, indem er die Unterbringung des Pferdes, wenn auch nicht auf dem vorgeschlagenen „Rossgarten“, veranlaßte.

Das Consistorium wurde nunmehr mit Abhalten des Examens beauftragt. Leider ist uns die Einsicht in die Akten der Behörde nicht möglich gewesen. Es erstreckt sich

*) Nach Anderson war es der Oberhofprediger Konsistorialrat Schulze.

daher unsere Kenntnis nur auf den ersten Theil des Examens. Über die Kenntnis im Hebräischen befragt, erklärte Pogorzelski offen: „Diesen Sprach kenn ich nicht.“ Als der Examinator meinte, ein Geistlicher müsse doch die heilige Schrift in der Ursprache lesen können, erwiderte Pogorzelski: „Herr Konsistorialrath, können Sie Polisch (polnisch)?“ „Nein“ antwortet der Gefragte. „Sieh da! Einen kann diesen Sprach, andern kann jenen. Werden ich nicht predigen auf ebräisch, werden ich predigen auf Polisch!“ — Das Examen in der Dogmatik war lateinisch. Examinator: Quot sunt peccata irremissibilia (unverzeihliche Sünden)? — Pogorzelski: Tria. Examinator: Quanam? — Pogorzelski: chrisma, schisma et adulterium. Examinator: Quid est adulterium? Pogorzelski: Quasi nesciatis! — Mangelte nun auch dem Examinanden die Kenntnis des Hebräischen, so war er doch im Ubrigen nicht auf den Kopf gefallen. Konnte er auch nur gebrochen deutsch sprechen, so war er doch in einer ganz polnischen Gemeinde auf dem Platz. Er erhielt die Pfarrstelle in Kalinowen. Hier wurde er am 3. September 1780 eingeführt und ist daselbst am 27. April 1798 gestorben. Unter seinen polnischen Bauern waltete er wie ein Vater unter seinen Kindern. Seine Predigten waren derb, aber seinen Pfarrkindern verständlich. Seine Art zu reden und zu dichten zeigen die folgenden Bruchstücke, die uns mündlich überliefert sind:

a. Gedicht Pogorzelskis im Dunkeln gemacht:

Ich saß in Dunkelheiten
Und dacht an Ewigkeiten.
Da kam ein Wanzker hunter
Ganz kühn den Wand herunter,
Kam nah' mir vor's Gesicht —
Da macht ich dies Gedicht.

Wir Menschen sind wie Wanzker,
Oft feck, oft kein Courage;
Sind oft recht dumme Hansker
Und doch von hoch Etage;
Sich gerne mögen zeigen
Als wären Wunder was
Und ist doch still zu schweigen
Von solchem Hochmuts Spaß.

Heißt mancher groß und edel,
Gar stolz herumspaziert,
Und hat doch nichts im Schädel
Von Tugend niks passirt.

b. Anfang einer Begräbnisrede, die Pogorzelski als Rektor gehalten:

O, weh! dir Ortelsburg'sch Gemein!
Du hast verloren den Pfarrer Dein,
Geschlossen ist das Auge tott,
Maul zu, was hat gelehret Gott!

Nun liegt er da auf Gottes Aker.
P sui, Tott! — Du Racker!

Denn wenn man recht d'rauf achtet,
Ist kein Johannswurm nicht,
Vielmehr nahbei betrachtet
Kommt Wanzker vor's Gesicht.

Drum laßt euch gar nicht blenden
Von solchem Gloria!
Merkt ab, bis sich wird wenden
Die ganz' Historia:
In kurzem geht's bergunter,
Denn Menschenleben rennt,
Oft ist man fix und munter, —
Und wie sieh't's aus am End?

Moral:

Einst kommen Ewigkeiten.
Wohl dem, der, wenn Tod winkt,
Hat gut Geruch bei Reuten
Und nicht wie Wanzker stinkt.

So blüht im Garten Rosenstock;
Springt zu, frist ab der Ziegenbock.
So fraß auch mitten im Lebenslauf
Der Tott den seligen Pfarrer auf.

Kreuz, Jammer und Elend sind die drei Windhunde menschlichen Lebbers, mit was wird Mensch gehezet und gejaget, wie Aßen auf Bartolomäusjagd. Quid est vita humana? Was ist menschlich Lebber? — Menschlich Lebber ist Theerpaukel am Wagen: schlicker und schlacker, schlicker und schlacker, bum! — liegt auf de Erde. Item quid est vita humana? Was ist menschlich Lebber? — Menschlich Lebber ist haufällig Strohdach; kommt Wind, pardauz! — fällt um! u. s. w.

c. Anfang einer Predigt: „Liebe Gemeind! Ich will euch heute predigen von Nuß, nicht von Hasselnuß, auch nicht von Wallnuß, auch nicht von Betrübnuß und Kergernuß und Kümmernuß, sondern vom heiligen Johannus.“

So derb und komisch diese Gedichte und Reden des majurischen Sonderlings auch klingen, es ist doch nicht zu verkennen, daß ihnen eine tiefe, ernste Wahrheit zu Grunde liegt. Seinen polnischen Bauern versteht er in anschaulichen Bildern die nichtige Eitelkeit alles Menschlichen und Irdischen vortrefflich ans Herz zu legen. Wenn man in den sonstigen Leichenreden des 18. Jahrhunderts so viel schwülstige und endlose Höflichkeitsphrasen findet und so viel vom „Strahlenglanz der menschlichen Tugenden“ liest, hat Pogorzelski wohl recht, wenn er sagt:

„Wir Menschen sind oft dumme Hansker,
Und doch von hoch Etage.“

Haben wir den originellen Pogorzelski als Vertreter majurischen Humors kennen gelernt, so liefert uns wiederum folgende Anekdote ein Beispiel von der großen Begeisterung der Majuren für die Musik: Ein Fleischermeister in Angerburg übergab seinem Lehrburschen 100 Gulden, um in Ogonten einen Ochsen zu behandeln und zu kaufen. Der Bursche kommt mit seinen 100 Gulden in die Nähe des Dorfes. Da klingt aus der Ferne ein lieblicher Ton an sein Ohr: Es ist ein Brummbaß, Violin und Klarinet. Sie spielen einen Tanz. Ganz hingerissen von diesen Tönen springt der Bursche ins Wirtshaus. Da hüpfen fröhliche Paare vor seinen Augen, sie haben ihre Klumpschuhe ausgezogen und tanzen mit um so größerer Behendigkeit auf Woczen. Sofort zieht er seine schweren Stiefeln aus und mischt sich auf Strümpfen in die Reihen der Tanzenden. Ach wehe, die Musik verstummt. Die Musikanten nehmen ihre Instrumente und wollen abziehen, sie haben ja noch eine Hochzeit in Gr. Strengeln mit Musik zu versorgen. „Bleibt hier!“ schreit der Bursche. — „Wir können nicht“, ist die Antwort. — „Was wollt ihr haben?“ — „Wir müssen fort!“ Da schleudert der Bursche seine 100 Gulden auf den Tisch und ruft: „Das ist euer, wenn ihr mir diesen einen schönen Tanz die Nacht hindurch spielt!“ Jetzt ist das Musikantenherz überwunden. Sie bleiben und die ganze Nacht gehts in derselben Weise. Der Morgen graut. Der Bursche tritt vor seinen gestrengen Lehrherrn: „Du bist lange fortgeblieben! Wo ist der Ochse?“ „La, la, la“ ist die Antwort des Burschen, indem er die Melodie trillert, die er während der ganzen Nacht gehört und wovon noch seine Seele ganz erfüllt war. „Bist du toll? Wo ist das Geld?“ „La, la, la, la“ ist die Antwort. Der Meister packt den Burschen mit kräftiger Faust und verabsolgt ihm die wohlverdienten Podoszki (Hiebe). Aber auch unter Schmerzen tröstet der Bursche seine Seele mit der lieblichen Zaubermelodie. Der Meister begehrt von den Eltern des Burschen Schadenersatz. Es kommt zum Prozeß. Der junge Musikfreund steht vor den Schranken des Gerichts. „Hast du von deinem Meister 100 Gulden bekommen?“ — „Ja.“ — „Solltest du dafür einen Ochsen kaufen?“ — „Ja.“ — „Hast du das gethan?“ — „La, la, la, la“ antwortet der Bursche und singt seine Melodie. „Wo hast du das Geld gelassen?“ — „La, la, la, la!“ — Der Richter konnte mit dem Burschen nichts anfangen. Er mußte wegen musikalischen Irzsinns aus der Haft entlassen werden. Dies ist der Ursprung des in hiesiger Gegend allbekanntem Hundertguldentanzes.

Wie gerne unsere Majuren singen, weiß jeder, der einem polnischen Gottesdienste in Majuren beigewohnt hat. Alle die zahlreichen Melodien des Gesangbuchs sind ihnen bekannt. Und wie kräftig, fröhlich, fest sie singen! Nicht die kräftigste Orgel kann sie lenken. Schon eine Stunde vor Beginn des Gottesdienstes beginnen sie zu singen. Erhebend und tief ergreifend klingt's, wenn eine große polnische Gemeinde ihre Lieblingsmelodien anstimmt. Da tönt's wie ein rauschendes Meer durch das Gotteshaus: O, Jezusie zbaw mą duszę (O, Jesu rette meine Seele!) oder: Pola juz białe (Das Feld ist weiß, der Ahren Häupter neigen).

Nicht nur Polen, sondern auch **Schotten** fanden in Angerburg gastliche Aufnahme.

Schon im 15. Jahrhundert waren Schotten mit ihren Lakn (Tüchern) nach Danzig gekommen, wo sie das bis heute sogenannte „englische Haus“ erwarben, doch die eifersüchtigen Danziger Kaufleute sperrten dieses Handelshaus mit Ketten ab. Im Jahre 1588 gab der Polenkönig der Stadt Elbing das Recht, schottische Kaufleute aufzunehmen. Nun blühte Elbings Handel sichtbar empor, denn diese Schotten zeichneten sich durch ihre Redlichkeit, Klugheit und Fleiß sehr vorteilhaft aus. Im 17. Jahrhundert finden wir Schotten in vielen Städten Preußens, z. B. in Memel (wo heute noch die eine Kirche „Schotten-Kirche“ genannt wird), Bartenstein, Schippenbeil, Insterburg u. a. m.

Aber diesen Einwanderern wurde die Niederlassung allenthalben erschwert, am meisten in Rastenburg. Hier hatte im Jahre 1612 ein Johann Starcovius eine Spott- und Schmähschrift auf „die schottische Nation“ verfaßt und verbreitet. Die in Rastenburg ansässigen Schotten wandten sich an den König Jacob von Groß-Brittanien und dieser beschwerte sich wieder beim Kurfürsten in Berlin. Die Rastenburger mußten alle verbreiteten Exemplare dieser Schmähschrift an die Regierung bei Vermeidung von Strafe abliefern. Der Verfasser Starcovius mußte widerrufen, wurde trotzdem laut Urteil des Hofgerichts mit dem Schwerte hingerichtet. Gleichwohl nahm die Stadt Rastenburg die Schotten nicht als Bürger auf, denn die „Willführ“ der Stadt Rastenburg setzte Cap. III., § 4 fest:

„Es soll keinem Schotten allhier zu Rastenburg alter Gewohnheit nach das Bürgerrecht gegeben werden.“

In Folge dessen wanderte der Schotte Daniel Wilson 1626 nach der benachbarten Stadt Angerburg, wo man duldsamer war. Später zog Thomas Hamilton ihm nach und erwarb bereits 1647 von Michael Link ein Mälzenbräuergrundstück. Am bekanntesten ist hier die schottische Familie Anderson. Wilhelm Anderson kam 1648 nach Angerburg und kaufte von George Wilson ein Mälzenbräuergrundstück. Es war ein sehr betriebsamer Mann, denn er übernahm auch die hiesige Eisenfabrik, welche bis zu ihrer Zerstörung durch die Tartaren 1657 am Orte blühte. Von dem großen Vertrauen, das sich dieser Mann hier erworben, zeigt der Umstand, daß er bald „Katsverwandter“ wurde. Er hinterließ 9 Kinder, von denen der eine Pfarrer in Rosengarten wurde. Sein Sohn Thomas Anderson wurde sogar Bürgermeister und starb 1710 an der Pest. Auch dessen Sohn Bernhard Anderson war Bürgermeister hier selbst. Großer Kinderreichtum zeichnete diese schottische Familie von jeher aus. Viele tüchtige Geistliche hat sie unserer Provinz geschenkt. Nachkommen dieser Angerburger Bürgermeisterfamilie Anderson leben noch in Ostpreußen. Der eine ist Pfarrer zu Schönfließ, im Kreise Rastenburg, und dessen älterer Bruder Eduard Hermann Johannes Anderson ist Präzident in Popelken. *) Letzterer hat eine kulturhistorische Erzählung „Thomas Anderson“ verfaßt, deren Örtlichkeit die hiesige Stadt ist, und die sich durch historische Treue, volkstümliche Sprache und lebhaftes Schilderung auszeichnet und uns die Menschen, die hier in Angerburg und Umgegend vor 200 Jahren gelebt haben, so vorführt, als ob wir sie mit unseren leiblichen Augen vor uns sähen. **) Leider ist das Manuscript dieser hochinteressanten Erzählung noch nicht gedruckt.

Von großem Segen für Litauen und Masuren war die Einwanderung der **Salzburger**, welche vom katholischen Erzbischof Firmian um ihres evangelischen Glaubens willen aufs blutigste verfolgt, 1732 in Preußen gastliche Aufnahme fanden. Jedoch zogen es die meisten Salzburger vor, sich in Litauen anzusiedeln, da ihnen Masuren zu un-

*) Herrn Präzident Anderson, der allerlei Nachrichten über unsere Stadt gesammelt, verdankt der Verfasser sehr viele interessante Mitteilungen.

**) Rogge in Darlehmen, als Geschichtsforscher bekannt, schreibt in einem Brief an Anderson, „daß die qu. Erzählung ein Kulturbild liefere, wie es für unsere Provinz noch nicht existiert.“

wirklich schien. Als der Steuerrat Schulze aus Barten auch den hiesigen Magistrat aufforderte, sich zu erklären, ob und wie viel an Knechten, Mägden, Tagelöhnern, Lehrlingen und Handwerkern in Angerburg gebraucht würden, erbat sich die Stadt 48 Personen, und ließ sie am 3. Oktober 1732 von Königsberg abholen. An diesen Fremdlingen nahmen die Angerburger den innigsten Anteil und bereiteten ihnen einen großartigen Empfang. Die ganze Einwohnerschaft ging ihnen im festlichen Aufzuge entgegen. Die Geistlichen, der Magistrat, die Lehrer mit ihren Schulen zogen den Ankömmlingen entgegen und führten sie vom Königsberger Thor unter dem Gesang des Liedes: „Der Herr ist mein getreuer Hirt“ in die Kirche, wo ihr Einzug unter Gebet und Gesang gesegnet wurde. Untern den Salzburgern, die sich in hiesiger Stadt niederließen, finden sich in den Kirchenbüchern die Namen: Leitner, Asdecker, Empacher, Mittelsteiner, Brandsteter u. a. m.

So sind es also **sechs verschiedene Nationalitäten**, die sich im Laufe der letzten drei Jahrhunderte in hiesiger Gegend vermischt haben: Preußen, Litauer, Deutsche, Polen, Schotten, Salzburger. Alle sind jetzt ein Stamm, alle singen jetzt begeistert: „Deutschland, Deutschland über alles“.

Die Einwanderung pflegt der **Auswanderung** wie die Flut der Ebbe zu entsprechen. Schon zu alten Zeiten war die Wanderlust der Masuren rege. Die hinter Berg und Wald scheidende Abendsonne, welche den Wasserspiegel unserer Seen so zauberlich beleuchtet, erweckt im Herzen des Masuren ein tiefes Sehnen in die Ferne, der Sonne nach. Gedenken wir kurz auch der Auswanderungen aus hiesiger Gegend. Schon unter dem großen Kurfürsten waren viele Masuren aus hiesiger Gegend nach Holland und Dänemark gezogen. Graf Mhasverus von Lehndorff warb auf seine eignen Kosten ein Regiment, das er im Kriege mit Ludwig XIV. von Frankreich dem holländischen Prinzen von Oranien zur Hilfe zuführte. So kamen 1673 viele Masuren nach Holland und haben sich dort tapfer mit den Franzosen geschlagen, so daß eine Stelle in Holland noch lange hernach die „Lehndorffschanze“ geheißen hat. Viele der Masuren sind dort geblieben. Bis in die neueste Zeit zeigt sich in Masuren große Auswanderungslust. In Westphalen finden sich so viele masurische Fabrikarbeiter, daß sie sich an vielen Orten, z. B. in Bochum, als masurische Gemeinden mit polnischem Gottesdienst zusammengeschlossen haben. Leider fehlte ihnen beim großen Theologenmangel ein Prediger, der ihnen in polnischer Sprache Gottesdienst halten konnte. Pfarrer Studius in Jerutten bei Ortelsburg reiste in den letzten Jahren dorthin, um ihnen zu predigen und in polnischer Sprache das h. Abendmahl auszutheilen. Seit dem Oktober vorigen Jahres ist der Predigtamtskandidat Schau als Reiseprediger jener Masuren in Westphalen ordiniert.

Ein interessantes Zusammentreffen mit einem Angerburger Postillon hatte Graf Dönhoff von Friedrichstein bei seiner Reise um die Welt im Herbst des Jahres 1880*) auf der Insel Java. Dort in Sbraterta, der Hauptstadt des „Kaisers von Solo“ wurde gerade die Hochzeit der Kaisertochter mit dem Sohn des Fürsten Maufo Negro gefeiert und pomphafte Aufzüge gehalten. Als Graf Dönhoff dem bunten Trubel zusah, bemerkte er einen holländischen Soldaten, dessen Haltung, Wuchs und Gesichtszüge den Deutschen verraten. Er redet den Soldaten an, fragt nach der Bedeutung der sonderbaren Festlichkeit und bekommt eine Antwort in masurischer Mundart. Es war ein bei Postesern gebürtiger Mann, der viele Jahre Postillon in Angerburg gewesen. Die gegenseitige Freude war groß. Die Fremde bringt Landsleute trotz des größten Standesunterschiedes näher. Graf und Postillon fanden sich abends in einem Gasthause zusammen und plauderten ge-

*) Brief des Herrn Grafen Dönhoff aus Konstantinopel vom 22. Mai 1886 an den Verfasser.

WEB OLZARD

mütlich beim Glase Wein über die Heimat und sonstige Dinge in der großen Welt. Der Herr Graf will das Getränk bezahlen, doch der Landsmann läßt es sich nicht nehmen, zu zeigen, daß er in holländischen Diensten stets bei guter Kasse sei und bezahlte seinen Anteil. *)

Wenn auch nicht alle auswandernden Masuren in der Fremde ihr Glück finden, so ist doch freilich mancher schon zu großem Reichtum oder zu hohen Ehren im Auslande gestiegen. So ging's einem wegen dummer Streiche und vollständiger Untauglichkeit entlassenen Seminaristen, der nach Rußland wanderte, dort verschiedene Hauslehrerstellen bekleidete und augenblicklich Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Irkutsk in Sibirien ist. Eine ebenso glänzende Karriere hat ein geborener Angerbürger, Leonhard Tschöpke, **) Sohn eines früheren Domainen-Intendanten gemacht. Da er auf dem Gymnasium nicht über die Quarta hinauskommen konnte, ging er, weiterer Studien überdrüssig, zur See. Nachdem er auf verschiedenen Schiffen die Welt umsegelt, ließ er sich von einem englischen Kapitän als Matrose anwerben. Da aber die Behandlung von Seiten dieses Kapitäns zu hart war, wurde er flüchtig und verließ in Brasilien das Schiff. Bald fand er in Portalegre eine Anstellung als Lehrer, machte ein brasilianisches Staatsexamen und ist vor kurzem mit einem festen Gehalt von 6000 Mark als Professor in Portalegre angestellt.

Zu unermeslichem Reichtum gelangte auch im Auslande ein Angerbürger, Namens Christoph Ritter zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er war der Sohn armer Eltern, die sich bei einer Kuhpacht im Angerbürger Hauptamt sehr dürftig nährten. In seinen Jünglingsjahren ging er nach Amsterdam in die Dienste der Ostindischen Compagnie und von dort 1714 nach Ostindien. Dasselbst erwarb er sich in Kriegsdiensten ein großes Vermögen, schickte seiner armen Mutter 3629 holländische Gulden und später häufig ähnliche Summen.

*) Mitteilung des Herrn v. Plüskow-Resau.

**) Mitteilung des Herrn Gutsbesizers Schweiger-Schönbrunn, der ein Onkel des Tschöpke ist.





Kapitel 4.

Das alte Schloß zu Angerburg Unheimliche Gäste. Gespenster. Die Ordensbrüder. „Der Wohl-Eble-Gestrenge und Beste“ Herr Amtshauptmann und sein Koch. Der Schloßgarten und die Freiheit. Sieben Fürsten und Könige als Gäste in Angerburg.

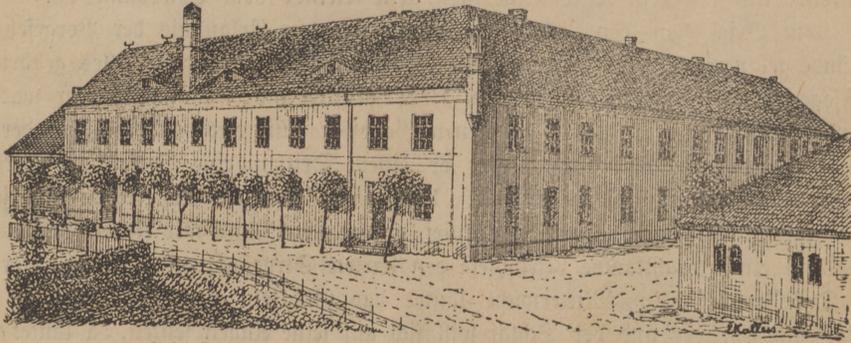
Schon in heidnischen Zeiten soll hier eine preussische Burg gestanden haben, doch nicht auf der heutigen Stelle, sondern am See in der Nähe der Ausmündung der Angerapp, wo man 1856 noch alte eichene Pfähle gefunden. Überreste dieser ältesten Burg will man noch im vorigen Jahrhundert gesehen haben. Der Name dieser preussischen Burg hieß Angetete. Als Königsberg im Jahre 1255 erbaut war, sammelte der Komthur von Königsberg einen großen Haufen Volks, zog gegen Angetete zu Felde und eroberte es. Aus diesem oder auch vielleicht aus einem späteren Kampf mit den Litauern rühren die bei Sobiechen an der Goldapp zu Helwings Zeiten massenhaft gefundenen Wurfspeulen her. Der furchtbare Kampf den der Orden im 14. Jahrhundert mit den kriegs- und raublustigen Litauern zu bestehen hatte, war die Veranlassung, daß das Angerburger Ritterschloß erbaut wurde. 1311 hatten die Litauer nemlich einen verheerenden Zug ins Ordensland gemacht, 1400 Frauen geraubt, waren aber in einer großen Schlacht bei Woplauen aufs Haupt geschlagen. Um vor neuen räuberischen Einfällen das Land zu schützen, wurden vom Hofmeister Carl Bessart von Trier 1312 die Burgen Friedland, Gerdauen, Zinten und Angerburg angelegt. Bei schrecklicher Hungersnot in diesem Jahre — der Scheffel Getreide kostete 18 Mk. = 84 Thaler, doch in den folgenden Jahren die ganze Last nur 14 Thaler — brachte dieser Burgenbau den Armen reichlichen Verdienst. Auch dieses Schloß stand am Mauersee und war durch Seen und Sümpfe den Feinden unzugänglich. Es sollte bald der Schauplatz wilder Kriegsstürme werden. Der Litauer Herzog Rynstutte, dessen Namen für unsere Provinz Raub, Mord, Brand bedeutet, der fast alle Städte und Burgen unseres Landstrichs ausgeplündert oder zerstört, besonders Rastenburg a. 1344 eingeäschert, seine Bewohner theils niedergehauen, theils in die Sklaverei geschleppt hat, stattete der Angerburg im Januar 1365 seinen Besuch ab. Das Jahr 1364 hatte mit einem erstaunlich strengen Winter geschlossen. Die festzugefrorenen Seen und Sümpfe erleichterten den Einfall. Die Grenzwachen des Ordens umgehend, stand der Litauerfürst plötzlich mit seinen wilden Horden vor Angerburg. Der Burgkommandant, der sogenannte Pfleger des Hauses, war aber abwesend. Um so leichter wurde das Schloß erstürmt, ein Theil der Mannschaft gefangen genommen, die Befestigungen niedergedrückt, die ganze Umgegend verheert.

Hafentöters Chronik besingt dieses Schreckensereignis mit den Worten:

„Der litauisch Herzog genannt Kinstod,
In Preußen kam, schlug viele tod
Und Angerburg mit Gewalt gewann,
Darauf ging ein Scharmützeln an.“

Nun lag die Burg über 30 Jahre wüste, bis man 1389 an die Wiederherstellung derselben dachte. Der Obermarschall von Königsberg, zu dessen Komthurbezirk Angerburg gehörte, baute das Schloß von neuem auf, aber nicht am See, sondern landeinwärts an der heutigen Stelle.*) Es war recht stattlich mit drei Stockwerken errichtet. An den Ecken waren runde Türme, wie vorne auf dem Titelbild zu sehen ist. Diese Ecktürme nannte man Pechnasen, denn von hier aus schnaubte man dem Feinde mit siedendem Pech und tödlichen Geschossen zum Gruß entgegen. Von allen Seiten war es mit Wasser umgeben. Das heutige Hafembassin war ein Wasserarm, der sich erst auf der Freiheit mit dem andern Arm der Angerapp vereinigte. Zwei Zugbrücken verbanden die Schloßinsel mit dem Lande.

Viele Speere sind an seinen Mauern zerbrochen, viel Blut ist daran geflossen. Das stolze, hehre, weitgerühmte Schloß der alten Zeit ist nicht wiederzuerkennen.



Schloß zu Angerburg a. 1886. (Königliches Amtsgericht)

1845 wurde der letzte altertümliche Giebel abgebrochen.*) Das tobende Kriegsgeschrei früherer Jahrhunderte ist längst verstummt. Nur das Geräusch emsig schreibender Federn wird jetzt zuweilen von dem leisen Seufzer altenbeladener Gerichtsherrn unterbrochen. Tempora mutantur. Aber in mitternächtlicher Stunde, so erzählt die Sage, wird es im Schloß lebendig. Die Geister zweier Brautleute gehen um. Einst war zu Angerburg ein Ritter, welcher das heilige Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte. Hinter dem eisernen Panzer schlug ein liebedürstendes Herz. Dafür, daß er sein Gelübde gebrochen, wurde er und seine Braut lebendig im Schlosse unter der Kapelle am polnischen Thor eingemauert. So wandeln sie in der Geisterstunde umher. Thatsache ist, daß noch in diesem Jahrhundert die militärischen Posten nur mit Grauen und Entsetzen um Mitternacht vor dem Schlosse standen; und derjenige, dem dieses Schicksal zufiel, seine Angst

*) Johannes Lindenbergh erzählt: Item in da sie eziten buwete der Marschall eyn hus uff der Angerapp unde der Komthur von der Balga eyns uff der Vede.“

**) Die Stadtchronik schreibt: Das hiesige Königl. Schloßgebäude ist seit einigen Jahren zum Geschäftszimmer des hiesigen Land- und Stadtgerichts und zugleich zu einer Strafanstalt eingerichtet. Da das Dach desselben schadhast war, so ist ein neues Dach auf das ganze Gebäude mit Zuhilfenahme der alten Sparen und Balken gebaut und mit Viebersteinen gedeckt. Bei dieser Gelegenheit hat man den letzten altertümlichen Giebel nach den Stadtseiten fortgerissen und das Dach um die Ecken zusammengezogen. Da aber das Gesimms des Seitensülgels niedriger als das der Fronte läuft, so hat man, um diese Irregularität zu beseitigen, eine Art Pfeiler oder Säule auf die Ecke gesetzt, aber von so winzigem Umfange, daß das Gebäude dadurch nicht gewonnen hat. Warum der altertümliche Giebel eingegangen, ist nicht wohl abzusehen, weil solcher das Gebäude als Schloß nicht nur zierte, sondern auch die Einrichtung eines großen Zimmers in der Dachetage gestattete und übrigens die Unregelmäßigkeit der Gesimms besser beseitigte.

durch das nötige Quantum Spiritus zu verschleichen suchte. So erzählt noch aus ihrer Jugenderinnerung die alte Fischer geb. Jung in der Königsberger Wolfschlucht, eine 100jährige Greisin, die in Angerburg geboren ist. *)

Interessant ist's, die Bewohner unseres Schlosses näher kennen zu lernen:

Zur Zeit des Ordens befehligte das Angerburger Schloß („Haus“) ein Ordensbruder, den man „Pfleger“ nannte. Ihm standen andere Ordensbrüder zur Seite. Der eine führte den Titel Fischmeister, da er die Aufsicht über die Fischerei hatte. 1496 war Fischmeister zu Angerburg Faustinus von Weblingen. **)

Es waren rätselhafte Menschen, wie Treitschke die Ritter nennt, zugleich rauf- lustige Soldaten und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute.

„Ich verheiße und gelobe Keuschheit meines Lebens, ohne Eigentum zu sein, und gehorsam Gott, St. Marien und Euch, dem Meister des Ordens des deutschen Hauses, daß ich gehorsam sein will bis in den Tod“ mit diesem strengen Eid nahm der deutsche Ordensritter für immer Abschied aus der übrigen menschlichen Gesellschaft. Er hörte damit auf, Mitglied seiner Familie zu sein. Er durfte nicht mehr seine Mutter, geschweige die Schwester küssen. Kein teures Andenken, kein Kleinod vom Vaterhause durfte er behalten. Kein Brief von den Lieben daheim durfte ohne Erlaubnis der Vorgesetzten in seine Hände gelangen. Kein Pferd, kein Schwert war sein eigen, alles gehörte dem Orden, sogar seine Gedanken. Was sein Herz drückte und bekümmerte oder was seine Seele erhob und beglückte, durfte er seinen Genossen nur ausnahmsweise in der Conventsitzung mitteilen. Wehe ihm, wenn er einem Dritten eine Silbe davon erzählte, was in der Versammlung gesprochen war. Und was für stilles Klosterleben in Friedenszeiten! Im gemeinsamen Schlaßaal schlief er gegürtet und mit Unterkleidern. Der matte Schein einer Nachtlampe beleuchtete den harten Strohsack, auf dem er unter einer dünnen Decke ruhte. Um Mitternacht läutet das Glöcklein zur Messe. Kaum ist die Andachtsübung vorüber und der Schlaf will sich auf seine Augen senken, da läutet es um 4 Uhr in der Frühe wieder zum Gottesdienst. Auch während des Tages ist alle drei Stunden Messe. Fürwahr, es war ein harter Kampf, den manches junge Ritterblut mit den Regungen der menschlichen Natur zu ringen hatte, härter noch als in unruhigem Schlachtgetümmel. Wie viele erlagen in diesem innern Kampf! Gelübde wurden im Mittelalter wie Eierschalen gebrochen. Als der Hauptzweck des Ordens, die Bekehrung der alten Preußen, durch lange blutige Kriege erreicht und die Zeit seines Verfalls gekommen war, kam ein Bruch des Ordensgelübdes nicht selten vor. Da der Orden immer mehr entartete, fand auch das Sprüchlein seine Geltung:

„Kleider aus, Kleider an, essen, trinken, schlafen gan,
Ist die Arbeit, so die deutschen Herren han.“

Die äußere Erscheinung der Ordensbrüder war eine stattliche. Das Haar war kurz geschoren, der Bart hing ihnen voll und lang herunter; sie hießen darum auch barbati. Ihre spottfüchtigen Feinde sagten ihnen nach, daß in den langen Bärten der Ordensbrüder Filzläuse hausten. †) Über dem Harnisch trugen sie weiße Mäntel mit

*) Die altbekannte Tante Fischer, Besitzerin der Königsberger Brau- und Bierstube „Zur Wolfschlucht“ ist am 15. Mai 1776 zu Angerburg geboren, also bereits 100 Jahre alt geworden. Eine Eisenbahn hat die wunderliche Frau geflissentlich noch nie gesehen und das Bairische Bier ist in ihre stille Restauration noch nicht eingedrungen; sie nennt es „Kuckucksbier“ und bedauert die heutige Generation ob solchem Gebräu. Die alte Matrone ist noch verhältnismäßig rüstig und thätig. (Allg. Zeitung)

**) Folgt IX. S. 13.

†) Lotar Weber: Preußen vor 500 Jahren. S. 284.

dem schwarzen Kreuz auf der Brust. Die Hosen waren von Leder. Knöpfe, Schnabelschuhe und hohe Absätze waren verboten. Bei Tische war Schweigen vorgeschrieben. Neben den eigentlichen Ordensbrüder waren noch in jedem Ordenshause sogenannte „Halbbrüder“ zum Dienen und Aufwarten: Schuhmeister, Schnitzmeister, Kellermeister u. a. m. Diese trugen einen grauen Mantel, hießen darum auch die Grauherrn.

Die letzten dieser Ordensbrüder sind schon 1469 von der Angerburg abgezogen, denn in diesem Jahre mußte der Orden wegen seiner vielen Schulden unser Schloß an die Herren Hans und Anselm von Tettau verpfänden. Jedenfalls war das Leben und Treiben in einem Ordenshause immerhin eine ungemütliche Junggesellenwirtschaft.

Erst als nach Auflösung des Ordens in Folge der Reformation, also seit 1525, Amtshauptleute ihren Wohnsitz in unserem Schloß aufschlugen und eine „Hochedle Ehr- und Tugendreiche Frau Amtshauptmännin“ in die düsteren Räume ihr wildes Licht leuchten ließ, wurde es daselbst wohnlicher und freundlicher.

Der Herr Amtshauptmann war ein mächtiger Mann. Ihn bezeichnen unsere alten Kirchenrechnungen nicht anders als „den Wohl-Edlen Gestrengen und Besten Herren“. Hatte er doch nicht nur die Aufsicht über die Domainen, sondern auch über die geistlichen und Kirchenangelegenheiten, die Wahl der Bürgermeister und Ratsherren zu bestätigen und die gerichtliche Entscheidung erster Instanz für den Adel und die ganze Landbevölkerung. Alle Zölle, Abgaben und Naturalleistungen der Unterthanen waren ihm abzuliefern. Seine Bejoldung belief sich a. 1684 auf 663 Mark, nämlich 303 Mark Gewürzgeld und 360 Mark Fischgeld, außerdem 2 Last 59 Scheffel Korn Deputat,*) ein für damalige Verhältnisse hohes Einkommen.

Neben ihm wohnten auf dem Schloß die Schreiber, unter welchen die Kirchenbücher einen „Ablichen Amtschreiber“, einen „Kornschreiber“ und einen „Holzschreiber“ nennen.

Für die Wirtschaft sorgte der „Hauskämmerer“, unterstützt vom „Unterkämmerer“ und „Schloßhofmann“.

Eine wichtige Person war der „Hausloch“ oder „Schloßloch“. Er hatte für eine gutbesetzte Tafel des Amtshauptmanns zu sorgen, denn Gäste waren nicht selten. In den Kirchenbüchern werden häufig vornehme Gäste vom Schloß angeführt: der Oberjägermeister aus Rhein, verschiedene Edelleute, Offiziere und Landkommissarien. Oft hat man sich einen Koch aus weiter Ferne kommen lassen; um's Jahr 1706 war hier ein „Schwedischer Koch“. Ein kurfürstlicher Koch vom Schloß, namens Fabian Pietschner hat 1652 in hiesiger Kirche ein schönes Andenken gestiftet, nämlich das große Bild, das jetzt noch auf dem Soldatenchor zu sehen ist, die Auferstehung der Todten darstellend. Der Koch hatte eine oft recht schwierige Stellung. Er sollte immer etwas Gutes auf die Tafel liefern und doch reichte die dafür ausgesetzte Summe nicht immer aus. Als der Herr Hauptmann Hans von Krenken (1613—28) seinen Gästen einen Schmaus gab, hatte Seine Churfürstlichen Gnaden ihm dazu 10 Mark aus der Amtskasse be-



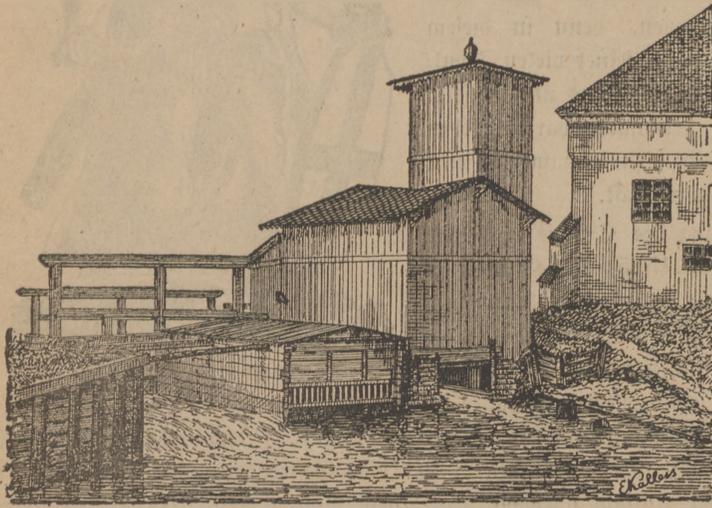
Ein deutscher Ordensritter.

*) Töppen Gesch. Mas. S. 287.

willigt, aber es waren etwa 10 Mark 12 Groschen daraufgegangen. Dafür empfing der Amtshauptmann folgenden Verweis:

„Du hast nicht Recht gethan, so viel Geld verschwendet zu han. Vor die ausgesetzte 10 Mark könntest Du schon eine kaiserliche Mahlzeit ausgerichtet han; was vor Saufgelage muß das gewesen sein, noch 12 Groschen darüber auszuthun! Die vornehmsten Fürsten hättest Du können dazu einladen. Sind Dir in Gnaden gewogen.“*)

Welche wichtige Bedeutung der Schloßkoch hatte, geht daraus hervor, daß der Gedanke, in Angerburg die sogenannte „Wasserkunst“ anzulegen, die uns seit 1740 bis



Angerburger Wasserkunst.

heute noch mit Wasser versorgt, dem klugen Haupte des Herrn Koch auf dem Schloß entsprungen ist.

Wie die Stadtchronik (S. 29) erzählt, soll der Koch dem Herrn General von Ratt vorgestellt haben, daß statt des beharrlichen Wassertragens auf die Treppen, da die Küche in der zweiten Etage war, ein Treibwerk angelegt werden

möchte, wodurch das Wasser bis in die Küche hinaufgetrieben würde.

Außer dem Koch gab es auf dem Schloß noch einen Schloß-Bäcker, einen „Schloß-Bräuer“ mit mehreren Brauknechten, einen „Keyper“ oder „Schloßfischer“, einen „Schloß-Schneider“.

Die Aufsicht über die Schloßmägde und Schloßdienerinnen hatte die „Bettmutter.“ „Anno 1635 den 6. Januarii hat die alte Bettmutter Elze vom Schloß ein schwarz Tüchlein uffn Altar, mit Silber genehet, verchret“ — so lesen wir im Angerburger Kirchenbuch.

Auch in den Stallungen des Herrn Amtshauptmann war es sehr rege. Hier war oberster Herrscher der Schloßkutscher, unter welchem verschiedene Pferdebereiter und der „Reitschmidt“ standen.

Für Bewachung des Schlosses sorgte der „Thorwächter uffm Schloß“.

Neben dem Schloß klapperte die Mühle**), welche wohl schon zur Ordenszeit angelegt, 1640 vier Gänge hatte und erst 1724 an die heutige Stelle verlegt wurde.

Der Schloßgarten lag da, wo heute der neue Markt ist, welcher erst 1729 bebaut und zur Stadt geschlagen wurde. (Das jetzige Wittko'sche Hotel ist 1730 vom Herrn Amtschreiber Paul Mey erbaut, mit 1 Hufe 29 Morgen, Schank- und Brennereigerechtigkeit gegen eine jährliche Abgabe von 10 Thaler ausgerüstet.)

Zum Schloß gehörte auch „die Freiheit“. Hier wohnten verschiedene Handwerker: der Hammermeister, Erzgräber, Kalkbrecher, Ziegelftreicher, Töpfer u. s. w. Die

*) Aus dem Amtshauptbuch von Angerburg ausgezogen von Kantor Wollweber und mitgeteilt im Preuß. Archiv.

**) Ungefähr da, wo heute das Bauer'sche Grundstück liegt.

„Freiheit“ hatte ihren besonderen „Freiheit'schen“ Richter und wurde erst 1706 mit der Stadt vereinigt.

Da das Angerburger Schloß sehr wohnlich und stattlich eingerichtet war, nahmen hier sehr häufig die Landesfürsten oder fremde fürstliche Personen ihr Absteigequartier und weilten zuweilen auch längere Zeit.

So 1) **Markgraf George Friedrich** vom 13. Oktober 1602 bis 26. Januar 1603.

2) **Johann Sigismund** nebst dem Herzog von Kurland und dessen Gemahlin im Jahre 1609, bei welcher Gelegenheit er der Stadt wegen des kurz vorher stattgehabten Brandes 290 Mark 28 Schill. als jährlichen Zins erlassen hat. Der Kirche und Schule machte er ein Geschenk von 20 Thalern und 15000 Ziegeln.

Nach drei Jahren kam er mit seiner Frau nochmals nach Angerburg und weilte hier vom 1. Juli bis 27. September.

3) **Churfürst George Wilhelm** hielt sich hier zweimal im Jahre 1621 auf, das zweite Mal vom 1. bis 29. Oktober. Das drittemal besuchte er Angerburg im Jahre 1627.

4) **Der polnische König Stanislaus** Leszcynski weilte hier im Sommer 1734 bis zum 6. August. Er war während der Belagerung Danzigs mit Lebensgefahr entflohen. General Ratt holte ihn von Johannsburg ab und begleitete ihn dann wieder von Angerburg nach Königsberg. Auch nach zwei Jahren kam der Polenkönig hierher und weilte an unserem Orte vom 28. März bis 12. Mai 1736.

5) **Friedrich Wilhelm I.**, der strenge Soldatenkönig, kam mehrmals nach Masuren. Auf einer dieser Reisen soll er sehr unwillig gewesen sein, weil die schon seit mehreren Jahren veranschlagte Kirche in Buddern noch nicht zu bauen angefangen war und fuhr seine Beamten mit folgenden Worten an: „Wo ist die Kirche?“ Die Beamten entschuldigten sich wegen der vielen Hindernisse, worauf der König erwiderte: „Nun gut! im nächsten Jahre komme ich wieder und steht die Kirche nicht, wie ich befehle, hängt Er an dem und Er an jenem Baum.“ 1729 musterte der König hier die Rattschen Kürassiere, besah sich die Anlagen auf dem neuen Markte, besuchte auch den Superintendenten Helwing, welcher ihm die Kirche zeigte und von ihm ein Geschenk von 2000 Thalern erhielt, um die Seitenflügel der Kirche anzubauen. Im Jahre 1739 am 18. Juli fuhr der König über Rastenburg, Rosengarten, Angerburg und Launingken nach Litauen. Er brauchte für sich und sein Gefolge 200 Pferde, wovon des Amt Sperling 34, die Stadt 100 und Amt Angerburg 66 stellte.

6. **Friedrich II. der Große** hatte schon als Kronprinz eine Abneigung gegen Ostpreußen gefaßt. „Ihr seid alles Schelme und Rebellen!“ — so hatte er als vierzehnjähriger Prinz (1726) in Darkehmen seinen Vater auf offnem Markte die versammelten Darkehmer Bürger ausschelten hören. Angerburg sah zum ersten Mal diesen künftigen, einst von aller Welt bewunderten Helden im Jahre 1735, als er hier die Kürassiere musterte. Hier in Angerburg lebte ja der Vater seines unglücklichen Freundes Ratt, der dem Kronprinzen auf seiner Flucht vor dem gestrengen Vater freundschaftliche Dienste geleistet und dafür den 9. Dezember 1730 in Küstrin vor den Fenstern des gefangenen Prinzen enthauptet worden war. Zum zweiten Mal kam Friedrich II. als Kronprinz im Jahre 1739 durch Angerburg und zwar in Begleitung seines Vaters. Er muß auf dieser Reise sehr übler Laune gewesen sein. Das zeigen uns die Briefe, die er am 3., 8. und 10. August d. J. an seinen Freund Jordan geschrieben hat. Er fällt in diesem Schreiben die gehässigsten Urtheile über unsere Provinz, besonders über Königsberg: „Müßiggang und Langweile sind, wenn ich nicht irre, die Schutzgötter Königsbergs. — Da wäre ich denn in der Hauptstadt eines Landes, wo man im Sommer gebraten wird und wo im Winter die Welt vor Kälte springen möchte. Es kann besser Bären auf-

ziehen, als zu einem Schauplatz der Wissenschaften dienen. — Dies Land, das so fruchtbar an Pferden, so gut angebaut und bevölkert ist, bringt nicht ein einziges denkendes Wesen hervor. Ich versichere Sie, bliebe ich lange hier, so verlöre ich noch die wenige gesunde Vernunft, die ich etwa haben mag. Ebenso gern wäre ich tot, als ich hier bliebe. — Wir reisen nun bald drei Wochen. Es ist so heiß, als wenn wir auf einem Sonnenstrahl säßen. Ueberdies reisen wir wie die Engel, ohne zu schlafen und beinahe auch ohne zu essen. Geht das so fort, so wird man noch ganz abgestumpft und hirnlos werden.“ — Als König reiste er gleich bei seiner Thronbesteigung 1740 über Marienwerder, Mohrungen, Liebstadt und Pr. Eylau nach Angerburg und war hier wieder bei Ratt zum Besuch, bevor er am 16. Juli d. J. nach Königsberg zur Huldigung kam. Es scheint demnach, daß es ihm in unserem Städtchen nicht so übel gefallen hat.

7. **König Friedrich Wilhelm IV.** weilte als Kronprinz 1808 in Begleitung des Hofmeisters Dr. Delbrück und des Oberstlieutenaut v. Gaudi in Angerburg. Er besah sich den Garten des Rathsverwandten Milthaler, das heutige Milthalersberg, machte dann eine Wasserfahrt auf dem Mauersee, wobei ihn der Magistrat begleitete. Auch die Kirche besah er und ging dann in die Wohnung des Superintendenten Dr. Pisanski, den er aber nicht zu Hause fand. Pisanski's Naturalien-Kabinet durchmusterte er genau und schrieb ihm auf einen Zettel folgende Worte: „Ich habe mit sehr vielem Vergnügen Ihr Kabinet angesehen und habe bedauert, Sie nicht hier zu finden.“

Angerburg, den 27. Juni 1809.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.

Selbst die Kehler Säule fand bei ihm eingehende Beachtung und er ließ sich von derselben in sein Tagebuch eine Zeichnung aufnehmen. Nächsten Tag reiste er zum Grafen von Lehndorff nach Steinort.

Als König ist Friedrich Wilhelm IV. zweimal in Angerburg gewesen. Auf der Reise im September 1852 beschäftigten ihn besonders die Pläne betreffend die Kanalisation der Masurischen Seen. Seinen Rückweg nahm der König über Drengfurt, Barten, Dönhofsstadt, Bartenstein, Bischoffstein, Bischoffsburg, Ortelsburg, Meidenburg, Hohenstein und Osterode nach Berlin. Das zweite Mal kam der König im Juni 1854 nach Angerburg und fuhr von hier nach Pözen und Rhein, wo er den Dampfer Masovia bestieg und nach der Gusiankamühle eine Wasserreise machte.





Kapitel 5.

Die Lischke. Böse Zeit. Anlage neuer Dörfer. Die Keußener Bauern und ihre Jagddeute. Prinower Streithengste. Wunderbare Rettung aus einem Wolfsrauchen. Thiergarten und Kehlen. Aus alten Papieren. Wie es in Neudorf ausgesehen hat und was die Bauern alles verstanden. Die Kapelle zu Angerburg und das Marienglöcklein. Die erste evangelische Gemeinde zu Angerburg in ihrer Armut und Liebe. Aberglauben. Wie die ersten Tabacksjäufer zu Angerburg mit dem „Stokelpuff“ traktiert werden und der Snüßter in den Weiberständen Mores lernt.

Als der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen — derselbe, welcher von Rosenfelder auf seinem prächtigen Bilde im Stadtmuseum zu Königsberg dargestellt ist — im Jahre 1450 eine Reise durchs Land machte, um sich von seinen Unterthanen huldigen zu lassen, reisten am 29. Juli d. J. auch der „Rath mit Schöppen“ aus Angerburg nach Gerdauen, um dem neuen Herren Treu zu schwören. Angerburg aber war noch keine Stadt. Wer mochte denn dieser „Rath mit Schöppen“ gewesen sein? — Vielleicht der Schulz von der Freiheit in Begleitung des Kämmerers oder Schäfers vom Schloß. Immerhin war der erste Ansat zu einer künftigen Stadt vorhanden. Solche Ortschaften, die sich um ein Ordenschloß lagerten, hießen **Lischken**. Der Name ist vom altpreussischen Wort Liskis d. i. Lager abzuleiten. Die meisten kleinen Städte unserer Provinz waren zuerst Lischken, d. h. Schlösser mit einer Ansiedlung in der Nähe; so Barten, Bögen, Ortelsburg, Pr. Eylau, Tapiau, Labiau, Ragnit u. a. m. Sie bestanden aus Krügen, Höckereien, Mühlen, Handwerksbuden u. s. w. Die Lischke neben der Angerburg hieß schon damals die „Freiheit“. Von dieser Lischke aus drang nun die Kultur in die Wildnis vor, freilich nur als ein schwacher Lichtschein in ein meilenweites Dunkel.

Die Zeiten im 15. Jahrhundert waren gar böse. Nach einer trostlosen Reihe von Bedrängnissen und Unruhen aller Art, welche alle Geldschätze verschlangen, die besten Kräfte des Landes verzehrten und in die Burgen des Ordens wie in Haus und Hütte des Bürgers und Landmanns Armut und Elend brachten, erreichte das Unglück des Landes seinen höchsten Gipfel in dem sogenannten „großen Kriege“ 1454 bis 1464. Es war ein entsetzlicher Bürgerkrieg. Der Aufruhr ging durch's ganze Land. Adel und Städte hatten sich zu Marienwerder zu einem Bunde zusammengeschlossen, dem Orden den Gehorsam aufgesagt und das Land dem Polenkönige überliefert. Da stand Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt. Die Einen blieben dem Orden treu, wie der Graf Fabian von Lehndorff, die Anderen hielten es mit dem Bunde und den Polen. Die Rheiner und Sehestener, auf Seiten des Ordens, machten z. B. einen Raubzug gen Schippenbeil, das zum Bunde hielt. Es gelüstete sie nach den fetten Viehherden Schip-

penbeils. Dasselbe Verlangen hatten aber auch die Ordenskrieger von Köffel. Sie waren am selbigen Tage zu gleichem Zweck ausgezogen und waren den Rheiner zuvorgekommen. Als diese vor Schippenbeils Mauern anlangten, hatten die Köffeler ihre Beute schon fortgetrieben. Die Schlösser Bögen und Lyck wurden in diesem Kriege 1454 von den Polen niedergebrannt. Die Folgen dieses Krieges waren ein unbeschreibliches Elend. 300000 Menschen hatten ihr Leben eingebüßt. 17000 Dörfer und Städte waren im Ordensland eingeäschert, 1019 Kirchen verwüstet. „O, Du Herr Gott“, — rief selbst der siegreiche Polenkönig Kasimir beim Anblick der Schutthaufen wehmütig aus — „ist doch wahrlich das Land nicht so viel werth, als es christliches Blut und großes Geld gekostet hat!“

Der Orden verlor im Thorner Frieden den größten Theil seines Länderbesitzes. Westpreußen (mit Ausschluß der Kreise Marienwerder und Rosenberg) und das heutige Ermland wurden dem Polenreich einverleibt. Der Hochmeister wurde in seinem ihm gelassenen Landstrich polnischer Vasall. Der einst so mächtige Orden führte fortan ein Schattendasein. Der Ordensstaat lag am Boden wie ein Sterbender, zuckend in seinem Blute.

Trotz der wilden Zeiten und der trostlosen Lage des Landes sind während des 15. Jahrhunderts 13 neue Ortschaften im hiesigen Kreise angelegt. Maschnen, das älteste Dorf im Kreise, war schon 1392 entstanden. Dann folgten 1403 Resau, 1406 Engelstein*) und Guja, 1421 **Neußen**, ursprünglich Neußendorf genannt. Die ersten Bewohner dieses, nur durch die Angerappwiesen vom Schlosse getrennten Dorfes waren eingeborene Preußen. Sie hatten die Verpflichtung, „wann und wie dick sie geheißet wurden“, mit den Ordensrittern auf die Jagd zu ziehen, wofür sie während derselben beköstigt wurden und von dem erlegten Wilde den Hals empfangen sollten. Der fette Hals eines Bären, Ebers oder Auerochsen war freilich für einen armen Neußener Bauern sehr verlockend und bescherte ihm einen schönen Braten, dafür hatten sie aber auch das Jagdzeug, Garn, Leinwand, Flachs und Hanf zu den Fangleuten unentgeltlich zu liefern.

Weiter nördlich jenseits der Angerapp entstand 1452 Brunsdorf, das heutige **Prinowen**. 5 deutsche Köhler: Hans Krause, Martin Petraschdorf, Paul Schuler, Paul Knorr und Thomas Petraschjohn siedelten sich hier an und erhielten als Deutsche die Gerichtsbarkeit über ihre Leute. Es wurde ihnen zugleich die Verpflichtung auferlegt, von je 15 Hufen mit einem Hengst und Harnisch zu jedem Kriegszug bereit zu sein. Diese Streithengste waren selbst mit starkem Panzer bedeckt, die Reiter trugen die Brunie, den Brustharnisch. Solche kriegsfähigen Streithengste zu stellen, konnte man den Prinowern, welche bis auf den heutigen Tag gute Weide und vorzügliche Pferdezucht haben, schon zumuten.

Durch Gründung des Dorfes Prinowen wurde jene große Wildnis, die zwischen Angerburg und Nordenburg lag, und in der später so sorgenvoll der spanische Herzog Alvarez**) hauste, etwas gelichtet und die wilden Raubtiere zurückgeschreckt, doch noch 1736 ereignete sich in Prinowen folgende **merkwürdige Volksgeschichte**: †) „Das Weib eines Bauern aus Prinowen begleitete ihren Mann, der auf dem Felde Korn mähte, um das Getreide ihm in Garben nachzubinden. Das Kindlein, welches sie säugte, hatte sie einstweilen auf ein Lager, aus Rasen bereitet, seitwärts am Acker hingelegt. Aber sie war nur wenig weiter hinweggetreten und wendete noch das Auge darauf zurück, als sie mit Schrecken sah, wie ein Wolf, der aus dem angrenzenden Walde gekommen war, das Kindlein im Rachen hielt und im heftigsten Laufe nach dem Walde zurückkehrte. Da,

*) Die Geschichte des Engelsteiner und Rosengarter Kirchspiels siehe in einem späteren Heft.

**) Alte und neue Bilder S. 4.

†) Hagen, Preuß. Provinzialblätter III. S. 365.

unter jammervollem Geschrei, zugleich mit ihrem Mann und den anderen Bauern, die auf dem Felde das Korn mähten, strengt sie sich an, mit eiligen Schritten das Untier zu erreichen, das aber bald ihren scharfem Blicke entgangen ist. Nichtsdestoweniger läßt keiner von allen ab, der Spur des Wolfes nachzufolgen; und kaum sind sie in den Wald getreten, siehe, so finden sie das Kindlein auf dem Boden liegen, nackt, aber munter und unverletzt. Die Windeln waren nämlich unter dem verwachsenen Gesträuch von einander gerissen und der ausgewickelte Säugling war unvermerkt aus dem Rachen des Untiers gefallen. Statt der gehofften Beute waren von ihm so die Windeln entführt.“

Das dritte Dorf in der Angerburger Pilsche war **Thiergarten**, kurz vor Ausbruch des großen Krieges 1452 angelegt und nach dem Gründer desselben, Hans von Thiergarthe, einem preussischen Vasallen, also genannt. Auch hier ließen sich, wie in Keußen preussische Eingeborene nieder, um die Waldufer des Mauersees urbar zu machen. Noch hatte aber auf der Süd- und Ostseite des Ordenshauses kein Axtstich den Urwald berührt, noch wogten zwischen dem Pökenier und dem Angerburger Hause die Wipfel eines jungfräulichen Waldmeeres. Da drangen im Jahre 1478 eingeborene Preußen mit Axt und Pflug auf jene Landspitze vor, welche sich wie ein Keil zwischen Schwenzait und Mauersee hineinschiebt. Es entstand das Dorf **Kehlen**. Freilich waren die Bedingungen, unter welchen sich die Preußen in Keußen, Thiergarten und Kehlen niederlassen durften, nicht so günstig, wie die Berechtigungen der Deutschen in Prinowen. Jene erhielten Magdeburgisches Recht, diese Kulmisch. Jene hatten für das Haus Angerburg bedeutende Scharwerksdienste und Jagddienste zu leisten, Gras zu schlagen u. s. w. Doch erhielten alle drei Dörfer aus „sonderlicher Zuneigung“ das Recht des sogenannten „Wehrgeldes“.*) Während nämlich bei den alten Preußen noch die Blutrache war, welche die Familie eines Erschlagenen an der Familie des Tötschlägers nahm, so daß dadurch endlose blutige Fehden und Kämpfe zwischen den einzelnen Familien und Sippschaften entstanden, führte der Orden als Sühne für die Vergehen gegen Leib und Leben des Nächsten das Wehrgeld ein. Dadurch wurde jenen blutigen Kämpfen zwischen den einzelnen Familien ein Ende gemacht. Für die Bewohner der drei genannten Dörfer wurde in ihren Privilegien 16 Mark als Wehrgeld festgesetzt.

Die Ordensherrschaft, welche, unter den Posaamentönen der Reformation vor der Morgenröthe einer neuen Zeit ins Grab sank, hat jedoch noch vor ihrem Scheiden eine Ansiedelung geschaffen, aus der sich später unser Städtchen entwickelte. An dem Hügel, in dessen Schoß zahlreiche Aschenkrüge eines untergegangenen heidnischen Geschlechtes ruhten,**) bauten sich mehrere Deutsche im Jahre 1514 ihre Hütten. **Neuendorf** nannten sie das neu angelegte Dörfchen; oder **Scrothwol** hießen sie es auch mit dem Wunsch, daß es wohl geraten möge. Michel Pankewicz war der Schulz, unter dessen Leitung die neuen Ansiedler ihr wichtiges Unternehmen begonnen hatten. 60 Hufen wurden der Ortschaft verschrieben, wovon der Schulz 6 Hufen bekam. Diese Neuendorfer hatten bedeutende Scharwerksdienste dem Amt Angerburg zu leisten, von je 2 Hufen einen Morgen Gras zu schlagen, $\frac{1}{4}$ Holz zu setzen, 3 Tage jährlich zu pflügen und 8 Tage zu handscharwerken. Als besondere Vergünstigung wurde ihnen freie Fischerei in der Angerapp mit Wathen und Hamen gestattet, dem Schulzen aber wird noch „von sonderlichen Gnaden“ das Recht verliehen, sechs Säcke in der Angerapp zu stellen, dergleichen im Lappingen- und Therusen-See, jedoch nur zu Tisches Notdurft, und nicht zu verkaufen. Die ersten zehn Jahre war das junge Dörflein von allen Abgaben und Diensten frei, damit die Bauern Zeit hätten, den Wald zu roden und ihr Feld urbar zu machen. Auch später mußten wegen miserabler Zeiten und großer Dürftigkeit der

*) Schmidt. Geschichte des Kreises Angerburg.

**) Der heutige Kirchenberg.

hiesigen Bauern 12 Freijahre (1560—72) zur Erholung gegönnt werden.* Die einzigen wenigen Nachrichten über dieses Dörfchen, an dessen Stelle jetzt unsere Stadt steht, habe ich in unserem Kirchenarchiv gefunden. Das älteste Schriftstück ist eine Kirchenrechnung aus dem Jahre 1539. Dieses alte Papier, von Würmern zerfressen und vergilbt, zeigt uns, welche schwierige Kunst damals das Schreiben war. Die Handschrift, große Kratzfüße, sieht aus, als ob man einen Spahn in Tinte getaucht und wunderliche Hieroglyphen gemalt habe. Der Titel lautet: „Ryechen Regiester des Rherspiels Angerburgk angefangen Jhm Jar CIXXIX ond Endeth sich Wiederumb Jhm Jar CIXL.“ Der Bestand aus dem Vorjahr ist mit folgenden Worten bezeichnet: „Jhm Restaj IIIX mark XXV fl.“

Der Mann, der so etwas im Dorf Neudorf zu schreiben verstand, ragte gewiß um eines Hauptes Länge über alles übrige Volk hervor und galt wohl eben soviel in Neudorf als Cäsar in Rom. Aus dieser Rechnung können wir entnehmen, daß unser Dorf eins der kleinsten gewesen ist, denn es zahlte weniger Dezem als Schwynz (Ogonten) und Kehlen, hatte außer dem Schulz Michel nur 21 Bauern, unter welchen der eine ein Böttcherhandwerk neben der Ackerwirtschaft betrieb. Die Einwohnerzahl dürfte ca. 100 gewesen sein. Die anderen Handwerker, der Schuhmacher Mop, der Schmied, der Müller Kaspar, der Gastwirt Hans Walther wohnen auf der Freiheit und gehören zum Schloß (Haus) Angerburg.

Der Pfarrer erhielt damals ein Gehalt von 25 Mark (nach heutigem Gelde 80 Mark 89 Pf.);*) der „Schulmeister“ erhielt eine Besoldung von 3 Mark (oder 10 Mark heute). Sehr billig sind die Lebensmittel gewesen. Ein Stof Wein kostete nach jener Rechnung nur 7 Schilling (nach heutigem Gelde 39 Pfennige.) Nach einer Rechnung wenige Jahre später hat die Tonne Bier 24 Schilling (1 Mark 32 Pf. nach heutigem Gelde) gekostet. Einen Ofen im Pfarrhause setzte der Töpfer für 30 Schilling (1 Mark 65 Pfennige).

Aus den folgenden Kirchenrechnungen können wir ersehen, daß die Zahl der Bauern immer mehr abnimmt und die „Huben“ zu größeren Grundstücken zusammengelegt sind, dagegen die Zahl der Gewerbetreibenden in stetem Wachsen ist. 1550 hat die Mühle schon zwei Räder; vor dem Schloß sind zwei Krüge, 1557 findet sich schon ein „Erzgräber“ Macher, ein „Hammermeister“, der leider 1561 der Kirchenkasse mit 100 Mark, die sie ihm geliehen hatte, durchging. Ein Kürschner Schulz macht bereits Pelzmützen für den rauhen Winter. Der Bauer Gregor legt sich auf die Anfertigung von Jagdnetzen und Fischereigeräten und hat den Titel „Garnmeister.“ Der Bauer „Paul“ ist ein eifriger Bienenzüchter und sorgt dafür, daß es dem „mannhaften, tapfern und sehr gestrengen“ Herrn Amtshauptmann Hans von Busch nicht an Met fehle. Das ist ein vornehmer Herr, der zu leben versteht, ist er doch sogar von dem Herzog Albrecht bei seiner zweiten Vermählung mit der Herzogin Anna Maria zur Hochzeit geladen worden.**) Den Honig, welchen der Bauer Paul von den Bienen im Walde oder aus seinen Bienenstöcken im Garten gewonnen, bringt er dem „Jacob“, welcher Koch beim Herrn Amtshauptmann ist und daraus den kühlen Mettrank wohl zu brauen versteht. Auch finden wir bereits einen Ziegelstreicher und Kalkbrecher, den „Kung“ und „Matz“, am Orte, dazu einen „Depfer“ (Töpfer).

*) Die Kirchenrechnung d. a. 1561 hat die Bemerkung: „Zum denken, dise obgemelde 58 Haben haben 12 Jhar freihen, wen sie halbe freihen ausgeessen, so geben sie a. 66 halbe Dezem als von der Huben 7 1/2 fl, a. 72 geben sie 15 fl Dezem.“

**) Die Umrechnung in heutiges Geld ist geschehen nach der Tabelle in Altpr. Monatsk. V (a. 1868) S. 54.

***) Pr. Provinz.-Bl. VII (1832) S. 445.

Das wichtigste Ereignis in der Geschichte des Dorfes Neudorf war unzweifelhaft **der Bau eines Kirchleins**. Als Kehlen im Jahre 1478 angelegt wurde, hatte Angerburg noch keine Kirche, weshalb die Kehler nach Engelstein eingepfarrt wurden. Erst 1479 giebt der Ermländische Bischof Lucas die Genehmigung zur Errichtung einer Kapelle im Flecken Angerburg.*) Wo diese erste katholische Kapelle errichtet gewesen ist, ob im Schlosse selbst oder neben demselben, ist nicht zu ermitteln. Doch besitzen wir heute noch die Glocke, welche einst zur Messe in jene Kapelle gerufen. Es ist von unseren drei Kirchenglocken die mittlere und trägt die Inschrift: „Jesus. Sancta. Maria.“ Es ist die Morgenglocke, die schon 400 Jahre lang so klar, so hell, so rein in's Angerappthal gerufen: „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist herbeigekommen.“ Als mit der Reformation jener im Propheten Amos 8 Vers 11 geweissagte brennende Hunger, „das Wort des Herrn zu hören“, durch unser ganzes Land ging, baute man 1528 auch in Neudorf eine Pfarrkirche. Sie stand da, wo heute die Grundstücke des Kaufmann Gerlach, Bäcker Reiß und Färber Starfinger liegen. Es war diese Kirche nur aus Holz, dem billigsten Baumaterial jener Zeit errichtet. Wie wir aus den späteren Kirchenrechnungen ersehen, mußten bald Reparaturen vorgenommen, auch Stützen gegen den Einsturz derselben angewendet werden, woraus wir schließen können, daß man in jener drückenden und schweren Zeit die Kirche ebenso billig wie schlecht aufbaute. Und wie dürftig war diese Kirche ausgestattet! Sie hatte nach dem Inventarienverzeichnis von 1550 nur eine Glocke, jene oben erwähnte der Sancta Maria geweihte aus der katholischen Zeit, zwei messingene Leuchter, einen silbernen von „vorn“ vergoldeten Kelch, 3 Kessel (Kasel oder Altarbezüge). Ihr kostbarster Schmuck war ein vergoldetes Marienbild, das sie aus der früheren katholischen Kapelle herübergewonnen und welches, wie später erzählt werden wird, eine wichtige Rolle beim Tartareneinfalle spielen sollte. Eine Orgel gabs noch nicht. Der mit 3 Mark Gehalt angestellte Schulmeister leitete den Gemeindegesang. Aber die ärmliche Dorfkirche dünkte doch unseren Vorfahren herrlicher als prächtige katholische Kathedralen. Sie standen im Feuer der ersten Liebe. Sie liebten die reine Lutherlehre über Alles. Als sie nach Abgang ihres ersten Pfarrers, der ihnen das lautere Evangelium verkündet hatte, einen anderen Pfarrer erhielten, der aber „noch im Papsttum steckte“, wurde derselbe abgesetzt. Wie sehr die Neudörfer der Reformation zugethan gewesen sind, geht auch daraus hervor, daß sie einen alten, von den Katholiken um seines evangelischen Glaubens willen verjagten Pfarrer Jahre lang mit Geld aus der Kirchenkasse unterstützten, ferner, daß sie mit großen Kosten die Werke Luthers und der anderen Reformatoren für die hiesige Kirchenbibliothek anschafften.

Das neu eingerichtete Kirchspiel Angerburg hatte eine ungeheure Ausdehnung. Es umfaßte die heutigen Kirchspiele Angerburg, Buddern, Bentheim, Kuten, Kruglanken, und teilweise Dombromken. Die Bewohner der fernliegenden Ortschaften, wie die von Siewen, Siewken, Soldahnen, Polonnen (bei Schwentainen) u. a. m. hatten, um ihre Kirche zu besuchen, eine Reise von 3 bis 5 Meilen durch die Wildnis zu machen. Aber wie dünn muß in diesem so großen, ca. 16 Quadratmeilen umfassenden Pfarrbezirk die Bevölkerung gewesen sein! Es sind laut Kirchenrechnung vom Jahre 1539 nur 3 Stof Wein zur Kommunion verbraucht, was auf eine Kommunikantenzahl von 150 Personen und auf eine Einwohnerzahl von höchstens 300 bis 500 Seelen schließen läßt. Die große räumliche Ausdehnung eines solchen Kirchspiels, wie das bunte Sprachengewir in demselben stellten an die Arbeitskraft des damaligen Geistlichen hohe Ansprüche. Da wohnten Preußen, Deutsche, Litauer, späterhin auch noch Polen im hiesigen Kirchspiel, und jedem dieser Volksstämme mußte in seiner Sprache gepredigt werden. Das Schlimmste jedoch war, daß die Bevölkerung durch die vielen fortwährenden Kriege verwildert war.

*) Monumenta Historiae Warm. 3. S. 369.

Es war ein schwerer Kampf, den die Kirche mit Unwissenheit, Stumpfheit, Roheit und Aberglauben zu ringen hatte. Gewaltjam durch blutige Kämpfe und daher nur äußerlich dem Christentum zugeführt, hingen die Preußen innerlich noch lange an ihren heidnischen Göttern. Noch im 16. Jahrhundert brachten sie im Geheimen ihren Göttern Opfer. Das Hochheiligen hat sich sogar bis zu unserem Jahrhundert erhalten. Um Segen in Haus und Wirthschaft zu heben, stellte man gerne des Nachts Speise und Trank den „Unterirdischen“ oder „kleinen Leuten“ hin, welche mit ihrem Fürsten, dem Gotte Buschfakitus unter dem Holzkunder wohnen. Ebenso traktierte man mit allen Arten von Speisen die Kobolde (Koltki), die man sich in verborgenen Winkeln der Häuser oder in Holzhausen wohnend dachte.*) Diese Geister stahlen dem Nachbar das Getreide vom Speicher und brachten es dem, der ihnen einen Schmaus bereitete. Sehr zahlreich war die Kunst der Zauberer (Waidler) und Wahrsager (Burth). Ihr Geschäft war das „Versegnen“ oder „Berathen“, das Wahrsagen oder „Borten“. Gegen diese heidnischen Unsitten, welche in den Zeiten des Katholicismus ruhig geduldet waren, kämpfte nun die evangelische Kirche aufs eifrigste. Der Herzog Albrecht und seine Nachfolger erließen zu wiederholten Malen die strengsten Verordnungen. Volks- und Landschulen gab es noch nicht. Es war keine beneidenswerte Aufgabe der evangelischen Geistlichen, einem ohne Schulunterricht aufgewachsenen, in geistige Trägheit und Stumpfheit versunkenem Volke im Beichtunterricht und nach der Predigt die notdürftigsten religiösen Kenntnisse aus dem Katechismus einzuprägen. Da aber die wenigsten Geistlichen der preußischen Sprache mächtig waren, nahm man Dolmetscher (Tolken) zur Hilfe, welche auf einer Nebenzanzel stehend, jeden vom Geistlichen gesprochenen Satz der Predigt in die preußische Sprache übersehten. Das war ein trauriger Nothbehelf. Es kamen dadurch die gröbsten Misverständnisse und unangenehmsten Störungen vor. Bis in das 17. Jahrhundert hat sich diese Einrichtung erhalten. Zum Kirchenbesuch wurden freilich die Leute durch die strengsten Verordnungen angehalten, doch, was die Hauptsache ist, das Lernen, Aufmerken und Beherzigen des Gehörten ließ sich nicht durch Gesetze vorschreiben. Nach einer meilenweiten beschwerlichen Reise zur Kirche überwältigte viele Kirchengänger der Schlaf und die Müdigkeit. Späterhin, als der Tabakgenuß allgemeiner wurde, riß in der Angerburger Gemeinde die schreckliche Unsitte ein, daß sich die Männer während des Gottesdienstes durch „Tabaksaufen“ (Rauchen) wach und munter zu erhalten suchten. Um diesem Unwesen zu steuern, verordnete der Amtshauptmann Martin von Wakenodt im Jahre 1661, daß der Polizeidiener Marenja von der Freiheit mit einem „Stößelpuff“ (wahrscheinlich langer Krückstock oder Stange) in der Kirche umhergehen solle, um die Schlafenden durch Stöße und Püffe aufzuwecken und das ungebührliche „Tabaksaufen“**) zu verhindern. Die betreffende Verfügung (Kirchenrechnung d. a. 1661) lautet wörtlich: „Weil auch das Volk, insonderheit in der Polnischen Beßper = Predigt die Zeit mehren Theil nur schlaffend zubringt, als ist Johana Marenja geordnet, daß Er alle Sonntag und Feiertag mit einem Stößelpuff umgehen solle undt dabey auch acht nehmen, was für Excesse mehr, mit Tabaksauffen und anderen Wesen wie geklagt wird, verlauffen, der denn die Schlafenden aufwecken und andere Leute so sonst sich ungebührlich halten, ordentlich angeben solle.“

Daß man in damaligen Zeiten auch in anderen Gegenden Deutschlands gegen derartige Unsitten, die heutzutage kaum begreiflich sind, von seiten der Kirche zu kämpfen

*) Toppen, Gesch. Masurens S. 237.

**) Eine ähnlich greuliche Unsitte herrschte Anfang des 17. Jahrhunderts in den Birkhaus und Amtsstuben der Behörden. Hier arbeiteten die Schreiber gemüthlich bei Tabakspfeife und Bierkanne. Daher kam unter dem 14. Oktober 1719 höheren Ortes die strenge Verfügung, daß die ordentlichen Berichte an die höheren Behörden bei keiner Tabakspfeife und Bierkaufen verfertigt oder versiegelt werden sollen, weil man bei Erbrechung derselben den „Tabakstoch und Biergerank“ noch gänzlich riechen kann.

hatte, erfahren wir aus dem Leben des Jobst Sackmann, weiland Pastor zu Vimmer bei Hannover. (1680—1718.) Derselbe verstand es, einen leidenschaftlichen Tabacksschnupfer in der Kirche auf eine andere Weise als mit dem „Stößelpuff“ in Ordnung zu bringen. Dieser Geistliche predigte seiner Landgemeinde in plattdeutscher Sprache, weshalb von Zeit zu Zeit Städter aus Hannover in seine Kirche kamen, um sich an den plattdeutschen Vorträgen Sackmanns zu ergötzen. Ein Advokat, Reddersen aus Hannover, der dem Schnupftabak sehr ergeben war, hatte sich ohne Umstände in die Weiberstände gesetzt. Da er nun beim Anfangsgebet und Vorlesen der Epistel, indes Jedermann aufgestanden, allein sitzen blieb, um von Zeit zu Zeit verstohlen eine Prise zu nehmen, hielt Sackmann, der dies bemerkt hatte, beim Lesen der Epistel plötzlich inne und rief jenem mit fester Stimme zu: „Snüffler! gieb Gottes Wort die Ehre und hebe Dich!“ Reddersen blieb gleichwohl sitzen, duckte sich und schnupfte von neuem. Da hielt Sackmann wieder inne und rief noch stärker als zuvor: „Snüffler, ich sage dir nochmals, gieb Gottes Wort die Ehre und hebe dich!“ Da aber auch auf diese Ermahnung Reddersen sitzen blieb und halb gebückt unter die Weiberstühle zu schnupfen fortfuhr, rief Sackmann den Kirchenvätern zu: „Haus und Kaurt komed ju doch un helpt mi den Snüffler Mores tau liehre, damit dat hei weet, dat hei in de Kerken is.“ Reddersen aber fand es nicht für gut, die Ankunft dieser handfesten Männer abzuwarten, sondern sprang in langen Sägen zur Kirche hinaus. —

Obige Schilderungen haben uns die Schwierigkeiten der geistlichen Arbeit im neu-eingerichteten Kirchspiel Angerburg gezeigt. Es war fürwahr ein harter, steinreicher, wüster Acker, den die Kirche ihrem Herrn zu einem Weinberg zubereiten sollte. Der Arbeiter auf solchem Ackerfeld waren nur wenige. Die Kirche hatte einen Pfarrer und ihm zur Seite einen Schulmeister, beide mit einem kärglichen Einkommen, das sie vor dem Hunger kaum schützte. Zu wiederholten Malen liest man in den Rechnungen, daß der Pfarrer oder Schulmeister mit ihrem Gehalt nicht ausgekommen, und „uff Beuehl des Herrn Bischofs“ ihnen einige Mark spendiert worden sind. Noch fehlten der Pfarrstelle die „Suben“, die derselben erst bei Erhebung des Ortes zur Stadt zugewiesen wurden. Dafür hatte aber der Pfarrer, wenn er sich müde gepredigt hatte, einen „Haus-Sessel“, den ihm die Kirche als Kircheninventarium angeschafft hatte. (Kirchenr. 1550.) Eine Hilfe erhielt der Pfarrer 1550 im Kaplan, welcher „uff Beuehl des Herrn Bischofs“ 9 Mark Gehalt bekam. Er hatte litauisch zu predigen, und auch die Filiale Sperling (Wentheim) zu versorgen. 1561 tritt in den Kirchendienst ein Kantor ein.

Wie sich das kirchliche Leben in späterer Zeit gestaltet hat, soll in einem der nächsten Kapitel geschildert werden.



Kapitel 6.

Aus Dorf wird Stadt, aus Schulz „Herr Borgmeister“, aus armer „Bauer“ Herr Bürger. Hohe Vergünstigungen und leidliche Lasten. Angerburger Märkte in alter Zeit. Straffe Zucht und zuchtloser Aufbruch. Wie Nadeloch ein Märtyrer im Kampfe für die Ehre der Schuhmacher wird.

Die günstige Lage des Orts und die stetig wachsende Bevölkerung des Kirchdorfs Neudorf führten es in seiner Entwicklung zur Stadt schnell vorwärts. Auf die eifrige Verwendung des Hofmeisters Caspar von Lehdorff und des Schlosshauptmanns Nickel von Sparwein wurde der Ort 1571 zur Stadt erhoben. Sein Dorfsname Neudorf oder Gerothwol verschwindet, die Stadt heißt fortan wie das Schloß „Angerburg“. Den früheren Schulz redet man jetzt ehrfurchtsvoll mit „Herr Borgmeister“ an (Kirchenrchn. d. a. 1571). Sie selbst, die Angerburger, waren am 3. April 1571 zum letzten Mal als arme „Bauern“ schlafen gegangen, um am nächsten Morgen mit dem erhebenden Hochgefühl zu erwachen: „Wir sind jetzt die Herren Bürger.“ Oho! zu dieser Ehre, ein Bürger in Angerburg zu werden, kann nicht jedweder gelangen. Denn in der „Willkühr“ der Stadt Angerburg stehet als erster Paragraph geschrieben: „Welcher oder wer da ein Bürger sein will, der soll gutter Nation sein und eines gutten Herfomens und gutten Namens“. Und wie feierlich und festlich war der Tag, wenn ein junger Mann vom hohen Räte zum Bürger gewählt und mit solcher Ehre bekleidet wurde. Er that seine besten Kleider an. In rotem Rock mit aufgeschlizten Ärmeln und blanken Knöpfen, in langer gestickter Schoßweste, über welche die spizenbesetzte weiße Halsbinde in zwei Enden herunterhing, in Pluderhosen, untadeligen Strümpfen, hohen Schuhen mit großen Rosetten, gerüstet mit Ober- und Untergewehr — so trat der Jüngling mit klopfendem Herzen vor den hohen Rat. Da saßen die weisen Lenker der Stadt um ihren Ratstisch mit ernster Miene und beantworteten mit gnädigem Kopfnicken den demütigen Gruß des Eintretenden. Der Herr Bürgermeister hielt nun an den zukünftigen Bürger eine Rede, in welcher er seine und des Rates Gunst, die sich bei dieser Wahl offenbaret, gebührend hervorhob, sodann ihn aufforderte, 60 Mark für das Bürgerrecht an den Stadtsäckel zu zahlen, auch zwei lederne Feuereimer anzuschaffen, von welchen der eine auf dem Rathhaus, der andere in seinem Hause bleiben solle. Nach dieser Anrede wurden vom Stadtschreiber aus der „Willkühr“ die Bürgerpflichten vorgelesen und dem neuen Bürger der Eid abgenommen. Hatte er sodann für das Bürgerrecht die erforderliche Summe erlegt, so wurde sein Name ins Bürgerbuch eingetragen. Hierauf bedankte sich der neue Bürger für die hohe Gnade und bat die Rathsherren, sein geringes Haus mit ihrer Gegenwart zu beehren und einen kleinen Imbiß einzunehmen.

Noch feierlicher war die jährliche Wahl des Bürgermeisters, der Rats- und Gerichtsherrn, welche von allen Bürgern im Beisein des Amtshauptmanns in der Kirche gewählt und vereidigt wurden. Freilich waren dies nur Ehrenämter, welche mit keiner Besoldung verbunden waren und daher auch nur neben einem anderen Gewerbe versehen werden konnten. Der **Bürgermeister** erhielt im Jahre 1698 nur zwei Mark Wachsgehd, erst im Jahre 1731 ein Gehalt von 30 Thalern. Auch der Stadtrichter, welchen der Amtshauptmann aus des Rates Mitte erwählte und vor dem Altar vereidigte, und dem er fünf Schöppen zur Seite stellte, bekam kein Gehalt; erst 1731 sind für ihn 10 Thaler im Etat ausgeworfen. Ein **Schneidermeister**, Namens Jakob Dinkel, war bis zum 30. Dezember 1646 lange Zeit Vorsitzender des Angerburger **Stadtgerichts**. Es beklagten sich daher auch im Jahre 1739 Bürgermeister und Magistrat, daß sie durch ihren beständigen Herrendienst großen Schaden in ihrer Wirtschaft erlitten, sie könnten nicht nach ihrer Nahrung sehen und müßten leiden, daß alles rückgängig wird, und sie ganz herunterkommen.

Wichtiger als die hohen Ehren waren die namhaften Vergünstigungen, deren sich die neue Stadt und ihre Bürger erfreuen durften. Nun hörte die Plackerei auf, welche man zuvor mit dem Scharwerksdienst auf dem Amte gehabt. Die 60 Hufen, welche einst zur Anlage Neuendorfs verliehen waren, wurden nun in folgender Weise verteilt:

- 50 Hufen für 50 Bürger mit Braugerechtigkeit;
- 4 Hufen zur Pfarrwidem;
- 3 Hufen 10 Morgen zur Anlage der Stadt;
- 1 Hufe zum Hospital;
- 1 Hufe an 10 Plägner;
- 1 Hufe 22 Morgen an die Hübner zur Verteilung.

Freilich war dieses Land noch zum größten Teil urbar zu machen. Und dieses thaten die Angerburger so brav, daß ihnen der Kurfürst George Wilhelm zum Zeichen seiner Huld und als Lohn für's „brave Holzen“ im Jahre 1620 den Illmerwald von 6 Hufen schenkte, der anfangs Kammereibesitz, später unter die 224 Hausbesitzer der Stadt verteilt wurde und zuletzt an Lanningken kam.

Von der Art des Holzfällers blieb jedoch 300 Jahre lang der sogenannte Hufenwald verschont, der als gemeinsame Viehweide und zur Holzung benutzt wurde. Die Stadt hielt mehrere Hirten, die das Stadtvieh sämtlicher Bürger in diesen Wald trieben und aus dem Stadtsäckel besoldet wurden.*)

Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1852, als eine lange Reihe von Reisewagen zum Vitauer Thor hinausfährt. Auf jedem Fuhrwerk saßen Kopf an Kopf dichtgedrängt die Bürger Angerburgs. Alles ist in fröhlicher Stimmung. Es geht zum Gerichtstermin nach Insterburg, wo in letzter Instanz ein wichtiger Streit entschieden werden sollte. Es handelt sich um den **Hufenwald**. Die Großbürger beanspruchten ihn als ihr ausschließliches Privateigentum, die Stadt dagegen behauptet, es sei Communalbesitz und alle Bürger, auch die Kleinbürger, hätten daran Anteil. Die Kleinbürger hatte der Magistrat als Zeugen deputiert, die Großbürger reisten als die Verklagten. Alles war auf den Ausgang dieses langjährigen Kampfes zwischen den „Kleinen“ und „Großen“ gespannt. Da winkt der Reisegesellschaft unterwegs in Trempen ein freundliches Wirtshaus. Hier wird Station gemacht. Es beginnt ein buntes, fröhliches Leben und Treiben. Man sieht es der Gesellschaft nicht an, daß hier zwei streitende Parteien kampferüstet einander gegenüber stehen. Eine Eintracht, Herzlichkeit und Brüderlichkeit, wie sie nie dagewesen, umschlingt beim schäumenden Pokal die „Großen“

*) Kammerechnung d. a. 1731: „den Hirten 84 Thaler.“

und die „Kleinen.“ Die Großbürger traktieren ihre Gegner aufs freigiebigste mit Getränken aller Art, man vergift den Hufenwald und allen Streit, ja, die ganze Welt, und die seligste Stimmung überwältigt alle Herzen. Wann man zu Bette gegangen, wo und wie man geschlafen — man weiß es nicht. Aber am andern Tage, dem Tage des Termins, der wichtigen Entscheidung — da erwachen die „Kleinen.“ Was ist denn das? — Der Kopf ist so schwer und die Sonne steht schon so hoch? Wo sind denn die Großbürger? — Sie sind schon längst fort, sie stehen schon im Gerichtssaal zu Insterburg. Die Kleinen erschrecken und jagen ihnen nach. Als sie nach Insterburg kommen, begegnen ihnen bereits die Großbürger in fröhlichster Stimmung; sie haben den Prozeß gewonnen, die Kleinbürger haben, weil sie ausgeblieben waren, ihre Sache verloren. Die Kleinbürger kehren mit langer Nase heim und haben den Trost: „Es war in Trempen doch gar zu schön, wenn wir auch den Hufenwald verloren haben.“ Es wäre dem kleinen David im Kampfe mit dem Riesen Goliath auch so ergangen, wenn beide zusammen am Tremper Wirtshaus vorbeigefahren wären.

Die Lasten, die den Bürgern bei Gründung der Stadt auferlegt wurden, waren nicht besonders drückend. Daß von jedem geschlachteten Vieh, welches zu Markte gebracht und verkauft wurde, der rechte Bug, vom Schwein aber das Rückstück auf's Schloß gegeben werden sollte, traf mehr die auswärtigen Verkäufer, als die hiesigen Bürger. Hielt doch jeder Bürger sein eigenes Schlachtvieh, und die zahlreichen Vorstentiere, die auf den ungepflasterten Straßen herumwühlten, lieferten den Beweis, daß es den Bürgern zum sauren „Komst“ auch nicht an Schweinefleisch fehlte.

Am härtesten wurden die Bienenzüchter betroffen, die von allem Honig, den sie in Wald und Garten gewonnen, die Hälfte aufs Amt abzuliefern hatten.

Am höchsten erfreut konnten die Bürger über das **Marktrecht** sein. Drei Jahrmärkte wurden im neuen Städtchen eingerichtet, der vierte Jahrmarkt wird 1601 von Engelstein hierher verlegt. Zum **Wochenmarkt** wird der Sonnabend bestimmt. Schon früh des Morgens wird eine rote Fahne am Rathause ausgesteckt, welche bis 9 Uhr weht. So lange diese Fahne zu sehen ist, dürfen keine fremden Verkäufer oder einheimische Kaufleute irgend etwas kaufen, damit den armen Leuten nicht die Eßwaaren verteuert werden. Betrüger, die falsche Waaren oder falsch Gewicht gebrauchen, büßen nicht nur ihre Waare ein, sondern erhalten auch die verdienten Stockschläge oder Peitschenhiebe und zwar in nicht zu knapper Anzahl, damit dieser Denkwort auch für die Zukunft wirksam wäre. So erhielt z. B., wie die Chronik der Stadt erzählt, noch im Jahre 1809 ein Bauer aus Siewken, welcher den Versuch machte, auf hiesigem Markt zwei Pferde und einen Schlitten zu stehlen — auf Grund der Vorschrift vom 18. September 1808 — 100 Peitschenhiebe. Zu allen Thoren ziehen an Markttagen die Landleute der Umgegend herein. Auf Ständen, Tischen, in Krambuden und den Stadtbänken sind die Waaren ausgelegt, das kleine Handwerk der Stadt zeigt heut im Gewühl der Fremden und Einheimischen, was der Fleiß des Bürgers in der Woche geschaffen. Da sieht man allerlei schöne Sachen, die Bürger und Bauer wohl gebrauchen können, Thonpfeifen zum „Tabaksaufen“, Bastdosen zum Tabakschnupfen, Holzschuhe, Bastische, steinerne Krüglein zu Bier, Honig und Wachs, Netze zum Fischen u. s. w. Auf dem litauischen Markte hinter dem Rathause ist's besonders sehr lebhaft. Da steht Bude an Bude, Wagen an Wagen, und bieten **Prahlnacht** feil. Was ist denn das? — Es ist ein Produkt, wodurch Angerburg außer seinem Aalhandel vormals im ganzen Lande berühmt war, eine besondere Art von Leinwand, die hier in der Umgegend und fast in jeder Haushaltung der Stadt verfertigt wurde. Zum Aufzuge wurde grobes ungebleichtes Garn genommen, zum Einschlage aber weiß gebleichtes Garn so dick wie ein Bindfaden, von der schlechtesten sogenannten Klunkerheede. Oft wurde auch ein Einschlag von Kuhhaaren, mit schlechter Wolle

vermischt und grob gesponnen, verwendet. Die Stücke enthielten 40 Ellen. Händler und Kaufleute kauften große Ballen dieses Angerburger Prahlsacht auf, um es in der Winterzeit auf Schlitten über Schippenbeil nach Königsberg und noch weiter in den Handel zu bringen. 1000 Stück wurden ungefähr in Angerburg verkauft. (1782 kostete das Stück 2 Thaler bis 2 Thaler 10 Groschen). Auch der Garnhandel war recht lebhaft. 100000 Gulden betrug der Umsatz für Garn in 6 Monaten des Jahres 1782.

Das Leben und Treiben auf den **Jahrmärkten** einer kleinen Stadt war in damaliger Zeit bei weitem bunter und mannigfaltiger wie heute. Es war der Sammelplatz aller Gaukler, Gauerner, Abenteurer, Komödianten, Possenreißer, Wunderdoctoren. Eine treffliche Schilderung dieser fahrenden Leute findet sich in Gust. Freytag's Bildern aus deutscher Vergangenheit. (III. S. 462 u. f.) Da giebt's fahrende Komödianten, welche den gemeinen Haufen durch ihre groben Joten zum Lachen bewegen. Sie haben einen größeren Zulauf als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das Volk läuft denselben haufenweise zu, sperrt Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unter dessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird. An einer anderen Stelle des Marktes steht der Theriakkrämer und preist seinen Theriak als Schutzmittel gegen alles Gift an; er verschluckt vor den Augen seiner Zuschauer große Massen von „Arsenik“, wie er's nennt, macht dabei gräßliche Geberden, alle Zuschauer stehen mit aufgesperrten Mäulern, ob er nicht bald zerbersten werde; er aber bindet sich fest, daß solches nicht geschehe, nimmt darauf etwas von seinem Theriak und siehe, es legt sich alle Geschwulst, als wenn kein Gift vorhanden gewesen wäre. „Das laßt euch, liebe Herren, einen köstlichen Theriak sein,“ sagt er den Bauern, und diese ziehen ihren Beutel und danken Gott, daß sie einen solchen teuren Mann und solche köstliche Waare gefunden haben. Ein anderer nennt sich Magister und preist die wunderbaren Wirkungen seiner Heilmittel an. Er hat seine Helfer, die kommen und gehen vor, sie seien ihm weit nachgereist, bis sie das Glück gehabt, ihn allhier anzutreffen, rühmen die Waare hoch und köstlich. Solches Glück nehmen dann andere auch in acht, sind desto williger zu kaufen und der berühmte gute Herr Magister ist noch so liberal, daß er jedem, der ihm abkauft, noch ein Düttlein mit Wurmsamen für seine Kinder oder etwas für das Fieber, oder für das Zahnweh oder für das Sausen in den Ohren zugiebt, was wol allein das Geld wert ist, ja es gäbe mancher wol viel darum, daß er es nur sehen möchte.

An einer andern Stelle des Marktes zieht eine Gesellschaft mit einer großen fliegenden Fahne auf, darauf steht an der einen Seite St. Paulus mit seinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche also gemalt sind, daß man sich fürchtet, von ihnen gebissen zu werden. Die Gaukler erzählen, daß sie Nachkommen des Apostel Pauli seien, sie hätten von ihrem Vorfahren die Gnade geerbt, jeden Schlangenbiß unschädlich zu machen, zeigen auch Siegel und Brief darüber. Dann holen sie aus ihren Schachteln allerlei Untiere hervor, tote Molche, Ottern, Schlangen und erzählen schreckliche Geschichten von diesen Tieren. Darüber erschrecken dann die Bauern dermaßen, daß sie sich sofort das köstliche Schlangenspulver kaufen.

Unter dessen und weil das Volk noch bei einander ist, kommt noch einer herzu, breitet seinen Mantel auf die Erde, setzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si jüngen kann, es macht auch lustige Burzelbäume, heult, wenn man den türkischen Kaiser nennt, thut einen Luftsprung, wenn man dieses oder jenes Liebchen nennt, endlich aber, denn es ist um den Heller zu thun, hängt der Herr ihm ein Hüttlein an die Pfote und schickt es auf den Hintersüßen zu den Herren Umstehenden, um einen Zehrpennig, dieweil er noch eine große Reise vorhabe. Andere haben Glückstöpfe aufgestellt, in welche man für einen Schilling seine Hand hineinstecken und sich einen Streifen Papier

herausziehen kann, auf dem jeder sein zukünftiges Glück schwarz auf weiß geschrieben findet. In Summa, es ist kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo sich nicht etliche solcher Gesellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelspiel anstellen, oder unterschiedliche Heilmittel verkaufen. Der eine hat Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen das Zahnweh. Ein anderer hat etwas, so man in einen Topf voll Bohnen oder Erbsen wirft, daß sie alle herauslaufen. Einer verkauft Flederwische zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Frost, ein anderer eine köstliche Pomade, von Hammelschmalz bereitet, wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäusegift, ein anderer eiserne Gebäude für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuer Spiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann, oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht einer, der frißt Berg, und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Käufesalbe, das Gedächtnis zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier steht wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem anderen Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erst von ferne kommt, einen verlorenen Brief oder dergleichen etwas aus dem Mund.

Aus obiger Schilderung können wir entnehmen, auf welche mannigfaltige Art unsere Vorfahren auf den Jahrmärkten ihr Geld los wurden und ihre Schau- und Lachlust befriedigen konnten.*) Doch nicht immer gab es für die Angerburger so fröhliche Tage und lustige Schauspiele wie an den Jahrmärkten. Es waren gar strenge Anordnungen und Gesetze,**) die das Leben der hiesigen Bürger regelten und der Magistrat zog die Zügel oft recht straff. Wer mit seinem Weib, Kind und Gesinde nicht ein viertel Jahr in die Kirche kommt, Gottes Wort zu hören, hat der Kirche 10 Pfund Wachs Strafe zu zahlen, dazu an das Hospital $\frac{1}{2}$ Tonne Mehl; bessert er sich nicht, wird die Strafe erhöht. Für's Fluchen haben die Bürger der Kirche 10 Pf. Wachs, der Curfürstlichen Kasse 3 Mark, der Stadt $1\frac{1}{2}$ Mark, dem Rat 15 Groschen und dem Hospital $\frac{1}{2}$ Tonne Mehl als Strafe zu entrichten. Dasselbe zahlen die Gastwirthe, wenn sie in ihrem Gastzimmer das Fluchen zulassen. Wer ein Jahr lang seine Baustätte ungebaut läßt, wird für diese Trägheit mit 1 Mark 30 Schilling bestraft oder verliert das Besitz-

*) Da das Unwesen auf den Jahrmärkten immer mehr zunahm, erschien am 28. Januar 1716 folgendes Edikt: „Nachdem Sr. Königl. Majestät in Preußen in Erfahrung kommen, daß auf Jahrmärkten sich Markt-Schreyer, Comödianten, Gaukler, Seiltänzer, Riemenstecher, Glücks-Lüpper, Taschen-Marionetten oder Puppenspieler und dergleichen loses Gesindel mehr eingefunden, welche nicht nur durch ärgerliche Schau-Spiele, Gaukeleyen, standbare Worte und Narrenteidungen der Jugend böses Exempel geben, wodurch dieselbe zum Müßiggang und liederlichen Leben verführt wird, sondern auch sowohl die Zuschauer durch ihren Betrug und Gaukel-Spiel um ihr Geld gebracht, dessen sie bei diesen mangelhaften Zeiten selbst höchst benötigt seynd, als auch denen vor die Accise und Zoll-Stuben befindlichen Contribuenten unterm Gedränge theils selbst, theils durch ihr bey sich habendes spitzbübisches Gesindel das Geld aus denen Taschen gezogen, ingleichen die fremdden Markt-Leute in denen Wirtshäusern in diebischer Weise befohlen etc. Als verordnen höchstgedachte S. R. Majestät hiemit allergnädigst, daß hinführo: I. diejenigen Markt-Schreyer oder s. g. Quacksalber, welche von dero collegio medico nicht examinirt und darüber ein glaubwürdiges Attestatum originaliter nicht aufzuweisen haben, auf denen Jahrmärkten gar nicht admittirt, diejenigen aber, so dergleichen glaubwürdiges Attestatum und Concession zum öffentlichen Verkauf ihrer Medicamenta zu produciren haben, dennoch keinen Jean Potagen oder Pickelhering aufstellen und sich dessen bedienen, sondern ohne dergleichen Narrenteidungen ihre Arzneyen öffentlich verkaufen sollen. II. Die Comödianten, welche von Sr. R. Majestät nicht specialiter privilegirt, wie auch Gaukler, Seiltänzer, Riemenstecher, Glücks-Lüpper, Marionetten oder Puppenspieler und dergleichen Gesindel soll in keinen unseren Städte bei Confiscation ihrer Waaren oder Körperlichen Arrest zugelassen werden“ u. s. w.

**) Willkühr der Stadt Angerburg

recht. In den Gasthäusern ist auch das Würfel- und Kartenspiel bei Strafe von 2½ Mark verboten. Das Dienstgesinde darf sich nach 9 Uhr abends in keinem Schankhause finden lassen bei der Strafe des Turmes. Unter den „Löben“ (d. i. Vorbau oder Laube an den Häusern) durfte niemand Holz oder Bänke liegen lassen oder Pferde anbinden. Zur Bewahrung der Stadt vor Gefahren mußten die Bürger reih um jede Nacht bis zwei Uhr auf dem Rathhause Wache halten. Auf dieser Wache durften sich die Bürger nicht „daun und voll saufen, sondern höchstens 1 Stoff Bier.“ Strenge Maßregeln waren auch zur Verhütung von Feuergefähr vorgeschrieben. Ebenso wie man keinen Gast „bei Straff von 36 f“ länger als 8 Tage in seinem Hause beherbergen durfte, war es auch mit dem Flachs und „Henf“ zu halten. Vor jedem Hause stand im Sommer eine mit Wasser gefüllte Tonne, welche im Winter ihren Platz in der Stube hatte. Wer „böje“ Leitern und Wassereimer oder Ruß im Schornstein hatte, zahlte eine halbe Bierdung Strafe. War Feuer entstanden, so hatte man es zu „beschreyen“, wer's nicht that, zahlte 36 Schilling Straf. Es durfte sich bei einem Feuer auch niemand mit dem andern zanken oder hadern. Alle, welche müßig bei dem Feuer stehen, ohne löschen zu helfen, werden ob „Knecht oder Magd, Jungens oder Weiber“ mit Prüegeln von der Obrigkeit dazu getrieben und zahlen außerdem eine hohe Geldstrafe. Ja, so sehr war der Magistrat auf Schutz der Stadt gegen Feuersnot bedacht, daß er sogar im Jahre 1718 die kostbare silberne Schützenkette veräußerte, um dafür die erste große Spritze anzuschaffen.

Gegen solche stramme Zucht bäumte sich jedoch die Freiheit liebende Bürgerschaft auf und schlug wie ein junges Füllen, wenn es zum ersten Male in die Sadeln kommt, übermütig gegen ihre Lenker aus. Es war knapp ein halbes Jahr nach Erhebung des Ortes zur Stadt vergangen, als **eine gefährliche Empörung** der Bürger gegen den Magistrat entstand. Vergeblich bemühte sich der Amtshauptmann Nickel von Sparwein diesen Aufruhr heizulegen. Erst ein strenger Bescheid des Herzogs Albrecht Friedrich stellte die Ruhe wieder her. Nach 19 Jahren im Jahre 1592 entstand wiederum unter den Bürgern eine Unruhe, die weder der Magistrat noch der damalige Amtshauptmann Daniel von Kunheim zu dämpfen vermochte. Erst eine vom Kurfürsten eingesetzte Kommission stellte nach Bestrafung der Widerspenstigen die Ruhe und Ordnung wieder her. In der That hatte der Magistrat oft seine liebe Not, dem störrischen Völkchen in unserer Stadt Zaum und Zügel anzulegen. Es kam dann unter dem 24. August 1719 von oben der Befehl, daß die Bürger bei unruhigen und schweren Zeiten statt mit Geld, am Leibe, d. h. mit Einsperrung im Turm zu bestrafen seien. So ging's dem Schuhmachermeister Radeloch, der sich berufen glaubte, die Ehre seines Gewerkes zu beschützen.*) Als nemlich das Begräbniß des seligen Königs Friedrich Wilhelm I. am 6. Juli 1740 festlich begangen werden sollte, hatten sich Magistratus und Bürgerschaft auf dem Rathhaus versammelt, um von hier auf's Schloß zu ziehen, von dort den Herrn Amtshauptmann Generallicutenant von Hautcharmoij mit seinem Gefolge abzuholen und dann gemeinsam in feierlicher Prozession nach der Kirche zu ziehen. Da tritt eine unliebsame Störung ein. Auf dem Rathhause erklärt der Schuhmacher Radeloch, daß das „Schustergewerk“ den Vorrang vor allen übrigen habe und ihm daher der erste Platz im Zuge gebühre. Die weise Antwort des Magistrats lautete, daß, wenn es auf den Rang ankomme, die Schneider vor den Schustern kämen: doch gebe es überhaupt keine gesetzliche Rangordnung unter den Handwerkern, jeder solle gehen, wie er wolle, nur in ordnungsmäßigem Zuge müsse es geschehen. Doch das war Fett in's Feuer gegossen. Radeloch widerlegt diesen Bescheid des Magistrats mit heftigen und ungestümen Worten, so daß jetzt sämtliche Gewerke auffäßig werden und jedes das erste und vornehmste sein wolle. Dem

*) Chronik der Stadt Angerburg.

Magistrat gelingt's wohl den allgemeinen Tumult zu beschwichtigen, nur den ungestümen Kadeloch kann er nicht still machen. Dieser stampft mit den Füßen, brüllt wie ein Löwe, will sich lieber krumm schießen, in den Turm stecken, ja, den Kopf abschlagen lassen als einem andern Gewerf den Vorrang einräumen. Der Magistrat hätte den Störenfried gleich festnehmen und einsperren können, wollte jedoch einen so ernstern und feierlichen Tag durch so harte Maßregeln nicht verunglimpfen. Und so geht der Zug in schrecklichem Lärm, den wütenden Kadeloch voran vom Rathause ab. Vier Wochen später erhält Kadeloch wegen seines ungebührlichen Betragens Termin. Doch sein Herz war so sehr verstopft, daß er sich nicht einmal des Vorfalls wegen entschuldigt oder um Verzeihung bittet, sondern vielmehr wiederum erklärt, daß er recht habe. Er wurde jetzt ohne weitere Umstände auf den Wagen gepackt und auf zwei Wochen in's Zuchthaus geschickt.

Wie leicht ein Aufruhr entstehen und wie zuweilen die stillsten und ruhigsten Leute Rebellen werden können, wenn die Gemüther von Politik und Branntwein erhitzt sind, zeigt uns die **Revolution zu Angerburg im Jahre 1866** mit ihrem tragikomischen Ausgang. Kurz vor Ausbruch des österreichischen Krieges war hier politische Wahl. Jede Partei hatte die heftigsten Anstrengungen gemacht, um die Gegenpartei zu besiegen. Es war ein heißer Wahlkampf gewesen. Schon vorher war Bier und Branntwein in Strömen geflossen. Der Ausfall der Wahl befriedigte keine Partei. Jede hatte auf eine größere Zahl von Wahlmännern gehofft. Die wählende Menge verließ das Wahllokal und zerstreute sich auf die Straßen und in die Wirtshäuser. Hier nun kam es allenthalben zu Wortgefechten, Sticheleien und Schmähreden zwischen den beiden politischen Parteien. Da hört man auf der Straße einen großen Lärm. Ein großer, kräftiger Mann, mit rotem Bart, eben vom Militair entlassen, der Arbeiter W. — man kennt ihn heute nur als den stillsten, friedlichsten Menschen — hat sich mit 6 andern Genossen zusammengethan, um auf der Straße patriotische Lieder zu singen und vornehmlich durch lautes Geschrei und Brüllen ihrem Zorn und Aerger gegen die Gegenpartei kräftigen Ausdruck zu geben. — „Revolution! Revolution!“ so hieß es jetzt allgemein. Wie ein Lauffeuer ging durch die ganze Stadt plötzlich das schreckliche Gerücht: „Sie schlachten und morden sich gegenseitig.“ Ein panischer Schrecken erfaßt alle Gemüther. Weinend und händerringend laufen Frauen und Kinder durch die Straßen, um ihre Angehörigen zu suchen und zu retten. Alle Kaufläden werden schnell geschlossen. Die Sturmglocken werden geläutet. Der Schützenkönig läßt die Schützen zusammenblasen. Die Polizei war noch rechtzeitig unsichtbar, der Bürgermeister krank geworden. Landrath F. stürzt aufgeregt auf die Straße und bittet flehentlich: „Kinderchen, Kinderchen! seid ruhig! seid still!“ — Doch die Angerburger „Kinderchen“ hatten dazu keine Lust, sondern schrien und brüllten desto lauter, um also König und Vaterland einmal gründlich zu Ehren zu bringen. Landrath F. schickt schnell einen reitenden Boten nach Kösen, um das dortige Militair zur Erstückung des Aufruhrs holen zu lassen. Unterdessen fingen sich die zusammengeblasenen Schützen hie und da zu zeigen an. Sobald der Arbeiter W. die weißen Schützenhosen schimmern und ihre Tod und Verderben drohenden Gewehrläufe im Laternenlichte blitzen sah, traf er als kluger Feldherr sofort seine Maßregeln. Er verteilte seine Mannen an die Ecken des alten und litauischen Marktes, um die Sammlung der Schützen zu verhindern. Die bewaffnete Macht erlitt eine schmachvolle Niederlage. Einigen wurden die Gewehre zerbrochen, andere wurden unter die Pumpe gelegt und mit Wasser bepumpt, andere noch erhielten eine Tracht Schläge. So waren denn W. und seine 6 Genossen Sieger und Alleinherrscher von Angerburg geworden. Als bald sollten jedoch diese 7 Männer, welche so schön Revolution gespielt hatten, es erfahren, daß es doch noch eine Macht giebt, vor der sie sich beugen mußten; das waren ihre Weiber. „Kommt tu Hus!“ Diesem weiblichen Kommando folgten die blutigen Revolutionäre wie die sanften Lämmer. Bald

herrschte Totenstille auf den Straßen. Ganz Angerburg schlief, schnarchte und träumte bereits. Da hört man um Mitternacht Trommelwirbel. Das ganze Bataillon Füsiliers aus Löben rückt mit gefälltem Bajonett und scharf geladenem Gewehr in die böse Revolutionsstadt. Aber wo sind die Feinde? — Ja, die waren jetzt schwer zu finden. Nun ging's ans Suchen. Man hatte sich die Namen der Aufrührer wohl gemerkt. Vorzügliche Dienste als Wegweiser leistete ein israelitischer Handlungsgehilfe. Er führte eine Compagnie Soldaten vor das Haus, in dem der Arbeiter W. wohnte. Sie umstellten das Haus. „Mannke, redd di!“ mit diesen Worten weckte Frau W. ihren schnarchenden Mann, als sie draußen die Stimmen der Suchenden hörte. W. sprang aus dem Bett, stieg in's Kamin und schwang sich in den Rauchfang empor. Als die Soldaten kamen, erklärte Frau W., ihr Mann sei nicht zu Hause. Man suchte im Bett, unter dem Bett, im Stubenkeller, Kleiderschrank und allen Ecken vergeblich und wollte schon das Haus verlassen, als der Handlungsgehilfe mit seiner Laterne auch in's Kamin leuchtete. Welch überraschender Anblick: Zwei nackte Beine baumeln aus dem Rauchfang hernieder! Man stieß ein Freudengeschrei aus und zog den armen W. an seinen Beinen herunter. So gelang es denn noch in derselben Nacht mit vereinten Kräften die 7 Revolutionsmänner in ihren Betten resp. Schlupfwinkeln zu überraschen, festzunehmen und ins Gefängniß abzuliefern.





Kapitel 7.

Einwohnerzahl Angerburgs in den verschiedensten Zeiten. Das Wachstum der Einwohner in den masurischen Städten seit 100 Jahren. Das Handwerk und seine alten Gebräuche. Mälzenbräuer. Bäcker. Fleischer. Kaufleute. Schmiede. Maurer- und Zimmerleute. Drechsler. Radmacher. Böttcher. Bechler. Glaser. Töpfer. Schneider. Schuhmacher. Kürschner. Tuchmacher. Hutmacher. Leineweber. Goldschmiede. Orgelbauer. Apotheker. Ärzte. Schnabeldoktoren. Kurpfuscher. Das Bartweiß im Bärenwinkel. Saffian- und Zuchtenfabrikanten. Perliquiers Knopfmacher. Büchsen schmied. Radler. Diensthoten und Gefinde vor 100 Jahren. Die städtische Landwirthschaft. Getreidepreise im 14., 15., 16., 17., 18. und 19. Jahrhundert.

Die Gunst des Landesfürsten hatte ein kleines Dörfchen von ca. 100 Einwohner zur Stadt erhoben. Schnell wächst die Seelenzahl in wenigen Jahren auf das zehnfache. Schon 1598 zählt man in den Kirchenrechnungen 169 Haushaltungen, 1627 sogar 203. In Friedenszeiten des 17. Jahrhunderts ist das Verhältnis zwischen Geburten und Sterbefällen so günstig, daß die Zahl der Geburten fast doppelt so groß ist, als die der Todesfälle. Demnach wäre unsere Stadt zweifellos ein großer und volkreicher Ort geworden, wenn nicht zahlreiche Unglücksfälle, Krieg, Feuer, Seuchen und Pestilenz, die Bewohner getroffen hätten. Die Pest raffte a. 1709 1111 Bewohner der Stadt dahin, ca. 150 bleiben am Leben. Nach 50 Jahren zählt die Stadt schon wieder 1779 Einwohner; aber im siebenjährigen Krieg unter russischer Herrschaft zählt man im Jahre 1762 nur 1487 Seelen. Im Jahre 1781 steigt die Bewohnerzahl auf 2213, hat also Dyck um 213 Seelen überflügelt und Angerburg ist nächst Goldap (3000 Einwohner) die größte Stadt Masurens. Im Jahre 1818 steht Angerburg mit Dyck beinahe gleich (2300 Einwohner). Dyck geht jedoch schneller vorwärts. Im Jahre 1837 hat Angerburg 2906 Einwohner, Dyck 3140 Einwohner; 1861 Angerburg 3991 Einwohner, Dyck 4718 Einwohner; 1864 Angerburg 4114 Einwohner, Dyck 5142 Einwohner; 1880 Angerburg 4327 Einwohner, Dyck 6846 Einwohner; 1885 Angerburg 4427 Einwohner, Dyck 8626 Einwohner.

Folgende Tabelle zeigt uns das Wachstum der masurenischen Städte seit 1782:
Die Einwohnerzahl betrug:

Alter Rang	Städte	Jahr 1782	Jahr 1885	Neuer Rang
1.	Goldap	3000 Einwohner	6245 Einwohner	2.
2.	Angerburg . . .	2213	4427	5.
3.	Pyck	2000	8626	1.
4.	Marggrabowa .	1620	4501	4.
5.	Nikolaiken . . .	1202	2289	10.
6.	Sensburg . . .	1200	3546	6.
7.	Bözen	1154	5120	3.
8.	Johannisburg .	1141	3271	7.
9.	Willenberg . .	1100	2510	9.
10.	Ortelsburg . .	1000	2611	8.
11.	Rhein	1000	2285	11.
12.	Passenheim . .	900	1956	12.
13.	Arns	900	1306	14.
14.	Biälla	795	1670	13.

Im Verhältnis zur Einwohnerzahl gelangte hier auch Handel und **Gewerbe** zum Aufschwung. Das deutsche **Handwerk**, dessen Niedergang in unserer Zeit allgemein beklagt wird, schaut auf eine rühmliche Vergangenheit zurück. Man trieb vormals sein Handwerk nicht als ein Mittel zu kümmerlichem Broterwerb, sondern als eine Kunst, die redlich geübt nach Handwerksbrauch, die Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrenvolle Stellung in der Stadt sicherte. Freude am Schaffen, ein stolzes Selbstgefühl, Wohlstand, Gesittung, Bildung, wohnten in der deutschen Werkstätte. Jede Zunft, zu der sich die Handwerksgenossen zusammengeschlossen hatten, besaß ihre alten, eigentümlichen Ueberlieferungen und festen Ordnungen. Da waren nicht nur das Gesellen- und Meisterstück, welches bei der Prüfung zu fertigen war, und die Zahl der Wanderjahre bestimmt vorgeschrieben, sondern auch jede Zusammenkunft der Meister und Gesellen, Gruß und Einführung des Zuwandernden, Aufnahme des neuen Meisters, der Tagesverkehr zwischen Meister und Gesellen, das alles war fest geregelt und wurde nach erlerntem Wortlaut ausgeübt. Hören wir in Folgendem den Handwerksbrauch der Schmiede, wie ihn vormals der Altknecht dem Junggesellen bei dessen Freisprechung vorsagte:*) „Junggesell, ich will dir Handwerksgeohnheit sagen, wann gut wandern ist, zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist und die Bäume Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittage nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß einer in der Woch' aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag' euch Dank, daß ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen euch und die Eurigen wieder zu verschulden.“ Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß ihr mich in der Wäsche frei gehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um euch wieder zu verschulden.“ Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte euch, saget mir nichts Böses nach.“ Wann du dann Geld hast, trinke Valet mit ihnen und frisch an und wandere zum Thor heraus.

*) Gustav Freytag. Bilder aus deutscher Vergangenheit. II. S. 147.

Wenn du aus dem Thor kommst, so nimm drei Federn in die Hand und blase sie auf in die Höhe, die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Wasser, die dritte gerade hinaus; stöße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Wasser fährst, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Frisch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine StraÙe gehst, wirst du kommen an einen dürrn Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin.“ Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen.“ — Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des Ende steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen: „kehr um, kehr, kehr, kehr um.“ Du aber sollst fortziehen und sagen: „Mühle, geh' du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.“ Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen: „Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt“; du aber wirst weiter gehen und sagen: „Im grünen Wald, da singen die Vöglein jung und alt, ich will mich mit ihnen lustig erweisen.“ Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus, und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vöglein werden singen jung und alt, der Wind wird gehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke die Wanke, die Klink die Klink, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen und wirst gedenken: „Ach wär ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen.

Kommst du in eine Stadt, da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, jung Gesell?“ So nenne dich nicht von weit her, sondern sprich immer daher: „vom nächsten Dorf“, so kommst du am besten aus. Nun ist an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart einen nicht zum Thore hineinläßt, man lege denn sein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und sprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meister ist wol die Herberge?“ Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommst, so sprich: „Guten Tag. Glück herein. Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen. Herr Vater, ich bitt', ihr wollet mir doch ein Gesellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore hereinbringen.“ Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeisen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirstu das Zeichen aufweisen, so werden sie dir das Bündel folgen lassen.

Darnach mußt du wieder auf die Herberge gehen und sprechen: „Ich bedanke mich, daß ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollt ich auch angesprochen haben um das Handwerk, ob ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte, der Herr Vater setze mir nicht den Stuhl vor die Thür, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Gesellen zukommt.“

Dann wird der Vater sagen: „Wenn du willst ein frommer Sohn sein nach Handwerksbrauch, so geh hinein in die Stube und lege dein Bündel ab in Gottes Namen.“

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied, komme her und isß mit“, so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag' euch Dank davor“; spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und isß mit. Wenn du nun satt bist, so stecke dein Messer nicht ein, ehe die andern satt sein, sonst möchten sie sprechen: „Das ist ein kleiner Esfeschmied, er will gewiß einen ausstechen, weil er so wenig isßt.“ Wenn dir's hernach der Herr Vater zutrinkt, so kannst du wol trinken; hastu aber Geld, so kannst du austrinken und sprechen „ob man einen Boten kann haben, du wollest auch eine Kanne Bier geben.“

Soviel genüge als Beispiel alter Handwerksbräuche. Diese veralteten Formeln halfen dem wandernden Handwerksburschen auf seiner Reise durch ganz Deutschland, gewährten ihm Schutz und Sicherheit in der Fremde und bildeten ein festes Band, das alle Handwerks-genossen an einander hielt.

Doch erstarrte das Handwerk auch allmählich unter dem pedantischen Zunftzwang und dem leeren Formelkram. Mit den Ansprüchen und Bräuchen wurde kleinliches Spiel getrieben; allerlei Mißbräuche im Handwerk machten die Zustände unerträglich. Die Zünfte und Innungen legten denjenigen, welche Meister werden wollten, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, aus Furcht, ihr eignes Brot zu schmälern. Man forderte alte ungebräuchliche Meisterstücke, unerschwinglich hohes Meistergeld, veranstaltete bei Vossprechung eines Lehrlingen oder Annahme eines neuen Meisters die großartigsten Schmausereien, daß des Fressens und Saufens kein Ende nehmen wollte und der neue Meister, auf dessen Rechnung man zechte, von vornherein ruiniert war. Die Landesfürsten erließen dagegen die strengsten Verordnungen, so der große Kurfürst unter dem 3. Nov. 1686 und Friedrich I. unter dem 17. Febr. 1712, 6 Thaler als Meistergeld festsetzend. Zuletzt hob Friedrich II. alle bisherigen Zunft- und Innungs-Ordnungen auf und verlieh den Angerburger Gewerken neue Privilegien und Gültbriefe, den Sattlern im Jahre 1743, den Böttchern 1774 u. s. w.

Aber nicht nur die Gebräuche, sondern auch die Erzeugnisse jeder einzelnen Handwerksindustrie waren in alter Zeit nach Stoff, Form und Preis auf's genaueste durch die Taxordnung bestimmt. Die Angerburger Taxordnung, welche am 5. Januar 1634 der Churfürstlichen Durchlaucht zur Bestätigung überreicht wurde, gestattet uns einen interessanten Einblick in die damaligen Gewerbeverhältnisse. Zur Erläuterung sei vorausgeschickt, daß man damals folgende Geldsorten hatte: 1) die Mark, welche ungefähr soviel als die heutige Mark an Silbergeld wert war; 2) der Groschen, der soviel galt als heute 5 Pfennig; 3) der Schilling $\frac{1}{3}$ Groschen oder $1\frac{1}{3}$ Pfennig nach heutigem Geld.

Das vornehmste Gewerbe hatten die „**Mälzenbräuer**“. Sie brauten vier Sorten Bier: das beste war das Schwarzbier, Kochannik geheißten, wovon der Stof 2 Groschen kostete. Es wurde von Gerste gebraut, die man mit 2 Mark für den Scheffel bezahlte. Weit billiger war der „Haber“, der nur 15 Groschen kostete. Davon braute man das „Rossauke“ oder Weißbier, wovon der Stof $1\frac{1}{2}$ Groschen kostete. Die dritte Sorte war das Tafelbier, das mit $\frac{1}{2}$ Groschen bezahlt wurde; die schlechteste Sorte war das „Schenk Bier“, wovon man für einen Groschen eine ganze „Tracht“ erhielt. Das Maß beim Verschicken mußte „geängt“ sein, andernfalls diejenigen, welche falsches Maß gebrauchten, im ersten Uebertretungsfalle 3 Mark, im zweiten eine Tonne Bier als Strafe geben mußten, zum dritten Mal wurde ihnen das „Braw- und Schenkwerk“ ganz gelegt.

Außer den 50 Mälzenbauern gab es noch Met- und Weinstuben. Met bezahlte man mit 10 Groschen pro Stof. Wein kannte man nur in zwei Sorten: „Fränkischen Wein“ pro Stof 16 Groschen und „Peterzinner“ 1 Mark 15 Groschen.

Die **Bäcker** standen unter sehr strenger Kontrolle. Wöchentlich schickte der Magistrat zwei Personen in die Backstuben, welche das Brot der Bäcker zu prüfen hatten. War es zu leicht gebacken, so wurde es konfisziert und dem Hospital geschenkt, so daß die armen Hospitaliten bei der vierten Bitte nicht um „täglich Brot“, sondern vielmehr um „leichtes Brot“ bitten mochten. Der Roggen kostete damals soviel als die Gerste, 2 Mark. Die Bäcker buken drei Sorten Brot: Weißbrot oder Semmel, ein langes in sechs Teile abgeteiltes Ding, doppelt so lang als die heutigen Vierpfennig-Semmeln, die zweite Sorte war „Speisbrot“ zu $\frac{1}{2}$ Groschen das Pfund, die dritte Sorte, das „Eßbrot“ kaufte man $1\frac{1}{3}$ Pfund für 1 Groschen.

Die „**Fleischhauer**“ (Fleischer), mußten es sich gefallen lassen, daß alle Sonnabend zwei Deputierte des Rats das Fleisch schätzten und untersuchten, und je nach dem Viehpreisen den Preis für das Fleisch bestimmten. Das Pfund bestes Rindfleisch kostete 1½ Groschen (7½ Pfennig nach heutigem Geld), bestes Schweinefleisch 3 Groschen.

Die „**Händler**“ (Kaufleute), waren an Eides statt ihre eingekauften Waaren beim Magistrat anzumelden verpflichtet, und durften 3 Pfennig an einer Mark verdienen. Vertrauenspersonen des Magistrats hielten wöchentlich Revisionen bei den Kaufleuten ab, zeigten diejenigen an, welche einen höheren Aufschlag auf ihre Waare nahmen, damit „diese Verbrecher“ zur „Straffe“ gezogen würden.

Sehr teuer im Verhältnis zu allen sonstigen Preisen sind in jener Zeit die **Schmiedearbeiten**. Ein Hufeisen kostete beinahe soviel wie ein halb Scheffel Haber, 7 Groschen, eine gute Holzart soviel als ein Scheffel Roggen, 2 Mark, ein Kammereschloß 4 Mark, ein Hezelmesser 4 Mark, ein Stubenschloß 5 Mark.

Die **Maurer** und **Zimmerleute** bekamen 24 Groschen im Sommer, 12 Groschen sonst, die Handlanger 10 Groschen pro Tag.

Die Hauptarbeit der **Dreher** (Drechsler) war die Anfertigung von Spinnrädern, die pro Stück 1 Mark 10 Groschen kosteten. Auch machten sie die „Milschejen“, die nicht wie heute aus Blech, sondern aus Holz waren.

Die **Radmacher** machten Scheibenräder für 2 Mark, Puffräder für 1½ Mark.

Die **Böttcher** verfertigten besonders „Kunstfässer“ (Kunstfässer) für 2 Mark das Stück, Viertonnen für 1 Mark 3 Groschen.

Eine besondere Kunst waren die **Bechler**, welche die kleineren Gefäße „Köchel“, „Butterfäßchen“, „Fisch-Eimer“, „Pfeiffannen“, „Schöpffen“ und „Speisefäßchen“ anfertigten.

Die **Glaser** ließen sich ihr Glas aus Danzig kommen und setzten eine „vierkantige“ Raute für 3 Groschen ein; aber auch dreieckige Rauten hatte man damals, die nur die Hälfte kosteten.

Die **Depler** (Töpfer) setzten im Jahre 1539 dem Pfarrer einen Ofen für 30 Schilling, im Jahre 1634 kostete dieselbe Arbeit jedoch das vierfache: 2 Mark. Drei Farben hatten die damaligen Defen, weiß, grün und eisenfarben. Ein glasierter Topf kostete soviel Stof, soviel Groschen. Eine uralte Töpferfamilie, Sensfuß, ist noch heute am Ort.

Die **Schneider** machten Mäntel mit „einem Schnur“ (anstatt der heutigen Knöpfe) für 2 Mark. Die Hosen, die man „das schlechte Kleid oder Wambts“ nannte, für 2 Mark; der Rock („gut Kleid“) kostet 3 Mark. Die Schneider hatten zu jener Zeit auch die Strümpfe zu fertigen, die nicht gestrickt, sondern genäht wurden, und die man hoch bis an's Knie über den Hosen trug. Die Strümpfe waren entweder aus Leder oder aus „Wandt“ oder aus Leinwand. Die Lederstrümpfe kosteten, wenn sie 10 Stiche hatten, 10 Groschen. Waren die Strümpfe mit schönem Zierrat besetzt, kosteten sie sogar 3 Mark. Auch die Damen ließen sich ihre Kleider beim Schneidermeister machen. War es ein „gebremter“ Frauenrock mit drei Schnüren, so kostete er 1 Mark. Sehr teuer waren die Halskragen oder Drahtkoller, weil sie sehr künstlich auf Draht gezogen waren und den Hals ungefähr wie ein Mühlrad umschlossen. Sie kosteten 2 Mark 10 Groschen. Ebenso teuer war eine „Frauen-Schmarge.“ Für Festlichkeiten ließ man sich einen langen „à la mode-Rock“ machen.

Das Handwerk der „**Schuster**“ war nicht leicht, hatten sie doch Schnabelschuhe von buntem Leder zu nähen, deren Spitzen sich zuerst etwas in die Höhe erhoben und dann wie der Kamm eines Truthahns hinabgingen. Die Obrigkeit wollte die langen

Schnäbel an den Schuhen nur für die Vornehmen gestatten, für die Bürger nur Schnäbel von geringer Länge zulassen, jedoch das war vergeblich; die Bürger ließen sich die Schnäbel an ihren Schuhen nicht verkümmern.

Die Preise für Stiefe lund Schuhe richteten sich nicht nur nach der Größe der Füße, sondern auch nach der Anzahl der Stiche. Die größten Stiefel hatten 12 Stiche und kosteten 4 Mark. Kinderschuhe bekam man schon für 14 Groschen und weniger, „nachdem die Kinder sehnd.“

Sehr mannigfaltig waren die Arbeiten der **Niemer**, welche alle für Ross und Reiter nötigen Gegenstände fertigten. Ein vollständiges Sattelgeschirr bekam man schon für 6 Mark. Eine wichtige Rolle spielte in jener Zeit die Peitsche zur Aufrechthaltung der Gefittung und Ordnung unter Menschen und Vieh. In der Taxordnung werden vier Arten von Peitschen aufgeführt; die Kuttschenpeitsche (18 Groschen), die Hauspeitsche (4 Groschen), die Kammer- oder Hoffmannspeitsche (7 Groschen), die „Kaarbatsche“ (1 Mark).

Die **Kürschner** machten die Mützen nicht aus Tuch, sondern entweder aus Lammfell oder aus Fuchsfell zu 1 Mark 10 Groschen. Die Pelze waren nach ihrer Länge entweder „Schurypelze“ oder, wie sie genannt werden „Zimpel-Pelze.“ Die erstere Sorte war am teuersten und kostete 15 Mark. Die Kürschner gerbten die Felle selber aus und zwar das Schöpfensfell schon für 6 Groschen. Ein beliebtes Kleidungsstück für die Frauen war das „fuchsjene Röckichen“, das ihnen der Kürschner „bey des Wirths Ross“ schon für 1 Mark machte.

Das **Tuchmachergewerk**, das heute am Orte nicht mehr vorhanden ist, blühte seit alter Zeit bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1793 arbeiteten 9 Tuchmacher mit 3 Gefellen und 2 Burschen und webten 70 Stücke Tuch aus 723 Stücken Wolle. Sie hatten eine Einnahme von 1460 Thaler. Zur Zeit der Taxordnung kauften sie den Stein Wolle für 20 Mark und verkauften die Elle Tuch mit 20 Groschen.

Die **Hutmacher** fertigten die feinsten Hüte aus Lammswolle für 3 Mark 15 Groschen. Einen Hut aus der schlechtesten Wolle bekam man jedoch schon für 18 Groschen. Vor 100 Jahren gab's hier 6 Hutmacher mit 4 Gefellen und 6 Burschen, die in einem Jahr 2100 Hüte fertigten und dafür 525 Thaler lösten.

Die **Leinweber** hatten, weil in Angerburg Essen und Trinken billiger als sonstwo sei, jede Elle einen Schilling billiger zu weben, als die Königsberger. Sie fertigten jenen groben Stoff, der unter dem Namen Angerburger Prahlacht in der ganzen Provinz bekannt war. Im Jahre 1793 arbeiten 4 Leinweber mit 3 Gefellen und 6 Burschen auf 6 Stühlen, verwebten 20026 Stücke Garn zu Leinwand und lösten 1415 Thaler 60 Groschen für Leinwand.

Goldschmiede, ja sogar **Orgelbauer** hat's schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in hiesiger Stadt gegeben; um das Jahr 1700 lebte hier der Orgelbauer Hurenkies.

Ein **Medicin-Apotheker**, Namens Albrecht Wörjel, kommt schon in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts vor, also schon zu einer Zeit, wo diese Apotheken sonst sehr selten waren. Ende des 17. Jahrhunderts wird der Apotheker Johann Peisen erwähnt der den 21. Februar 1706 plöglych durch einen Fall vom Boden ums Leben kam. Die Apotheke ging nun an die Wittwe über, brannte aber 1707 am 22. März ab, wobei 4 Personen ums Leben kamen.

Auch ein **Arzt**, „Feldscheer“, kurierte bereits im 17. Jahrhundert unsere Vorfahren; freilich erfahren wir nur von einer unglücklichen Kur, die er gemacht. Als der Kaufgesell Johann Anderson am 4. September 1697 vom Goldaper Agdimarkt heimkehrte, bekam er 8mal hintereinander die schwere Krankheit. Der Feldscheer gab ihm

Medicin, nach welcher ihn die Krankheit verließ, doch er starb nach wenigen Tagen. Merkwürdig und höchst auffallend war die Tracht der Aerzte im 17. Jahrhundert in Zeiten einer ansteckenden Seuche. Sie trugen bei ihren Krankenbesuchen ein langes Kleid von Wachstuch, der Kopf war verhüllt und das Gesicht mit einer Larve überzogen, um die Krankheitsstoffe abzubalten. Die Augen waren durch Kristallbrillen geschützt; die Nase war behufs Aufnahme schützender, wohlriechender Spezereien zu einem Schnabel erweitert, nach welchem diese Männer auch ‚Schnabeldoktoren‘ genannt wurden. In den mit Handschuhen bekleideten Händen trugen sie einen langen Stab, um auf das hinweisen und das bezeichnen zu können, was der Kranke zu gebrauchen und zu beobachten habe. Mehr Zuspruch als die Aerzte hatten in jenen alten Zeiten alle mit Quacksalberei und Medicinpfuscherei sich beschäftigenden Personen. Abgedankte Soldaten, verkommene



Warzen auflege und dann auf den Düngerhaufen zum Verfaulen werfe. Sobald das Fleisch verfault, verschwinden die Warzen. Die Nase im Gesicht wird meist dadurch kuriert, daß man über dem Kopf des Kranken ein Gewehr abschießt. Die Gerstenkörner am Auge heilen, wenn man mit einem goldenen Ringe drei Kreuze macht u. s. w.

Beim gemeinen Mann waren die schmutzigsten Mittel häufig die beliebtesten, zumal, wenn sie durch Zaubersformeln gehörig geweiht, kurz vor oder nach Sonnenuntergang an Birkenbäumen gerieben, oder in Schweinsblasen geräuchert waren. Das Fieber vertrieb man mit drei Mandeln, die numeriert und mit den Worten Stati, Fati, Fati bezeichnet wurden. Jede Mandel wurde in ein Papier gewickelt und kurz vor Ausbruch des Fiebers eine derselben eingenommen. War dieses drei Mal geschehen, so warf der Kranke die Papiere rückwärts in fließendes Wasser und mußte gesund sein. Den Ruhrkranken gab man feingestößenen Ziegel in Pflinzen gebacken. Erfolglos hatte sich auch das Mandat Friedrich Wilhelm I. vom 9. Oktober 1713 erwiesen, wonach „die Medici bullati, Studiosi Medicinæ, Weisemütter, abgedankte Soldaten, Laboranten, Weiber, Nachrichten (Abdecker) u. s. w. sich des Curierens nicht anmaßen sollen.“ Wie wenig die Aerzte in Majoren gegen die Kunst der alten Weiber aufkommen konnten, sehen wir aus folgendem Beispiel: Ein noch lebender Arzt, Sanitätsrath M. in P., versuchte vor noch nicht ganz 50 Jahren in Allenstein sich niederzulassen. Er war damals in Allenstein der einzige Arzt. Obwohl er aber weder in der Stadt noch im Umkreise von etwa vier Meilen einen Konkurrenten hatte, mußte er doch den Ort nach einem Jahre wieder verlassen, weil er zu wenig Praxis hatte. An selbigem Orte dürften heute vielleicht 3 bis

Studenten, Abdecker und ähnliche Leute kurierten die leidende Menschheit nach Herzenslust und wurden dem Arzte vom abergläubischen Volke vorgezogen. So genannte sympathische Kuren sind bis heute selbst unter Vornehmen noch im Gange. Pfarrer Skierlo erzählt, daß seine Pensionsmutter in Ryck folgende sympathischen Mittelchen anzuwenden pflegte: Um Warzen zu vertreiben, müsse man ein Stückchen Fleisch vom Fleischer stehlen; nur gestohlenes Fleisch könne helfen, wenn mans auf die

5 Aerzte reichliche Beschäftigung finden. Vor 50 Jahren wohnte im Bärenwinkel mitten in einem Walde bei Bartenstein ein altes Weib als Einsiedlerin. Sie hatte einen langen Bart, rauchte aus einer kurzen Pfeife von früh bis spät selbstgebauten Tabak. Zwei alte Kater, die knurrend zu ihren Füßen lagen, waren die einzigen Hausgenossen dieser wunderlichen Frau. Als Wunderdozentin und Wahrsagerin war sie weit und breit berühmt. Große Schaaren von Kranken wallfahrteten täglich zum Bärenwinkel.

In Angerburg findet sich auch ein **Würzgärtner**, der die damals so beliebten Gewürze lieferte. Unsere Vorfahren machten für das Würzen der Speisen erstaunlich hohe Ausgaben; das Gewürz kostete ihnen drei bis viermal so viel als das Fleisch. Als im Jahre 1685 der Prediger Schulz hier starb, gingen bei seinem Begräbniß $1\frac{1}{2}$ Schafe und 16 Pfund Rindfleisch drauf, wofür 3 Mark 52 Pfennig ausgegeben waren; jedoch zu Gewürz, Essig, Zwiebeln, Petersilien gab man gegen 11 Mark aus.*)

Einige Handwerke, die sich noch 1793 hier befanden, sind ganz verschwunden. Damals gab es hier **Saffran-** und **Zuchtenfabrikanten**, einen **Knopfmacher**, zwei **Perliquiers**, einen **Büchschmied**, einen **Zuchsheerer**, drei **Radler**. Andere Handwerke sind viel stärker als heute besetzt gewesen. Es gab 23 Schneider, heute nur 13 40 Schuhmacher, heute nur 30; 5 Radmacher, heute nur 2; 18 Kürschner und Hutmacher, heute nur 5; 10 Töpfer, heute nur 6. Und doch war die Einwohnerzahl nur etwas über 2000, also um die Hälfte geringer als heute.

Die Todfeinde des Handwerks sind Gewerbefreiheit und Fabriken geworden. Mit dem Könige „Dampf“ kann auch die fleißigste Hand nicht konkurrieren. Dagegen ist die Anzahl der Fleischer von 8 im Jahre 1793 auf 19 gestiegen und aus 6 Bier- und Branntweinschenken ist seit 100 Jahren eine Legion geworden. Auch das Bauhandwerk ist in den letzten 100 Jahren weit stärker besetzt. Gab es a. 1793 nur 6 Maurer und 7 Zimmerleute, so sind heute 2 Maurermeister mit 29 Gesellen und 2 Zimmermeister mit 13 Gesellen.

Die **Gesinde-** und **Dienstboten-**Verhältnisse waren in früheren Zeiten bedeutend günstiger wie jetzt. Unter 2135 Einwohnern im Jahre 1793 befand sich die große Zahl von 864 Dienstboten, nämlich 531 Mägde, 223 Jungen und 110 Knechte. Die dritte Person in der Stadt war immer ein Dienstbote, auf jede Haushaltung kamen durchschnittlich 4 Knechte und Mägde. Im Jahre 1786**) hat der Erzpriester Pisanski, ein unverheirateter Mann, 3 Dienstleute im Hause. Der verheiratete Pfarrer Triczewski, dessen Familie aus 3 Kindern besteht, hat sich mit einem Hofstaat von 7 Mägden umgeben. Der Rektor Kalkowski, ein unverheirateter Mann, aus dessen kläglichen Berichten man schließen dürfte, daß er dem Verhungern nahe sei, hält sich einen Burshen, einen Kalefaktor und eine Magd, also 3 Dienstboten. Da seine Wohnung sehr klein ist, muß er seine Studien in demselben Zimmer treiben, in dem sich die Dienstboten aufhalten. Der Kantor Volkweber, auch ein Junggeselle, hält sich einen Burshen, einen Kalefaktor und eine Person, „so ihm die Ruh bestellt.“ Konrektor Czegan ist verheiratet, hat ein Kind, zwei Mägde und ein Kinderweib. Das konnte nur in Zeiten vorkommen, wo man einen Knecht oder eine Magd mit wenigen Groschen jährlich für seine Dienste lohnte und das Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde noch so patriarchalisch war, daß der gelehrte Rektor in derselben Kammer studiert, in welcher die Magd spinnet und der Knecht abends Holzschuhe für den Herrn Rektor schnitzt, wo Dienstboten als Familienglieder angesehen und zu Paten bei der Taufe der Herrschaftskinder gewählt wurden. Da war auch die Ackerwirtschaft noch leichter als heute. Von dem günstigen Zustande der Landwirtschaft

*) Kostenrechnung d. a. 1685.

**) Kirchenregistratur, Bericht des Erzpriesters Pisanski vom 1. Mai 1786.

in hiesiger Stadt vor 100 Jahren zeugt die erstaunliche Zahl von Haustieren und Gärten. Es gab a. 1793 in hiesiger Stadt:

355 Pferde, 619 Stück Rindvieh, 104 Schafe, 1170 Schweine,
80 Obstgärten, 515 Küchengärten.

Freilich waren die **Getreidepreise** in alten Zeiten sehr niedrig, dafür waren auch die Lebensbedürfnisse nicht so zahlreich. Wer kannte damals Kaffee, Zucker, Seife und ähnliche unentbehrlichen Bedürfnisse der modernen Zeit! Eine Rückschau auf die Getreidepreise früherer Jahrhunderte nach A. Horn (Altpr. Monatschrift V. Seite 58) läßt uns folgende interessante Beobachtungen machen. Trifft in alter Zeit ein Not- oder Hungerjahr ein, so sind die Preise für das Getreide unerhört hoch; kommt ein fruchtbares Jahr, dann sinken die Preise erstaunlich tief. **Im 14. Jahrhundert** waren am schlimmsten die Jahre 1309 bis 1312, in welchen der Scheffel Roggen nach heutigem Gelde 432 Mark gekostet haben soll. Am billigsten war es in den Jahren 1390 und 1395, wo 300 englische und französische Schiffe in Ostpreußen landeten und den Weizen für 1 Mark 18 Pfennig nach heutigem Geld erhielten. 1395 kostete der Scheffel Erbsen 54 Pfennig. Der Durchschnittspreis des 14. Jahrhunderts ist für Roggen à Scheffel 2 Mark 23 Pfennig, für Weizen à Scheffel 3 Mark 38 Pfennig.

Im 15. Jahrhundert war das teuerste Jahr 1409, wo der Roggen à Scheffel 48 Mark (heutiges Geld) kostete; nächstdem war am teuersten das Jahr 1428, da der Roggen 18 Mark kostete. Am billigsten war das Jahr 1489, mit einem Kornpreise von 42 Pfennig für den Scheffel. Der Durchschnittspreis des 15. Jahrhunderts ist für Roggen à Scheffel 1 Mark 65 Pfennig, für Weizen 1 Mark 95 Pfennig.

Im 16. Jahrhundert war das teuerste Jahr 1556 mit einem Kornpreise von 2 Mark 84 Pfennig, das billigste das Jahr 1533: Roggen = 40 Pfennig. Der Durchschnittspreis des 16. Jahrhunderts ist 1 Mark 58 Pfennig für den Scheffel Roggen.

Im 17. Jahrhundert war das teuerste Jahr 1629 mit 4 Mark 40 Pfennig für den Scheffel Roggen, das billigste war das Jahr 1691, Roggen = 1 Mark, Hafer = 55 Pfennig. Der Durchschnittspreis des 17. Jahrhunderts ist für Roggen 2 Mark 94 Pfennig, Weizen 4 Mark 26 Pfennig.

Im 18. Jahrhundert ist das teuerste Jahr das Pestjahr 1709, wo der Scheffel Roggen 5 Mark und der Weizen 6 Mark kostet. Am billigsten sind die Jahre 1703 und 1779, in welchen man den Scheffel Roggen für eine Mark kaufte. Der Durchschnittspreis des 18. Jahrhunderts stellt sich heraus auf 1 Mark 79 Pfennig für Roggen, 2 Mark 45 Pfennig für Weizen.

In diesem **19. Jahrhundert** ist das Jahr 1845 ein Notjahr gewesen, denn das Jahr 1844 begann mit furchtbarem Ungeßüm und Schneetreiben und fuhr im Sommer fort mit unaufhörlichen Regengüssen, so daß alle Gärten und Wiesen ringsum Angerburg überschwemmt waren; auch waren die Landstraßen von der Litauer Brücke bei Stulichen unausgesetzt bis auf 4 Fuß Tiefe unter Wasser gesetzt. Der Roggen stieg bis auf 7 Mark 50 Pfennig, die Kartoffeln auf 3 Mark 50 Pfennig. Eine große Wohlthat waren in diesem Jahr die Festungsbauten in Löben und Königsberg, wo viele Arbeiter Beschäftigung fanden. Täglich lagerten das ganze Jahr bis zur Ernte mehrere Hundert hungrige Landleute vor dem Landratsamte und bettelten um Unterstützung. Noch höher stiegen die Preise in dem Jahre 1856, wo der gewöhnliche Preis für Roggen 12 Mark, für Kartoffeln 6 Mark betrug. Der Durchschnittspreis in den Jahren 1851 bis 1860 beträgt für Weizen 8 Mark 90 Pfennig, für den Roggen in den Jahren 1853 bis 1858 = 6 Mark 30 Pfennig.

Die Kriegs- und Unglücksjahre 1806, 1807, 1813 bis 1815 zeigen auffallender Weise nicht sehr hohe Getreidepreise. Der Roggen gilt hier 1 Mark 80 Pfennig bis

höchstens 3 Mark 30 Pfennig, die Kartoffeln 50 Pfennig bis 1 Mark 20 Pfennig. Am billigsten war das Getreide im Jahre 1824, in welchem man auf dem Angerburger Markte zahlte: für den Scheffel Weizen 2 Mark 50 Pfennig, Scheffel Roggen 1 Mark 20 Pfennig, Scheffel Hafer 60 Pfennig, Scheffel Kartoffel 30 Pfennig, das Pfund Schweinefleisch 13 Pfennig, das Pfund Rindfleisch 7 Pfennig, das Pfund Butter 40 Pfennig.

Für die Roggenpreise in Altpreußen seit 600 Jahren läßt sich folgende Tabelle zur Uebersicht aufstellen:

Roggenpreis = Tabelle seit 600 Jahren:

	Im 14. Jahrhundert			Im 15. Jahrhundert			Im 16. Jahrhundert		
	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	durch- schnittlich	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	durch- schnittlich	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	durch- schnittlich
	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.
Der Roggen galt	432,00	0,50	2,28	48,00	0,42	1,65	2,84	0,40	1,53
Verhältnis zum Roggenpreis in den Monaten November und Dezember 1886 zu Angerburg	13 mal soviel wie heute	1/8	1/2	11	1/10	3/8	2/3	1/10	8/21

	Im 17. Jahrhundert			Im 18. Jahrhundert			Im 19. Jahrhundert		
	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	durch- schnittlich	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	durch- schnittlich	im teuersten Jahr	im billigsten Jahr	im Nov. und Dez. 1886 zu Angerb.
	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.	Mark.
Der Roggen galt	4,40	1,00	2,94	5,00	1,00	1,79	12,00	1,20	4,20
Verhältnis zum Roggenpreis in den Monaten November und Dezember 1886 zu Angerburg	1	1/4	3/4	1 1/4	1/4	9/21	3	6/21	1

Am billigsten war also der Roggen im Jahre 1533, als der Scheffel 40 Pfennig nach heutigem Geld kostete; man kaufte also für dasselbe Geld, das man heute für einen Scheffel Roggen giebt, damals 10 Scheffel, oder mit andern Worten, der Geldwert war damals 10mal so hoch wie heute. Aus obiger Tabelle läßt sich also der Silberwert jedes Jahrhunderts im Vergleich zu dem heutigen bestimmen.



Angerburg nach Helwing's Lithographia Angerburgica, gestochen vom Leipziger Kupferstecher Jakob Boydt 1717 und reproducirt von Seminarlehrer E. Kalleß.

Links Schloß mit Halsfang. Dahinter die Mühle. Rechts Haus des polnischen Thorschreibers mit der Schneiderbrücke. Die Freiheitsstraße führt auf den Kirchenberg. Die Kirche hat noch keine Seitenslügel, aber bereits ein Apsis. Sie verdeckt das dahinter stehende Rathhaus. Zur Rechten der Kirche sieht man die heutige Theaterstraße.



Kapitel 8.

Alt-Angerburg. Ein Spaziergang nach Alt Angerburg a. 1600. An der Schneiderbrücke. Straßen, Häuser, öffentliche Plätze. Das Rathhaus und der Markt. Die Badestube. Die Kirchenväter beim Lichtziehen. Kochanik und Kossauls. Der schlaue Bauer zu Dgonken. Eine böse Sieben und der Kanopkeberg. Das verzauberte Schloß bei Stulichen.

Es ist ein schöner Herbsttag des Jahres 1600. Friedliche Zeiten sind in der Welt eingelehrt. Man hört nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. Auch das Völkchen, das an hiesigem Orte wohnt, ist nach zweimaligem Aufruhr wieder ruhig und still geworden. Das Städtchen ist schnell emporgeblüht, und alle Welt rühmt das feste Schloß, die große Eisenfabrik, die vorzüglichen Male und wohlgeschmeckenden Biere Angerburgs. Wohlhan, geneigter Leser, ergreifen wir den Wanderstab, um einen Spaziergang dorthin zu machen.

Wir sind von Löben aus durch einen drei Meilen langen Wald gegangen, in welchem nur die beiden Dörfer Großgarten (Possessern) und Schwyntz (Dgonken) wie Oasen in der Wüste liegen. Endlich kommen wir an einen kegelförmigen, steilen, bewaldeten Berg, den die alten Preußen einst als Schanze aufgeworfen. Es ist der bis heute sogenannte Kanopkeberg. Da begegnen wir einen Landmann, den wir fragen wollen, wie weit es noch bis zur Angerburg sei. Er aber eilt an uns vorüber, sich schein nach dem Berge umschauend und sich Stirn und Brust mit dem Zeichen des Kreuzes besegnend. Aus dem auffallenden Benehmen des Mannes schließen wir, daß es auf dem Kanopkeberg nicht geheuer sein dürfte, und wir hoffen, das Nähere darüber im Städtchen zu erfahren. Kurz bevor uns die Stadt in Sicht kommt, gehen wir an dem Galgenberg vorüber, an welchem krächzende Raben einen dort vor kurzem gehängten Straßenräuber umschwirren. Wir wenden unsere Blicke von dem gräßlichen Schauspiel ab und freuen uns, daß wir ohne Raubanzahl glücklich durch den großen Wald an unser Ziel gelangt sind. Einen herrlichen Anblick gewährt uns das zu unsern Füßen liegende feine Städtchen. Links erhebt sich das stolze, hohe Schloß, auf allen Seiten von der Angerapp umgeben. Eine Zugbrücke, neben welcher sich ein Halsfang befindet, verbindet die Schloßinsel mit dem diesseitigen Ufer. Eine zweite Brücke, die sogenannte Schneiderbrücke*) führt geradezu auf die Stadt über die Freiheit. Sie hat kein Geländer und ist auch sonst schmal und unsicher; das hindert aber die polnischen Bauern nicht, in sanftem Galopp mit ihren kleinen majurischen

*) An der Stelle, wo heute der Garten des Rentiers Staschewski liegt.

Ponies über die Brücke dahinzujagen, um so schnell wie möglich die Karczma (Schenke) zu erreichen. Hinter dem Schloß sehen wir die Mühle und neben derselben die kleine hölzerne Kirche. Der heutige Kirchenberg ist noch leer und unbebaut.*) Die meisten Häuser sind noch mit Stroh gedeckt (— noch im Jahre 1746 gab es 10 Strohdächer mitten in der Stadt —). Wir gehen an dem kleinen Häuschen vorbei, in welchem der Thorwächter wohnt. Hier ist großes Gedränge, denn jeder Wagen, der die Schneiderbrücke passieren soll, wird von dem Thorhüter sorglich beschaut wegen der Waaren und daß keine Kglift eingefahren werde. Der Fuhrmann zahlt einen Thorzoll und eine Abgabe von den Waaren. Den Karren der Landleute folgen große Frachtwagen; ihr Inhalt, wertvolles Kaufmannsgut, ist unter einer Leinwanddecke verborgen. 4 bis 6 Pferde sind nötig, um die Wagen auf den schlechten Wegen fortzuschaffen. Sorgenvoll hat der Eigentümer die Ankunft erwartet, er ist mit seinen Knechten wohl mehrere Meilen weit seinen Waaren entgegen geritten, um sie vor den Straßenräubern zu schützen, und das glückliche Einbringen einer wertvollen Ladung in die Stadthore ist ein ebenso freudiges Ereignis als die Heimkehr eines Schiffes aus dem Nordmeer.

Wir betreten die Stadt, das heißt wir waten bis an die Knöchel in tiefem Morast. Ein Steinpflaster ist noch gänzlich unbekannt. (— Erst 1729 wird ein kleiner Anfang mit der Straßenpflasterung vor den Bürgerhäusern gemacht und 1738 werden der Klosterplatz und der Markt mit Steinpflaster versehen.**) —)

Die Häuser, ein- und zweistöckige, stehen noch alle mit dem Giebel nach der Straße gefehrt, eins an's andere geklebt. Zwischen den einzelnen Dächern bieten die Rinnen einen bequemen Ort zur Ansammlung für Regenwasser, Gemüll, verwesende Leichname von Ragen, Vögeln und andere unennbare Dinge. (— Erst der „alte Fritz“ verbot 1751 das Bauen von Giebelhäusern in der Stadt —). Aus den Thüren der Bürgerhäuser tönt uns das Gebrüll der Ochsen und Kühe entgegen. Denn die untere Etage der Häuser dient als Viehstall. Eine dunkle Treppe führt aus dem Stall in die obere, für Menschen eingerichtete Wohnung. Daher sieht man auch auf dem Bilde (Seite 3) vom Jahre 1684 die Fenstern hoch über der Thür erst in der zweiten Etage.

Die Bürgerhäuser wechseln bunt mit Scheunen ab. (— Die letzten Scheunen mitten in der Stadt sind 1750 abgebrochen und vor das polnische Thor gesetzt —). Vor den Scheunen tummelt sich fröhliches Federvieh. Auf den freien Plätzen und dem Markte wühlt grunzend eine zahlreiche Schweineheerde. Mitten auf dem Markte und den öffentlichen Plätzen haben sich Wasserpfützen gebildet, auf welchen die Enten umherschwimmen.

Stattlich ist das zweistöckige Rathhaus am Markt. Es ist a. 1588 massiv erbaut und hat einen hohen Turm mit runder Kuppel und eine Stadtuhr.†) Ringsum das Rathhaus sind die Krambuden, Höckereien und Fleischbänke ††) gebaut. Am Markte wohnen die reichsten und vornehmsten Bürger. Ihre Häuser haben alle „Löben“, das heißt Vorlauben, wie man sie heute noch in Marienburg sieht. Unter diesen Lauben kann man trocknen Fußes spazieren gehen, und daß hier nichts im Wege liege, dafür hat die strenge

*) Das Bild Seite 3 aus dem Jahre 1684 und das andere Bild von Angerburg Seite 66 aus dem Jahre 1717 zeigen uns bereits den Kirchenberg mit der Kirche, die seit 1611 an der heutigen Stelle steht.

**) Eine gründliche Straßenpflasterung fand erst a. 1841 statt, wofür die Stadt 4038 Thaler verausgabte.

†) Das alte Rathhaus nahm den Platz ein, auf welchem jetzt die Häuser der Kaufleute Romm und Müller stehen. (Siehe das Bild Seite 3).

††) Die Fleischbänke sind bis 1810 benutzt, und 1837, nachdem sie ganz zerfallen waren, abgebrochen, wobei der Zimmermann Kragki von der umfallenden Mauer erschlagen wurde. (Stadtkronik.)

„Willkühr“ gesorgt, in welcher es heißt: „Es soll auch keiner unter der Vor-Löben am Tage oder in der Nacht Holz legen oder Siedlen, Bänken oder sonsten andere Geräthe und Reuben, nicht setzen bei Straffe $\frac{1}{2}$ Bierdung, auch soll niemand unter die Löben Pferde binden bey obiger Straffe.“ War nun auch viel Schmutz auf der Straffe und in den Häusern, so war man doch um so sorgfältiger auf Reinlichkeit des Körpers bedacht. Wir finden in unserem Städtchen eine öffentliche Badestube, die von allen Bürgern fleißig benutzt wird. Der dort angestellte Bader ist ein halber Doktor und kennt Mittelchen gegen allerlei Krankheit, versteht auch die Bärte zu schneiden und das Haar zu frisieren. Nachdem wir noch der Eisenfabrik einen Besuch abgestattet haben, ist's unterdessen Abend geworden. Das Abendglöcklein läutet von dem kleinen Turm der Kirche. Aber welche schreckliche Finsterniß herrscht auf den Straffen! Wo sind die Laternen? — So etwas kennt man noch nicht in der alten, guten Zeit. (Erst am 19. Dezember 1730 faßt der Magistrat den Entschluß, die Hauptstraße der Stadt durch Tellampen zu erleuchten). Doch wir sind von der Wanderung müde und möchten unseren Hunger und Durst stillen. Wo ist ein Gasthaus? Nirgends ist ein Schild zu sehen. Wir fragen einen Vorübergehenden — es ist der Glöckner Fabian Rogalla, der eben das Abendgeläute besorgt hat und mit seinem Kirchenschlüssel heimgeht. „Ein Gasthaus oder Wirtshaus sucht Ihr, mein Herr?“ antwortete der Glöckner, „hier in Angerburg sind 50 Wirtshäuser, fast jedes Haus ist hier ein Wirtshaus. Hier zum Beispiel wohnt Andreas Zarnotta, dort weiter Hans Rompel, dicht daneben Hans Bock, — und dort hat der Engelsteinsche Pfarrer sein Schankhaus, darinnen der alte Kürschner wohnt. Wollt Ihr mich begleiten, so werde ich Euch das Wirtshaus zeigen, wo es mir am besten gefällt, weil mir daselben bisweilen ein Schöpplein aus freier Güte gereicht wird. Baltin Nippert heißt der gute Mann und ist Kirchenvater. Auch verkehren dort die Herren vom Rat und der gestrenge „Herr Amtshauptmann.“ Wir folgen dem redseligen Alten. Unterwegs erzählt er uns von den frohen Stunden, welche die Herren Kirchenväter beim Lichtziehen hätten. „Unsere Kirche braucht jegliches Jahr 160 „Tolchlichte“*) und ebenso viel Wachslichte, denn uffn Altar und die Kron müssen sie jeden Morgen in der Frühpredigt brennen. Die Herren Kirchenväter müssen sie ziehen. Vor Zehrung und Bier beim Lichtziehen bekommen sie eine Mark aus der Kirchenkasse. Dann gehen sie zusammen in's Hinterstübchen zum Baltin Nippert, kaufen sich vor die Mark ein Viertel Bier, und sind sehr fröhlich. Man munkelt, daß die vier Herren Kirchenväter auch heute wieder beim Lichtziehen sind. Ich bin gerne dabei, wo für mich etwas abtröpfelt. Denn vor die zwo Mark, so ich aus der Kirchenkasse als Gehalt bekomme, läßt sich nur kummervollen leben. Schöne Nebenverdienste sind mir entrissen. Früher hatte ich große Einkünfte von dem Kirchenwachs, besonders vom Neujahrswachs. Was nehmlich von den Kirchenlichtern übrig bleibt, haben die Leute sehr gern gekauft und für ein klein Stückchen, wie eine Erbse, often einen sehr hohen Preis gezahlet. Das soll, sagen sie, sehr gut sein gegen alle schwere Krankheiten, schützt für alle Gefahren, gegen Feuer, gegen Räuber und Diebe, bringt Segen in Haus und Wirtschaft, ist auch gut vors franke Vieh. Aber unser Herr Pfarrer will's nit leiden, schilt die Leute abergläubisch und hat gedroht mich fortzujagen, wenn ich's wieder thue. Auch ein anderes Nebenverdienst ist mir durch den Herrn Kantor Wjloski genommen, das Kloßenschmierern. Er hat sich diese Arbeit angemafet und bekommt daher 6 Schilling und 12 Schilling vor Kloßenschmierage.**) Der Herr Kaplan Pogorpelski hat mir das Scheuren der Kirchenleuchter und der Krone fortgenommen, legt auch selber die Kleider uffn Altar, wovor er 27 Schilling jährlichen kriegt.“ †)

*) Kirchenrechnungen 1598 u. f.

***) Kirchenrechnungen d. a. 1598 u. f.

†) a. a. D.

Unterdessen sind wir zu Balthin Rippert gekommen. Wir bestellen eine Flasche Wein. Man giebt uns den Bescheid, daß in Angerburg nur der Herr Amtshauptmann bei festlichen Gelegenheiten Wein trinke, er habe ihn in seinem Keller. Den heiligen Communionwein lasse sich die Kirche durch den „Alten, so im Spittal wohnt, aus Nordenburg holen, immer zu 2 Stoff, bekümmet vor die Reise 6 Schilling, und 36 Schilling zum Bahr schuhe, muß auch sonst lassen, wohin ihn die Kirchen-Better schicken.“*) — „Habt Ihr denn Bier? vielleicht Merzenbier?“ fragen wir den freundlichen und behäbigen Wirten. „Ja wohl, Merzenbier ist frisch gebraut, kann ich aber nit verkaufen, muß ich erst schätzen lassen; denn unsere strenge Willkühr saget: „Wer ein Merzbier brauet, daß er nach gemeinem Kauff nicht schenken will, der soll es für Einen kurfürstl. durchlauchtigsten Rat bringen und schätzen lassen bei 15 Schilling Straffe.“ — Aber mit einer Kanne Kossauke oder einem Schoppen Kochanik kann ich dem Herrn dienen.“

„Kossauke? Kochanik? — fragen wir — „was ist denn das?“ — „Das sind die Namen für unsere Angerburger Biere, Kossauke ist weißes Bier, Kochanik ist schwarzes Bier.“ — Wir bestellen uns einen Krug Kochanik und setzen uns an den Tisch unter die Bürger. Sie reden gerade vom Bier: Es sei im allgemeinen knapp und noch sehr teuer, koste doch ein Stoff Kossauke 1½ Groschen.***) Es komme wohl daher, daß die, so Braugerechtigkeit haben, alle drei Wochen nur einmal in dem städtischen Brauhaus brauen dürfen, mehr aber nicht, bei der Buße der Churfürstlichen Durchlaucht 1 Mark, der Stadt 1 Mark, dem Rat 30 Schilling.

Der eine von den Gästen wirft die Frage auf, woher wohl die Biernamen Kochanik und Kossauke herrühren mögen.

Da ist nun der Schulmeister Peter Reimer†) in sein Fahrwasser gelangt, er versteht sich wohl auf dergleichen gelehrte Fragen, setzt sich seine Brille auf und nimmt also das Wort: „Meine Herren, es freuet mich, Euch auf diese wichtige Frage bescheidenlich Auskunft geben und alles deutlich, klar und unterschiedlich erklären zu können. Obgemeldete Biernamen sind aus der Wissenschaft, so die Gelehrten Etymologia nennen, schwerlich zu deuten, vielmehr müssen wir zu Rate ziehen die Historia, so uns der Pfarrer Henneberger in seinem Buch „Erklärung der Landtafel“ (Seite 475) erzählt hat:

„Unter dem Hohemeister Konrado von Erlingshausen waren zwei Ordensbrüder, lose Buben im Lande umhergezogen und einem jeglichen Bier einen sonderlichen Namen gegeben, wie folget:

Danzig, Wehre dich. Elbing, Schlichting. Königsberg, Sawre maydt. Thorn, Koloeh oder Loröl. Marienburg, Kelber zagel. Graudenz, Krank Heinrich. Dirschau, Freudenreich. Mewe, O Jammer. Stargardt, Spülekanne. Culm, Glage. Neuteich, Schwente. Gerdauen, Mammon oder Mumme. Heiligenbeil, Gefalken Merten. Braunsberg, Stürzen kerlen. Straßburg, Kirbel. Neumark, Trumpe. Tolkemit, Rohrkater. Mühlhausen, Krebsjauche. Frauenburg, Singe wol. Zinten, Lurley. Friedland, Wolgemuth. Schippenbeil, Nasewisch. Wehlau, Sollewurst oder Füllwurst. Bartenstein, Ruhmaul. Rastenburg, Krewsel. Kößzel, Besser dich. Allenburg, Dewsel oder Scheusel. Wartenburg, Lachemund. Allenstein, Böcknigt oder Borge nicht. Guttstadt, Liebe Herr Lorenz. Heilsberg, Schreckengast. Passenheim, Schlickerey, dicke Brey oder Flickebier. Marienwerder, Blorrfage. Mehlsack, Veertajche. Mohrunge, Ohne Dank. Stuhm, Reckenzagel.

*) Kirchenrechnung a. a. D.

**) Taxordnung der Stadt Angerburg.

†) P. Reimer war „Schulmeister“ d. i. Rektor in Angerburg 1595 bis 1603. (Kirchenbuch Seite 18).

Riesenburg, Speh nicht. Fischhausen, Schleppenkittel. Löbau, Struzing oder Spülwasser. Holland, Füllewurst. Osterode, Dünnebacken. Kreuzburg, Meng es wol. Hohenstein, Ich halt es. Liebemühl, Harlemaß. Liebstadt, Wu ist das,“ u. s. w.

Dahero mögen auch unsere Biere ihren Namen empfahen haben: „Kochanik und Kossauke.“ Aber Anno 1443 wurden solche Bierstechen im Kapittel fürgenommen und gefiel das Urtheil, das man mit einem glühenden eysen jeglichem ein Kreuz für die Stirn soll brennen und sie zum Lande ausjagen wie denn auch geschach.“

— „Bravo! lieber Schnlmeister“, sagt Valtin Rippert, der Wirt, „Ihr, liebe Herren, sehet die gerechte Straffe vor alle, so über das Bier raisonnieren.“ —

„Aber nun, lieber Herr Schulmeister, erzählt uns auch etwas über den **Konopfleberg**; es dürfte auf demselben nicht ganz geheuer sein!“ so fragen wir, uns jenes Landmanns erinnernd, der vor dem Berge sein Kreuze geschlagen hat. Wir erhalten darauf folgende Auskunft: *)

Zu den Zeiten als die Angerburg gebaut wurde, hatte der Teufel sein Wesen ganz besonders in hiesiger Gegend. Ein Bauer aus Dgonken fährt eines Tages mit seinem Wagen nach Hause, als ein seiner Herr ihn bittet, ihn auf seinen Wagen mitzunehmen. Der Bauer thut's. Der fremde Herr, den er mitgenommen hat, ist der Teufel. Der Bauer klagt und stöhnt über schlechte Zeiten. Da, als sie auf einen Berg kommen, sagt ihm der Teufel: „Alles Land, das Du hier siehst bis zum Schwenzaitsee, will ich Dir geben, wenn Du die Früchte des Feldes mit mir theilest und zwar in folgender Weise: Im ersten Jahr nimmst Du alle Knollen- und Wurzelfrüchte, die unter der Erde wachsen, und ich nehme alle Halmfrüchte. Dagegen im zweiten Jahre erntest Du wieder alle Halmfrüchte und ich die Knollenfrüchte.“ Der Bauer war zufrieden und beide machten einen Kontrakt. Doch der Teufel hatte den Dgonker Bauer für zu dumm taxiert, derselbe überlistete den Teufel. Im ersten Jahre säete der Bauer nur Kartoffeln auf dem ganzen Felde. Der Bauer nahm die Kartoffeln, der Teufel erntete das Kartoffelstrauch, versuchte daraus sein Wasser, den Branntwein, zu destillieren, aber es gelang ihm nicht. Im zweiten Jahre säete der Bauer nur Halmfrüchte und erntete Roggen und Weizen, der Teufel mußte mit den Stoppeln sich begnügen. Auch daraus ließ sich kein Branntwein machen. Das verdroß den armen Teufel und traurig wandelt er gen Angerburg. Hier baute man sehr rüstig und eifrig die Ritterburg. Der Teufel fürchtete, daß dieser Bau für ihn eine Zwingsburg werden könnte, und er suchte daher die Arbeit zu stören. Was die Mauer und Zimmerleute des Tages gebaut, das riß er des Nachts nieder. Deshalb schlich er auch, sobald es dunkelte, aus dem Dgonker Wald nach Angerburg, um die Zerstörung der Bauarbeit vorzunehmen. Als er nun eines Abends in recht trüblicher Stimmung wegen des schlaunen Bauern aus Dgonken, der ihn so schmählich hintergangen hatte, gen Angerburg wandert, begegnet ihm eine mit viel Flitter und Puz behängte Frau. Es war Frau Konopkin. Ihr Mann, Konopke, war ein Zimmermann und baute an der Angerburg. Sein Weib war eine böse Sieben. Sie war zu träge die häusliche Wirtschaft zu führen, desto mehr fand sie daran Vergnügen, sich auszuputzen und spazieren zu gehen. Ihren armen Mann quälte und tyranißierte sie mit ihren Launen und unaufhörlichem Gezänk. Zu ihren Spaziergängen wählte sie abends die Landstraße nach Dgonken bis zu einem gewissen runden, bewaldeten Berg. Verwandte Seelen finden sich bald. Frau Konopke und der Teufel waren bald gute Freunde. Wie schön wußte sie ihn zu trösten, als er wegen des Dgonker Bauern so traurig war: „Laß den Kerl laufen, lieber Satan,

*) Die Sage vom Konopfleberg verdankt der Verfasser der gütigen Mittheilung des Herrn Gutsbesizers Neumann auf Pascheiken, in dessen Familie sich dieselbe seit undenklichen Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt hat. — Der Name Konopke kommt in den hiesigen Kirchenbüchern häufig vor. Seine Bedeutung nach dem Litauischen ist = Hansf.

wirf ihm den Kontrakt vor die Füße! Wir beide passen besser für einander. Ich schenke dir mit Freuden meine Seele, wenn du dich verpflichten willst, mir bis an mein Lebensende stets zu Diensten zu sein und in allen Stücken meinen Willen zu erfüllen.“ Der Teufel ward froh und machte mit Frau Konopkin den gewünschten Kontrakt. Diese jubelte vor Freude. Nun begann für sie ein Leben, wie sie es sich schon lange gewünscht hatte. Der Teufel mußte ihr alles schaffen, was ihre Laune nur begehrte, die feinsten Kleider, goldene Schmucksachen, feine Equipagen. Als sie dessen jedoch bald überdrüssig war, fing sie den Teufel auf die raffinierteste Art zu quälen an. Im Sommer spannte sie ihn vor einen Schlitten, setzte sich darauf, und dann mußte er von dem Berg herunter nach dem Schwenzaitsee fahren und längs des Ufers bis nach Kehlen. Gings nicht schnell und wild genug, dann peitschte sie ihn so heftig, daß ihm das schwarze Blut aus den Waden floß und der Schweiß wie Theer über die Stirn rann. War aber tiefer Schnee, so wählte sie zu ihren Spazierfahrten einen schweren Wagen. Keuchte er vor Anstrengung, dann klatschte sie vor Freude in die Hände und knallte ihm eins mit der Peitsche um die Ohren. Besonders, wenn recht furchtbares Ungeßüm war, liebte die Frau Konopkin den Teufel zu einer Spazierfahrt zu bestellen. Dem Teufel wurden diese wilden Fahrten, obschon er das Wilde selber sehr liebt, doch zuletzt unerträglich. Er sann darüber nach, wie er dieses quälende Weib los werden könnte. Endlich fiel ihm ein, daß dieses Weib ja auch den Konopke, ihren Mann, tyrannisiere, und so beschloß er, diesen zum Helfer zu nehmen, um sich von dem Weib zu befreien. Er ging daher zu ihm hin und versprach ihm Reichthum und Ehre, wenn er ihm beistehen wolle, das Weib zu verderben. Er hatte, wie ihm der Teufel versicherte, dabel weiter nichts zu thun, als auf dem Berge, welchen das Weib zu ihrem liebsten Aufenthalt erwählt hatte, und der bis heute Konopkeberg heißt, eine tiefe Grube zu graben. In dieses Loch wollte der Teufel seine Herrin hineinfahren, und ihr Mann Konopke sollte sie schnell darinnen zuschütten. Auch Konopke sehnte sich nach Erlösung von seinem Weibe und nahm den Vorschlag an. Nachdem er die Grube fertig gemacht, kommt das Weib in schrecklichem Sausen und Brausen angefahren. Konopke hält sich hinter den Tannenbäumen versteckt, springt hervor und stürzt sein Weib hinein. Sie stieß einen wilden Schrei aus — aber bald ward's ganz stille ringsumher. Konopke hatte sie verscharrt. Selbst der Teufel, zum ersten Mal in seinem Leben, weint Thränen der Rührung und des Dankes. Nun verlangt Konopke seinen Lohn. Der Teufel schenkt aus Dankbarkeit dem Zimmermann drei Ruten und belehrt ihn, wie man damit ihn selber, den Satan, vertreiben könnte, wenn man damit ein Kreuz an dem Ort schlage, aus dem man ihn vertreiben wollte. Konopke geht nun zu den Rittern, welche schon lange über die Störung ihres Burgenbaues entrüstet, die Vertreibung des bösen Geistes gewünscht hatten. Konopke macht sich anheischig, den Satan aus der Angerburg zu vertreiben, wenn ihm eine bestimmte hohe Geldsumme zugesichert würde. Die Ritter nehmen den Vorschlag an, und Konopke begann sein Werk. Er ging durch alle Räume des Baues, schlug mit seinen Ruten ein Kreuz, bis er in den letzten Winkel kam. Da knallte es mit einem Mal fürchterlich, Rauch und Flammen loderten auf und der Teufel steht leibhaftig in seiner gräßlichsten Gestalt vor ihm. Der tapfere Zimmermann aber erschrickt nicht vor dem Gebrüll des Höllenkönigs, sondern schlägt ihn kreuzweis mit seinen Ruten und — der Teufel weicht für immer aus der Burg und der hiesigen Gegend. Konopke bekam seinen Lohn, wurde von dem Gelde, das ihm die Ritter für Vertreibung des Satans auszahlten, ein reicher Mann und lebte noch als Wittwer viele glückliche Jahre. Der Berg aber wurde ihm zu Ehren Konopkeberg genannt.

Der Schulmeister Peter Reimer, den wir auf unserem Streifzuge nach Alt-Angerburg a. 1600 kennen gelernt haben, hat seiner Schuljugend sehr häufig diese Geschichte vom Konopkeweib und dem Teufel erzählt, sowohl als ein Exempel, wie es bösen Frauen

ergeht, die sich mit Flitter und Tand behängen und viel herumlaufen, anstatt ihre Wirtschaft zu besorgen, als auch zum Beweise, wie das Kreuz unseres Heilandes der Sieg ist, welcher alle teuflischen Mächte überwindet.

Hier sieht der geneigte Leser den Schauplatz obiger Teufelsgeschichte, unseren Konopkeberg, wie er heute aussieht. Die vorbeiführende Straße ist die Chaussee nach Lögen. Es giebt auch ein plattdeutsches Gedicht, das die Konopkesage behandelt und unten mitgeteilt wird:



De Düvel on dat Knopkewiev.*)

Et gav 'ne Tiet op disse Wilt,
 Wie noch manch oler Mönsh vertelt,
 Wo de Düvel noch möt groter Macht
 Op Mönsheseele oft höl Jagd,
 Ging romm ön välerlei Gestalt
 On brocht sehr Bäl' ön sin Gewalt.
 Als disse Tiet nu bol wör ut,
 Da wurd de Angerburg gebut.
 Dis' Bu gefull dem Düvel nich,
 Dromm wör he em sehr hinderlich.
 Wat de Lüüd gedohne den ganze Dag,
 Terröt de Düvel nachts gemach.
 Dem Tömmermann bi dissem Bu,
 Dem Knopke, löt dat keine Ruh,
 Verflost den Düvel möt groter Hast
 On wönshd en, wo de Päper wäst.
 On nu to Hus' hadd he en Wiew,
 Dat hadd, man seggt, den Düvel em Wiew.
 Dafär wörd Knopkewiev bekannt
 Bi Jung on Olt em ganze Land.

Den Knopke, den Mann, heft jeder bedurt,
 Em wurd vom Wiew dat Lämme versurt:
 On öß de Düvel ok noch so klof,
 Dit Wiew hadd den ok enne Mot;
 Denn enmol wör de Düvel en Not
 On't Knopkewiev dat hulf em ut.
 Dafär mußd he er heilig schwäre,
 Seck ok god to revangscheere,
 On wat se wull, sofort to dohne,
 Wenn 't bloß en sin Macht dehd stahne.
 Arm' Düvel, du mußst glowe dran,
 Dit Wiew heft nu dien Böge an!
 So wör de Düvel op disse Welt
 Vom Knopkewiev gründlich geprellt.
 Se brocht em Arbeit ömmerfort
 On löt em Ruh an keinem Ort.
 Dat Wiew verstund en recht to ploge,
 Dat schier de Düvel wull verzoge.
 Er Hauptvergnöge wör dat Fahre,
 Drom löt se söck vom Düvel karre

*) Der Verfasser ist ein ehemaliger Schüler der hiesigen Stadtschule, Albert Neumann, jetzt Pfarrer in Gurzno.

On löt söck fahre to jeder Tiet,
Ob 't regend, ob 't hogeld, ob 't wäderd,
ob 't schnied.

On om den Düvel recht to quäle,
Dehd se verkehrdet Fohrmark wähle,
Em Somer 'n Schläde, em Winter 'n
Woge;

Dem Düvel hulp gar nuschit sin kloge.

On't Wiew fund daran väl Gefalle
Emm noch von hinde optoknalte.

De hardste Mönische, wie se söge den Arme,
De föhlde sogar möt dem Düvel Erbarne,
Wie em Gallop, — t' wör tom Erschrecke —
Awer Stock on Stön he dat Wiew mußt trecke.

Nu docht de Tüvel ön sinem Bof:

Wie war ök doch dat Wiew nu los?

On sinem gar sehr schlaue Sönn,
Full dem Düvel endlich önn,
Dat dit Wiew den Knopke of dehd quäle,
So wull he den tom Helper wähle!

Drom ging he 'n mol tom Knopke ran

On sprok den gar sehr fründlich an

On bot dem trüie Tömmermann

En gar sehr wöchtget Möddel an,

Den Düvel nämlich astobande,

Wenn he möt em wör enverstande.

De Knopke säd sehr geren to;

Daräwer wör de Düvel froh.

De Tömmermann hadd nuschit to dohne,

Als blos önt frie Föld to gone

On dort een deep Loch obtoscharre.

Da wull de Düvel 't Wiew rünkarre.

On wör dat Wiew en't Loch gefalle,

Sull't Knopke wedder rasch tofcharre.

On wat se sproke nu möt Wörd,

Dat wurd of sehr bol utgeföhrt.

De Knopkeberg öff noch to sehne,

Darönn ligge Knopkewiewsgene.

So were s' möt des Düvels Bof

Dat böse Wiew nu beide los.

De Düvel höl nu of sin Wort

On göv dem Tömmermann sofort

Dre Wäde on dehd den belehre,

Wie he damet. full recht hanteere,

Wenn he den Düvel wull afbände,

Bet Knopke en had god verstande.

Dit Möddel brocht de Tömmermann

Bim Bu der Angerburg god an.

De Düvel löt nu disen Bu

Von diser Tiet of ganz en Ruh.

De Knopke hadd sin Freud daran

On wurd sehr bol en riker Mann.

Noch über einen anderen Berg in der Nähe Angerburgs hat sich der Sage nebelhafter Schleier gebreitet. Auf der Stulicher Feldmark liegt ein Berg, auf welchem sich eine tiefe Einsenkung befindet. Hier sah man noch vor ungefähr 30 Jahren eine merkwürdige Naturerscheinung, nämlich 24 mächtige Lindenstämme, die alle aus einer einzigen Wurzel gewachsen waren. Noch heute bemerkt man die Stubben der ausgehauenen Linden. Die Volkssage erzählt von einem Schloß, das hier einst gestanden und dann mit allen seinen Bewohnern in den Erdboden versunken sei. Vor ungefähr 30 Jahren ereignete sich folgende Geschichte. Die Viehherde des Gutes Jakunowen kam eines Abends ohne ihren Hirten heim. Polak, der Kuhhirt, war verschwunden. Herr von Gogkow, der Besitzer von Jakunowen, ließ ihn mehrere Tage lang suchen, doch vergebens. Am vierten Tage fand sich Polak ganz verstört, bleich und abgezehrt zu Hause ein. Auf seine Anfrage, wo er gewesen, erzählte er folgendes: Er habe seine Heerde in der Nähe des Stulicher Schloßberges geweidet, als plötzlich, wie aus der Erde hervorgezaubert, drei schwarze Gestalten vor ihm standen. „Polak, du bester aller Hirten, du Herrscher und Lenker der schleppfüßigen Rinder! du bist zu etwas Großem geboren. Du sollst die in den Tiefen der Erde schmachtenden Schloßbewohner aus ihrem Zauberbann lösen“, so sprach eine dieser unheimlichen Gestalten. Er, Polak, habe sich bei dieser Anrede entfetzt und an allen Gliedern gebebt. „Polak“, fuhr das Gespenst zu reden fort, „fasse nur Mut, und greife das Glück, wo es dir entgegenkommt. Alle Schätze des verzauberten Schlosses da unten sollen dir zufallen. Acht Tage und ebenso viele Nächte mußt du hier unter den Lindensäulen am Erdboden auf dem Gesichte liegen. Nicht Speise noch Trank darf über deine Rippen kommen. Nur wenn die Sonne sich zum Untergange neigt, wirfst du von uns

mit verbundenen Augen an eine Quell geführt werden, um deinen Durst zu stillen. Harre aus, dein Fasten wird herrlich gekrönt.“ Er, Polak, habe nun sofort sein Erlösungswerk angefangen. Wenn er des Nachts still auf dem Boden gelegen, habe er deutlich Stimmen unter der Erde und rauschende Musik vernommen. Doch Durst und Hunger hätten ihn am dritten Tage so sehr gequält, daß er wieder heimgekommen sei. So erzählte der Ruhhirt. Herr von Guskow ließ den Märchendichter, der drei Tage lang sein Hirtenamt versäumt hatte, durchprügeln und drohte ihm noch härtere Strafen an, wenn er nicht wahrheitsgemäß mittheile, wo er sich herumgetrieben habe, aber Polak blieb bei seinem Bericht und hat auch in seiner Familie bis an sein Lebensende immer dieselbe Geschichte erzählt.





Kapitel 9.

Die Polenschlacht bei Angerburg 1629 und Rettung der Stadt durch den alten Purzigt. Die Schlacht bei Proskten den 8. Oktober 1656. Die Tartaren in Lyck, Ostrokollen, Lyffewen, Piffanigen, Kalinowen, Czaychen, Grabnit, Claussen, Dlegko. Tragisches Schicksal einer geraubten Gräfin. Die Tartareneinfälle in Widminnen, Polommen, Wieligken, Johannisburg, Bialla, Kumileko, Drigallen, Neuhof, Kosynko, Willenberg, Neidenburg, Silyenburg, Passenheim, Angerburg, Lözen, Goldap, Drengfurth.
Die Schweden vor Angerburg und der schlaue Stadtschreiber. Die Bürgerkompagnie. Militairische Besatzungen in Angerburg.

Die Gegenwart richtig verstehen und beurteilen lehrt uns am besten die Vergangenheit. Auf dem dunkeln Hintergrunde böser alter Zeiten hebt sich licht und klar die Gegenwart ab und läßt uns für die Segnungen eines besseren Zeitalters zufrieden und dankbar sein. Man hat freilich, so lange die Welt steht, über „böse“ Zeiten geklagt, und diese Klage wird auch nie verstummen. Selbst im Frühjahr 1871, als Deutschland zu den ruhmvollsten Siegen noch 5 Milliarden erntete, schienen dem Schreiber der hiesigen Stadtchronik die Zeiten so drückend und schlecht, daß darum die Feier des 300 jährigen Stadtjubiläums unterlassen worden sei. Aber was bedeuten alle Leiden und Plagen, Schäden und Gebrechen der Gegenwart gegen die Schrecken der alten Zeit!

Im 17. Jahrhundert giebt es kaum ein Jahrzehnt, in dem nicht die Pest die hiesigen Bewohner decimiert hat. So wurde Angerburg in den Jahren 1621, 1625, 1627 und 1630 von der Pest heimgesucht. Da wurden die Thore gesperrt und zur Vermeidung der Ansteckung mußten die hiesigen Geistlichen ihre Amtshandlungen für die Landleute, wie Taufen und Trauungen, vor den Stadtthoren unter freiem Himmel verrichten. *)

Die Wohnungen, in welchen die Pest ausgebrochen, wurden von allem Verkehr mit der Außenwelt abgesperrt. So schreibt Pfarrer Helwing hier im Taufregister S. 466: „Weilen die Pest in der Widdem am Anfange des Augusti 1662 und zwar welche meines Gefindes — bald darauff in der Stadt in unterschiedlichen Häußern und mehrere von geringem Volk gestorben, habe ich mich bis 9. November müssen zu Hause halten und hat Herr Diaconus allein die Tauffen verrichtet, daher die Kinder nicht habe aufschreiben können.“

*) Taufbuch der Kirche Angerburg d. a. 1625 Nr. 17.

Noch entsetzlicher als die häufige Pest war die sie regelmäßig begleitende Hungersnot. Die Bauern kuden Brot aus Eichelmehl, aßen Messeln und Schnecken ohne Salz und Schmalz, ferner Gras, Leder, Erde, Baumrinde, Därme u. s. w., rissen sich um Hunde und Katzen und krepierete Pferde, ja es kamen ohne Zahl Fälle von Menschenfresserei vor; selbst die Friedhöfe und Galgen waren vor den Hungrigen nicht sicher, Mütter schlachteten und verzehrten ihre Kinder, Männer erschlugen einander, Bettlerbanden die Vorübergehenden. Viele sonst wohlhabende Leute starben vor Hunger. War unsere Provinz auch von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, der das übrige Deutschland in eine Wüstenei verwandelte, verschont geblieben, die mörderische Kriegsfurie ließ sich oft genug auch hier blicken.

Den ersten Kriegssturm erlebte unser Städtchen im Jahre 1629. König Gustav Adolph von Schweden, Schwager unseres Kurfürsten George Wilhelm, war 1626 in Pillaun ans Land gestiegen, um Polen zu bekriegen. Der Kurfürst mußte als polnischer Lehnherr mindestens neutral bleiben. Dessenungeachtet wurde Masuren von polnischen Kriegshorden überschwemmt und geplündert. Der polnische **Oberst Buttler**, welcher 1628 Raftenburg überrumpelt und eingenommen hatte, rückte über Thiergarten gegen Angerburg vor und stand am 1. Juni 1629 in der Nähe der Stadt. Er schickte Boten an den Magistrat und verlangte eine ungeheure Brandschatzung. Einmütig griffen alle Bürger zu den Waffen. Ungefähr da, wo heute die Blasfische Badeanstalt steht, — der heutige Mühlenkanal existierte damals noch nicht — bauten sie eine Wagenburg und empfangen, hinter ihrer Verschanzung gedeckt, die anrückenden Polen mit Gewehrschüssen. Die Polen fielen über die Bürger her. Nachdem 27 Mann niedergehauen waren, zogen sich die übrigen Bürger nach dem nächsten Morast zurück. Trotz heldenmütiger Verteidigung wäre es um unsere Stadt geschehen, wenn nicht der alte **Burzikli**, ein Schuhmacher von der Freiheit, Rettung gebracht. Kämpfen konnte er nicht mehr, aber den Polen Angst machen. Er nahm eine alte Trompete, auf der er in jungen Jahren manches lustige Stücklein blasen gelernt, und blies in den Straßen der Stadt so kräftig Allarm, daß die Polen das Anrücken eines Hilfsheeres fürchtend, die Flucht ergriffen. Als der Kurfürst George Wilhelm, der sich in der Nähe auf der Jagdbude Harzen weilte, von dem Ueberfall der Polen hörte, schickte er schleunigst seine Trabanten unserer Stadt zur Hilfe, doch, als diese ankamen, hatte der brave Burzikli sie schon in die Flucht geblasen. So hatte sich die Stadt zum ersten Mal im Kriegssturm erprobt und bewährt, und von frischem Mut beseelt, machte sich die ganze Bürgerschaft, alt und jung, an die Arbeit und warf im nächsten Jahre Schanzen um die Stadt auf. Zwar wurde mitten in dieser Arbeit mancher Tapfere aus den Reihen der Bürgerschaft von der Pest dahingerafft, sie ließen aber nicht nach, bis das Werk vollendet war; denn es schien ihnen besser, in Gottes Händen zu fallen, als eine Beute ruchloser Feinde zu werden. Diese Schanzen waren am stärksten auf der Seite vom litauischen Thor bis zu der Stelle, wo heute das Schlachthaus steht. Die letzten Palisaden versielen im Jahre 1712 und wurden nicht wieder aufgebaut. Ueberreste erblickt man noch heute auf dem Wege nach dem Kirchhof in einem von Steinen und Erde aufgeführten Damme.

Wie nötig die Schanzen waren, sollte sich in Zukunft zeigen. Im Jahre 1656, zur Zeit des großen Kurfürsten, brach der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg aus, indem der Polenkönig Johann Kasimir Ansprüche auf den schwedischen Thron erhob, der mit Carl Gustav von Zweibrücken besetzt war. Diese Gelegenheit ergriff unser Fürst, um mit Hilfe der Schweden das Joch der polnischen Lehnherrschaft abzuschütteln. Er schloß also mit Schweden ein Bündnis, rückte mit seinen tapfern Brandenburgern und Preußen vor Warschau, und erfocht hier vom 28. bis 30. Juli einen glänzenden Sieg. Die Polen sammelten jedoch bald ihre Streitkräfte und gewannen in den **Tartaren** mächtige

Bundesgenossen. Dieses wilde Volk, Stammgenossen der Türken, wohnte am Kaukasus. Mit einem Heere von über 20000 Polen und Tartaren rückte der General Gonjiewski gegen die preußische Grenze. Ihnen rückten die Preußen unter dem Grafen von Waldeck und die Schweden unter dem Fürsten Boguslav Radziwill entgegen. Aber sie konnten dem Feinde nur 10000 Mann entgegensetzen. Der schwedische General Steenbock, welcher mit Verstärkung von Johannisburg heranrücken sollte, blieb in Unthätigkeit. Das Wallenrodt'sche*) Regiment, das an der Memel stand, erhielt Befehl, schnell zur Hilfe zu eilen, kam aber zu spät. Adel und Freischützen in Masuren rafften in aller Hast noch 2000 freiwillige Reiter zusammen, um das Herr der Verbündeten zu stärken. Diese Hilfsschaar kam toll und voll besoffen auf dem Kampfplatz an. Am 8. Oktober 1656 stießen die feindlichen Heere bei **Prostken** zusammen. Die Schlacht war unglücklich. Preußen und Schweden wurden geschlagen, 7000 Mann, also mehr als die Hälfte, waren tot oder gefangen. Alle Bagage und sechs Kanonen fielen den Feinden in die Hände. Die beiden Anführer der Schweden, Radziwill und Niedershiln, wurden gefangen. Von den preußischen Führern war der eine, Herzog von Weimar, im Rücken von einem Pfeile gefährlich verwundet, der ihm in Angerburg herausgeschnitten wurde. Graf von Waldeck hatte eine leichte Wunde erhalten.

Nun fielen die Tartaren und Polen wie wutschnaubende, blutdürstende Raubtiere über unser schutzloses Masuren her. Sengen, Brennen, Plündern, Morden war ihre höchste Lust. Wo sie ihren Fuß hinsetzten, entstanden Blutlachen und Aschenhaufen. Schaurig rötete sich des Nachts der Himmel von den Flammen brennender Städte und Dörfer. Was nicht in den Flammen erstickt war oder unter der Asche sein Grab gefunden, fraß das Tartarenschwert. Wehe den zarten Kindlein in der Wiege! Von der Mutterbrust gerissen, zerschmettert auf Steinen, oder auf Lanzenspitzen zappelnd getragen — das war ihr Loos. Wehe den Greisen! langsam wurden sie zu Tode gequält. Mädchen und Frauen, Knaben und Jünglinge, wurden zusammengebunden, unter schmerzhaften Knutenhieben wie eine Viehherde vorwärts getrieben und in die Türkei geführt, um in die Sklaverei verkauft zu werden.

Die Stadt **Lyck** wurde so vollständig verwüstet und zerstört, daß kaum die Stelle zu erkennen war, wo früher die Stadt gestanden hatte. Nur die **Lycker Burg**, mitten auf der Insel, wurde durch den Amtshauptmann von Auer, (der später nach Angerburg versetzt wurde und dessen Leichenstein noch jetzt vor dem Altare zu sehen ist), tapfer verteidigt und gerettet. Im Kirchspiel **Ostrokollen** machten die Tartaren eine so erfolgreiche Jagd auf Menschen, daß es ihnen gelang 1326 Personen zu fangen und fortzuschleppen; 95 wurden getötet. Noch heute sieht man bei **Gorziken**, Kirchspiels **Ostrokollen**, eine Tartarenschanze. Auf dem Tartarenberge bei **Lyck** soll eine Anzahl gefangener Männer, während ihre Wächter neben ihnen berauscht eingeschlafen waren, von ihren Frauen der Bande entledigt und befreit sein. Die Schäferei zu **Neuendorf**, in welcher sich 1000 Schafe befanden, ebenso das **Borwerk Lyck** jenseits des Sees wurden sammt den Getreidevorräten verbrannt, Vieh und Menschen fortgeführt.

*) Der tapfere Oberst der Kavallerie, Heinrich von Wallenrodt, that sich in der Schlacht bei Prostken durch seinen Heldenmuth hervor, konnte aber, weil er zu spät auf den Kampfplatz gelangte, den unglücklichen Verlauf der Schlacht nicht mehr aufhalten. Simon Dach verherrlicht Wallenrodts Tapferkeit in einem Hochzeitslied auf denselben mit folgenden Worten:

„Der den Tartarn hat gewiesen
Was ein deutsches Blut vermag;
Als di: Lyck und ihre Leute
(O der damals großen Noth!)
Wurden ach! der Tartarn Beute,

Wer verlachte da den Tod?
Trawte Gott und seinem Degen? —
Wallenrodt, der Helden Werth,
Ging dem wilden Feind entgegen
Und ist sieghaft umgekehrt.“

Im Ante Ux wurden im ganzen 67 Dörfer, 1 Flecken, 3 Kirchen, 3 Hospitäler 2 Vorwerke und 3 Mühlen verbrannt, 2892 Personen fortgetrieben, 221 Menschen getödet. In Ussewen am Ragnroder See geriet der Pfarrer Rozik den Tartaren in die Hände, wurde aber, weil ihn einige Polen kannten, befreit und unbeschädigt nach Ussewen zurückgebracht. Das Dorf wurde von den Flammen verzehrt, die Einwohner fortgeschleppt. Die Kirche in Ussewen wurde später nach Borzhnen verlegt. In Pissamiken fielen die wilden Horden am Sonntag den 15. Oktober ein, während die Gemeinde in der Kirche und Pfarrer Trentovius auf der Kanzel war. Sie drangen in's Gotteshaus schlugen 54 Personen nieder, ersäuften 2 und schleppten 329 in die Sklaverei und legten Kirche und Dorf in Asche. Pfarrer Trentovius entkam glücklich ihren Händen, fand in Polen Sicherheit und kehrte in seine Gemeinde heim. In Kalinowen wurden 800 Menschen theils niedergehauen, theils fortgeschleppt. Der Pfarrer Baranowski hatte sich mit Frau und Kind nach Czuchen geflüchtet, um sich in den Wäldern zu verbergen. Der Hunger trieb ihn ins Pfarrhaus zu Czuchen, um sich etwas Speise reichen zu lassen. Während dessen stürzten die Tartaren in den Pfarrhof, fesselten Baranowski, seine Frau und Kinder, nur den jüngsten Sohn von zwei Jahren schleudern sie unter einen Baum, wo ihn später mitleidige Menschen aufhoben und zu Verwandten nach Ux brachten, die das am Leben gebliebene Kind aufzogen. Pfarrer Baranowski wurde auf die Galeeren gebracht, wo er einige Jahre als Sklave schwer arbeiten mußte, bis er auf der Insel Creta starb und von mitleidigen griechischen Christen begraben wurde. Nach einer anderen Sage sollen ihn die Tartaren nach der Tartarei geschleppt, ihm die Haut mit den Haaren vom Kopf heruntergeledert und dann ihm das Fell eines frisch geschlachteten Schafbocks mit den beiden Hörnern überzogen haben. Die Haut mit den Hörnern sei ihm angewachsen. So habe er viele Jahre als gehörnter Schafhirt bei den Tartaren gelebt, bis ihn der Fürst Radziwill befreit und nach Wilna gebracht habe, wo er gestorben sei. Wahrscheinlich hat seine Name (Baran=Schafbock) zu dieser Sage Veranlassung gegeben.

Besser ging's dem Rektor Albrecht Zaborovius in Kalinowen. Er wurde von den Tartaren fortgeschleppt, welches Schicksal auch seine Familie traf, die jedoch von ihm getrennt wurde. Aus der Tartarei entfloß er, schwamm auf einem Bündel Binsen und Rohr über den Borzsthenes und gelangte in die Heimat, wo er 1657 an Stelle Baranowskis Pfarrer wurde und am 8. Juli 1693 im Alter von 73 Jahren starb. In Czuchen blieb nur die Kirche stehen. Die Rettung derselben geschah durch das am Altar befindliche Marienbild. Als man schon die Kirchenbänke übereinander geworfen hatte, um damit ein Feuer in der Kirche anzuzünden, bemerkte man dieses Bild, das die Tartaren vermuten ließ, die Kirche sei katholisch, und um die Polen nicht zu erzürnen, ließ man das Gotteshaus unbeschädigt. Der Diakonus Rhode entkam in polnischer Tracht mitten durch den Haufen der Feinde. In Grabnik wurden bei der Zerstörung des Dorfes 74 Menschen gefangen, 17 niedergehauen. Die Kirche blieb verschont. Noch jetzt sieht man das auf derselben befindliche Fähnlein von einem Pfeil verlegt, den ein Tartar nach demselben abgeschossen hat. Der Pfarrer hatte sich unter einer Brücke versteckt, wo er längere Zeit kümmerlich sein Leben fristete.

In der Kirche zu Claussen vermuteten die Tartaren unter dem Altare Geld oder Kirchengefäße. Sie machten mit ihren Pikeln ein tiefes Loch in den Altar, welches noch im vorigen Jahrhundert zu sehen war. Als sie nichts fanden, gingen sie heran, die Kirche und den Pfarrer zu verbrennen. Dieser erklärte den Polen, welche damals die Anführer der Tartaren waren, der Ort sei heilig, erzählte ihnen, wie im Jahre 1640 der Teufel an dieser Stätte ausgetrieben worden, zeigte ihnen auch den Stein vor der Kirche, in welchem noch die Spuren des Teufels zurückgeblieben wären und drohte ihnen

mit der Rache Gottes für solche Übelthat. Das wirkte. „Laßt zufrieden, wir wollen weiter“ riefen die Polen den Tartaren zu, und die Horde zog ab.

Die Stadt Oletzko wurde nebst Kirche und Rathaus in Asche gelegt. Im dortigen Amtsbezirke wohnte damals ein Graf Bastian Dietrich von Lehndorff, ein Vetter des Grafen Ahasverus von Lehndorff, Besizers von Steinort. Er war Besizer von Doliemen und Chelchen. Verheiratet war er mit Marianna geb. von Schlichting. Beim Anrücken der Tartaren ließ er einige Truppen preussischer Soldaten aus Oletzko zum Schutz seines Hauses und seiner Güter kommen. So lange sie zu fressen und zu saufen hatten, waren es gute Soldaten. Als die Tartaren anrückten, liefen sie fort, die gräßliche Familie einem grausamen Schicksal überlassend. Des Grafen Frau und Kinder, seine Schwester und seine Mutter Rosine geborne von Schlieben, wurden gebunden und fortgeschleppt. Die gräßliche Mutter wurde unterwegs niedergehauen, weil sie neben den schnellen Tartarenpferden nicht gleichen Schritt halten konnte. Die Frau Gräfin Marianna von Lehndorff geb. von Schlichting, ihre Kinder und Schwägerin wurden an Türken und Juden in Konstantinopel verkauft. Tief erschütternd ist ein Brief, den die unglückliche Gräfin als eines Juden Magd aus Konstantinopel an ihren Vater schreibt. Dieser herzbewegende Brief, von dem mir Frau Reichsgräfin von Lehndorff geb. Gräfin von Hahn auf Steinort eine Abschrift zu nehmen gütigst gestattet hat, lautet wörtlich also:

„Hoch undt woll Edelgeborner, Gestrenger, Bester Undt Mannhafter, besonders herzliebster Herr Vater; Wenn es euch nebst meiner Herzkallerliebsten Frauen Mutter v. herzliebster Jungfrauen Schwester noch wollerginge, wehr es mir in meinem großen Elendt, dennoch lieb zu erfahren; was anlangt mein großes Elendt, kan ich vor großer Traurigkeit meines Herzens, nicht alles Schreiben; Ich bin, Gott erbarme es, eines Juden Magdt; Ach, was hab ich erlebet in dieser Welt! Wollte Gott, ach wollte Gott, ich wehr nie gebohren, oder ja in meiner zartten Kindheit gestorben, so soltten nie meine herzliebste Eltern undt meine liebe Schwester, sich über mich nicht dörfen betrüben. Ach ich danke dem lieben Gott, daß derselbe meine libste Schwester Dschen für der gleichen großen Herzeleid gnädiglich bewahrt, Was anbelanget meine herzliebste Kinder, weiß ich derselben keines. Ich weiß woll, daß sie in der Stadt Constantinopell sein, die Türcken haben sie gefaukt, aber ihre Herrn kenn ich nicht; Ach daß ist woll ein scharff schneidendes Schwertt, so mir durch mein Herz, so durch mein Mark v. Seele gehet, ein Herzeleid über alles Herzeleid, daß sie noch Türkisch werden müssen; wollte Gott Ach wollte Gott ich hatte sie niemahls gebohren, so durfte ich mich nicht so grämen, ich muß gedenken, wen Gott lieb hatt den züchtiget er; Ach mein lieber Gott erbarme dich meiner vndt erlöse mich auß dem großen Jammer Vndt Elendt, worin ich gerathen, Ich bin ja sehr unglücklich, das niemandt nach mir fraget, Ich weiß nicht ob mein herzliebster Mann lebet, daß er sich nicht umb mich undt seine liebe Kinder bemühet vndt nach uns fraget. Wenn er zu meinem gnädigsten Herrn Ihr. Churf. Durchl. zöge undt bitte daß er gesandte anhero schickte oder einen armen Mann, der die gegend wissen möchte, Mein gnädigster Herr würde nicht so unbarmherzig sein, daß er uns arme von Adel nicht solte aus diesem Jammerthall lösen vndt ranzioniren; Wir haben ja den Soldaten gegeben alles was wir gehabt haben, sie soltten uns schützen, Ach ach Gott belohne es ihnen, wie sie uns beschützet haben; daß Wehe klagen gehet über die officier, da sie fraßen undt sofften, waren sie gutte Soldaten, da sie aber soltten den Feind schlagen, liefen sie vndt lieffen uns in Wehe, daß Wehe vndt Zetter geschrey gehet über sie vndt wirdt dermahl eins ein schweres Urtheil über sie ergehen, wenn Gott das Unschuldige Vergoffene blutt von ihnen fordern wirdt, da mich die Tartaren gefangen nahmen erschrak ich sehr vndt kriegte

vom Schrecken die Nase ins Gesicht, daß ich bald wehr um mein Gesicht kommen, habe einen großen Schaden im linken Auge bekommen aber Gott sey gedanket, daß ich wiederumb sehen kann. Waß ich vor große Angst und Schmerzen habe ausstanden im forttreiben, kann ich nicht aussprechen vndt beschreiben! Gott sey gedanket, daß ich widerumb sehen kan. Als mich die Tartaren in die Stadt nach Rinhof (Kiew) brachten, kaufte mich eine deutsche fraw auf Ranzion, da habe ich anderthalb jahre gefessen; da ich sahe, daß niemandt nach mir fragte, batt ich meine fraw, sie wolte mich nich den Juden verkaufen, da schickte sie mich nach constantinopel. Da kaufte mich der Jude Aron ist ein Glasfrämer in der Heimken. Der begehret hundert Thaler vor mich. Der die briese bringet vndt das Geldt, der will auch hundert haben. Ich bitte, der Herr Vatter wolle zu meinem gnädigen Herrn reisen vndt vor mich bitten, daß er mich wolle ranzioniren vndt auch meine Kinder, die Polnischen von Adel seindt alle ranzioniret. Ein Krämer hatt sie gelöset, aber von den Preußen hatten sie keine Brieffe, da wollten sie uns nicht lösen. Ach Gott behüte alle frome Christen für solchem herzeleidt, als wir außstehen müssen, hiemit befehle ich euch alle gutte freunde von mir zu tausend mahlen grüßen, ach bittet doch vor mich arme Wanje daß mir Gott wolle Geduld vndt Trost geben, biß daß ich zu Euch komme, als dann wollen wir Gott loben v. denken, hiemit befehle ich mich in Christi Schuz.

Im Jahr 1658 den Tag Laurenty.

Marjanna Behndorffin gebohrene Schlichtingin.

Adresse:

Ahn

den hochwoll Edel gebohrenen gestrengen vesten und mannhafsten Herrn Barty Albrecht von Schlichting meinem herzlieben Herrn Vater zu erbrechen, Kindlich und treuherzig."

Schon an ihren Mann hatte die unglückliche Dulderin geschrieben und gefleht, er möchte sie doch loskaufen. Aber der arme, tief gebeugte Graf, der alles verloren, Weib, Kind, Hab und Gut, hatte **keinen Pfennig Geld**, die Tartaren hatten ihm alles genommen. Sein Weib und seine Kinder verkommen im tiefsten Elend, er kann sie nicht auslösen. Er wendet sich darum an den Kurfürsten in folgendem Schreiben, in welchem er fleht, ihn vom Militairdienst zu entlassen und von der Kriegscontribution zu befreien:

„Durchlauchtigster Churfürst gnädigster Herr!

Euer Churf. Gnaden demütigst zu fuße zu fallen und in Unterthänigkeit mein Noth mit dieser Supplikation bey zu bringen, bin ich Ver Ursacht, weil Leider gott geklaget es soweit gekommen, daß ich mit den Wenigen Unterthanen, welche mir vom Feinde übriggeblieben, nicht einen einigen Ochsen behalten, mit welchem Ich pflügen Und etwas in die Erde seen könne. Es ist jeder Mann wol bewußt wie der Allerschöchste Gott mich armen Mann gestraffet, daß vor den Tartarischen einfall, der Hagel das Getreyde auff dem Felde dergestalt niedergeschlagen Und verdorben, daß nicht ein einig Halm bestehen geblieben Und frucht gebracht Und kundig ist es, daß hierauff die barbarischen Tartaren meine Fraw Mutter weggenommen Und Unter wegens niedergehauen, Meine liebe Hauß fraw aber nebenst Kinder Und Schwester Zämmerrlich gefangen weggeführt Und in der Türkische Dienstbarkeit verkauffet, welche mir ohnlengst ihren Kläglichen Zustand durch ein Schreiben entdeckt. Und umb aus Rauffung erbermlich bittet, davor bitte ich so lange weil ich Keine mittel habe Und gar zu grunde gegangen wie wol ich gerne Wolle gewehren können. Solches aber wird alles Ungeachtet, sondern ob ich gleich selbstn nicht daß liebe brodt haben solte muß ich doch es kom auch her wo es wolle contribution geben, Und Soldaten Unterhalten zuvor haben Ew. Churf. G. in Gnade mein Elendt erweget Und mir einen Abscheid,

da ich noch in Diensten gewesen, gnädl ertheilet, daß meine glütter, weil so gar zeruiniret aller Kriegs=oneren befrehet sein soltt, weil ich aber domahls commandiret worden, daß ich gegen den feind gehen müsse Und nicht nach Haus kommen können. Unterdessen aber diese Verabscheidung oder vielmehr Begnadigung nebenst meinen andern sachen mir vom Feinde abgenommen worden, daß ich mich mit nichts schützen könne, sondern alle zeit meine nachbahrn gleich alle onera abtragen müssen Und die noch nicht weiter ausstehen kann Als habe ich meine zuflucht nochmahlen zu Churf. Gn. nehmen wollen mit Unterthänigster Bitte, weil ich der Vorigen Begnadigung nicht genossen, mir die große gnad zu erweisen außs neue eine Verabscheidung erteilen, daß ich die Contribution und einquatirung können befrehet sein, vndt etwas inaufnahme kommen möge damit ich meine arme Kinderlein u. Fraw hernach auß dem gefängniß aus Rauffen könne, welche zusamt mit mir Gott dem allerhöchsten für Ew. Ch. Gn. glückliche Regierung und beständiges langes Leben ehn Unterlaß flehn und inbrünstig anseufzen werden Und wie ich der Unterthänigsten Ungezweifelten Hoffnung lebe, einen fröhlichen Abscheid zu erlangen, als verbleibe Ich

Ew. Ch. Dchl. zu getreuesten Diensten Unterthänigst gehorsamer Diener
Bastian Diettrich von Lehndorff.

Der Graf erhielt hierauf zwar seinen Abschied und Erleichterung von Militairlasten, aber sein sehnlichster Wunsch, seine Familie wieder loszukaufen, ging nicht in Erfüllung. Seine Güter waren vollständig verwüstet und wurden von ihm an den Oberburggrafen Ahasverus auf Steinort abgetreten, der aber selber seinen Verwandten nicht helfen konnte, weil auch Steinort ausgeplündert und verwüstet war.

Widminnen wurde ganz durchs Feuer zerstört. Im Ante Polommen raubten die Tartaren 147 Menschen, 768 Pferde, 2753 Stück Rindvieh, 3485 Schafe und 1674 Schweine. 219 Höfe wurden eingäschert. In Wielizken brannte Kirche, Widdem, Kaplanei, Hospital, ja wohl das ganze Dorf nieder. Die Stadt Johannisburg war den Tartaren zu stark befestigt, die konnten sie nicht einnehmen, aber dafür mußten es die armen Dörfer büßen. Bialla zerstörten sie und schleppten die meisten Einwohner fort, auch den Pfarrer, der eben auf der Kanzel stand. Er schmachtete bis 1687 in der Gefangenschaft, kehrte dann heim und fand seine Gattin nach 31jähriger Trennung noch am Leben. Welch ein Wiedersehen! In Kumlisko blieb die Kirche stehen, das Dorf brannte nieder. In Drigallen ging das Dorf nebst Glockenturm in Feuer auf. Neuhof verwandelten die Tartaren in einen Steinhaufen, mordeten die Bewohner, die Leichen blieben unbestattet. *) Bei dem Einfall der Tartaren in Roszynsko flüchtete sich der Rektor Molitor schnell auf einem Pferde bis nach den Sümpfen bei dem Dorfe Wargeln, Kirchspiels Drigallen. Die Tartaren verfolgten ihn, ließen aber, als sie an die Sümpfe gelangten, von der weiteren Verfolgung ab. Kurz vor dem Sumpfe, als er seine Verfolger hinter sich sieht, springt er vom Pferde und stürzt sich in den Morast. Es gelang ihm auf den nächsten Werder zu kommen und sich daselbst im dichten Gebüsch zu verstecken. Sein Pferd überließ er den Tartaren. Vier Tage lang lebte er von Wurzeln und Kräutern. Dann als das Tartarengeschrei verstummt, kam er hervor und erkundigte sich, wie es um Roszynsko stehe. Als er hörte, daß die Feinde abgezogen waren, kehrte er nach Hause zurück. Er ist der Verfasser des polnischen Tartarenliedes: „Ojczyzno teskliwa, zaleway sie łzami,“ das im polnischen Gesangbuch zu finden ist. Mit großer Bewegung wurde dieses Lied ehemals von den masurischen Gemeinden jedes Jahr am 3. Mai, dem preußi-

*) Cibulcovius, Einweihungspredigt eines neuen Altars in Neuhof. Königsberg 1691: „Heiden haben Gottes Tempel verunreirigt und aus dem vorhin wohl gezierten Neuhoff einen Steinhaufen gemacht. Sie haben Blut vergossen wie Wasser und war Niemand der begrub.“

ichen Friedensfeste, gesungen. Nach einer deutschen Uebersetzung von Christoph Bissanfi (— den 12. Oktober 1694 in Lych geboren, 1716 bis 1722 Rektor in Angerburg, dann Diakonus in Johannisburg, † den 28. März 1731 —) lautet dieses Lied also:

1.

Betrübtes Vaterland! nehe deine Wangen;
Denkt, Preußen, was mit euch damals vorgegangen,
Als man sechzehnhundertsechundsüßzig zählte,
Und ein ergrimmtter Feind euch empfindlich quälte.

2.

So wie ein Adlerschwarm, kam in schnellen Heeren
Ein rauhes Heidenvolk, alles zu verzehren.
Unvermutet sprengten wilder Barbaren Horden
Auf raschen Pferden an, um hier frei zu morden.

3.

Die angeschürte Glut schlug in hellen Flammen
Gleich über Haus und Dorf, Kirch und Stadt zusammen.
Vieh, Gerät und Silber ward hierbei erbeutet
Und durch das ganze Land Furcht und Not verbreitet.

4.

Die spät'ste Nachwelt wird's mit Erstaunen lesen,
Wie groß der Tartarn Wut dazumal gewesen.
Durch das här't'ste Elend, so mann nie erhöret
Ward unser Ruhestand unverhofft gestöret.

5.

Den Entel traf nunmehr, was in fernen Zeiten
Die Väter nicht erlebet: Tausend Grausamkeiten
Kränkten hier die Unschuld; und bei solchen Plagen
Beklemmten die Brust Ohnmacht und Verzagen.

6.

Des Tartars strenge Faust trieb bestrickte Schaaren,
Die seinem schnellen Pfeil nicht entronnen waren;
Und wer konnt entrinnen? Was der Wald verstecket,
Was Busch und Strauch verbarg, ward von ihm entdeckt.

7.

Sein scharfer Säbel hieb alles ohn' Erbarmen,
Der Wütrich riß das Kind aus der Mutter Armen,
Die mit nassen Augen kläglich nach ihm blickte
Und tiefe Seufzer nur zu den Wolken schickte.

8.

Ward wohl der Bösewicht durch ihre Flehn gerühret,
Der unbarmherzig sie an sein Pferd geschnüret,
Und im schnellen Traben mit sich fortgenommen,
Obgleich das Kind dabei hülflos umgekommen?

9.

Des Säuglings Winseln ist durch die Luft gedrungen,
Das Kält und Hunger ihm schmerzhaft abgedungen.
Musste nicht so mancher ohne Pflieg erblassen,
Nachdem die Mutter ihn unverforgt verlassen!

10.

Ein jeder suchte nur ganz betäubt von Schrecken
Den Ort der Sicherheit, um sich zu verstecken;
Da des Tartars Blutdurst blos auf dieses zielte,
Wie er sein Mütlein jezt an Christen kühlte.

11.

Auf Feldern irrten armer Woisen Haufen,
Bestürzt sah man sie durcheinander laufen,
Und gleich den jungen Vögeln, wenn sie sich zerstreuen,
Mit änglichst banger Stimme nach den Eltern schreien.

12.

O Vater, riefen sie, laß dich von uns finden,
Geliebte Mutter sollst du uns ganz verschwinden?
Von dem vielen Weinen wurden ihre Stimmelein heiser,
Vor Hunger sterbend dann leiser, immer leiser.

13.

Die Eltern aber selbst lagen schon in Banden,
Zur Freiheit war für sie gar kein Weg vorhanden;
Niemand durfte hoffen, sie von Strick und Ketten
Der harten Dienstbarkeit jemals zu erretten.

14.

Der Kinder Jammerstand mehrte zwar ihr Quälen;
Doch mußten sie aus Furcht ihren Schmerz verhehlen,
Nur im Herzen ließ sich Gram und Wehmut spüren,
Wie Blumen, die verdorrt, Farb und Schmuck verlieren.

15.

Verlassen saßen sie unter den Barbaren,
Wo sie der Trübsalsflut bloß gestellet waren,
Hier hat selbst die Keuschheit von den wilden Sitten
Des gottvergeßnen Volks oft Gewalt gelitten.

16.

Es ward das graue Haupt manchem abgeschlagen,
Der tiefsten Wunden Schmerz mußten andre tragen.
Keiner blieb verschont, wie verlassne Heerden
Ein unverwehrter Raub schlauer Wölfe werden.

17.

Wie in dem Höllenpfuhl, hat an Hand und Füßen
Das arme Christenvolk Bande schleppen müssen.
Ehegatten mußten sich gezwungen scheiden,
Und so getrennt, forthin allen Umgang meiden.

18.

Sie sahn einander an, ohn' ein Wort zu sprechen,
Die Seufzer mußten still aus dem Herzen brechen. —
Quälte sie der Hunger auf der weiten Reise
So war ein stinkend Nas ihre beste Speise.

19.

Verstricket wurden sie, wie das Vieh getrieben.
So wollte man die Rach an Christen üben!
Unter bitterm Zähren fielen ihre Blicke
Auf Freund und Vaterland noch zuletzt zurücker.

20.

Wie viele haben nicht in den schnellen Flüssen
Vom Strudel hingerafft, kläglich sterben müssen!
Da das Uebersetzen oftmals nicht gelungen,
Ist häufig Greis und Kind, Mann und Weib verschlungen.

21.

Kein Moses führte jetzt Israels Geschlechte;
Ein strenger Barbar trieb die leibeignen Knechte:
Wenn geteilte Wellen dort wie Mauern stunden,
Hat mancher hier sein Grab in der Flut gefunden.

22.

Sie wurden hingeschleppt in ein Land der Heiden,
Um Gram und Ungemach überhäuft zu leiden.
Als sie angelanget, hat man unverweilet,
Den mitgebrachten Raub hier vergnügt verteilt.

23.

Und so ist Gottes Zorn strafend ausgebrochen,
Wie ehemals Moses schon diesen Fluch gesprochen.
Wegen der verübten schweren Missethaten
Sollst du den Feinden einst in die Hand geraten.

29. *)

Laßt Preußen, dieses euch unvergeßlich bleiben,
Hört auf, eu'r böses Thun weiterhin zu treiben!
Euren Wandel müsse reiner Glaube schmücken,
So sollen auch nicht mehr solche Strafen drücken.

40.

Du wollest selbst, o Gott, unser Herz regieren!
Daß wir mit Heiligkeit stets den Wandel zieren.
Wirfst du mit den Engeln zum Gericht erscheinen,
So stell' uns neben sie in die Zahl der Deinen.

41.

Da wird dir unser Mund neue Lieder singen,
Da soll der Dankbarkeit froher Ton erklingen;
Mit den Engeln wollen wir dein Lob erheben,
Erhöre dies, o HERR, laß uns mit dir leben!

Während Molitors Abwesenheit hatte sich zu Roshynsko folgendes zugetragen. Die Tartaren wollten die Kirche anzünden. Bereits war in einer Ecke Feuer angelegt. Da erblickten sie, während sie das Gotteshaus noch schnell ausplündern, ein katholisches Bildnis an der Wand. Es stellte den Erasmus dar. Auch die Glasmalereien in den Fenstern mit biblischen Darstellungen schienen ihnen ein Beweis dafür, daß die Kirche katholisch sei. Nun löschten sie das Feuer wieder aus. Den Pfarrer Stankowius nebst seiner Frau schleppten sie in die Sklaverei. Er hat nie wieder seine Heimat gesehen. An seiner Stelle wurde Molitor Pfarrer in Roshynsko.

Und alle diese schrecklichen Gräuelpredigten waren in wenigen Tagen zwischen dem 8. und 22. Oktober 1656 geschehen. Bei der Nachricht von diesen Verwüstungen rafften sich die

*) Vers 24—28, ebenso 30—39 sind der Abkürzung wegen fortgelassen. Die fehlenden Verse enthalten eine Strafpredigt gegen die Sünden der damaligen Zeit.

Preußen und Schweden schnell auf, um die bestialischen Mörderbanden zu vertreiben. Graf Waldeck, der Reste des geschlagenen Heeres in Angerburg gesammelt hatte, brannte vor Begierde, die Schande wieder auszulöschen. Der schwedische General Steenbock rückte von Rastenburg gegen die Grenze, Derflinger eilte mit frischen Truppen von Driesen heran. Am 22. Oktober wurden die vereinigten Polen und Tartaren jenseits der Grenze hinter Olesko bei Philopowo vollständig geschlagen. Fürst Radzwill und andere Gefangene wurden befreit. Doch scheint das bei Philopowo geschlagene Tartarenheer nur ein Teil der feindlichen Armee gewesen zu sein. Ein zweiter Tartarenhaufe brach trotzdem im November 1656 von Süden in die Gegend von Neidenburg, Gilgenburg, Willenberg, Soldau und Passenheim ein.

Willenberg wurde nebst seiner Kirche durch Feuer völlig zerstört. Der Pfarrer Otter wurde in der Kirche niedergehauen. Der Pfarrer von Muschaken, Elias Wulpius, wurde von den Tartaren mitgenommen, um ihnen als Wegweiser zu dienen und darauf niedergehauen. Vor Neidenburg lagerten sich die Tartaren zur Mittagszeit. Ihr Anführer wollte auf einem großen Stein, der sich noch heute bei dem sogenannten Rossgarten befindet, gerade seine Mahlzeit einnehmen, als eine Kugel, welche vom Schloß abgefeuert wurde, dicht vor ihm niederschlug und alle Schüsseln zertrümmerte. Dadurch wurde der Tartarenführer so erschreckt, daß er die Belagerung aufgab, und mit seinem ganzen Schwarm abzog. Im Dorfe Dröbritz bei Hohenstein wurde unter andern Bewohnern auch der Freibauer Friedrich Morkfeld niedergehauen. Sein Stiefsohn, ein Tertianer in Königsberg, reiste nach Hause, um die Seinigen aufzusuchen. Im Oberlande fiel er den Tartaren in die Hände, wurde von ihnen bis Warschau mitgeschleppt, entschlüpfte ihnen und wurde später Pfarrer an der polnischen Kirche in Königsberg. In Gilgenburg waren die Leute eben in der Kirche, als die Tartaren einfielen. Hier wurden sie sämtlich niedergehauen, so daß noch lange hernach die mit Blut bespritzten Wände zu sehen waren. Im Dezember 1656 belagerten die Tartaren auch Passenheim. Noch heute zeigt man den Tartarenweg, auf dem sie wahrscheinlich gekommen sind. Passenheim hatte starke Mauern, deren Reste noch heute zu sehen sind. Tapfer verteidigten sich die Bürger und schlugen die Tartaren zurück. Aber bei einem zu kühnen Ausfall wurden die Bürger geschlagen, der Feind drang zugleich mit den Geschlagenen in die Stadt, welche am 19. Dezember vollständig zerstört wurde, nur die Kirche blieb stehen. Der nachmals so berühmte Geschichtschreiber Christoph Hartknoch, damals 12 Jahre alt, Sohn des dortigen Predigers, wurde vom Rektor Battalovius aus dem Fenster der Stadtschule über die Mauer herabgelassen und rettete sich über den schwach gefrorenen See in den Wald. Am dritten Tage fand er sich mit seinen Eltern wieder zusammen. Seine Mutter war gefährlich verwundet, sein Bruder und seine Schwester waren in die Sklaverei geschleppt, sein Vater, der Prediger, war allein unverehrt.

Die hiesige Gegend hat die Schrecken des Tartareneinfalls zweimal erlebt. Das erste Mal griffen die Tartaren unseren Ort in der Zeit zwischen dem 15. und 22. Oktober 1656, das zweite Mal am 11. Februar 1657 an. Trümmer des bei Prostken geschlagenen Heeres hatten sich unter Graf Waldeck nach **Angerburg** geflüchtet. In aller Eile ließ Graf Waldeck vor der Stadt die Verschanzungen verstärken, die leider nur unvollkommen blieben. Die Brücken über den Fluß wurden abgerissen und eine Wagenburg errichtet. Immer näher rückten die Mordbrenner. Alle wehrlosen Frauen und Kinder mit ihrer Habe eilten auf's Schloß, wo ihnen der Amtshauptmann Hans von Kreyken Aufnahme gewährte. Vor der Angerapp hielten die Horden still. Sie trauten sich nicht durch den reißenden Fluß hindurchzureiten. Ein Bauer, den sie an ein Pferd gebunden hatten, wurde von ihnen durch allerlei Marter gequält, ihnen eine seichte Stelle zu zeigen, wo sie durchreiten konnten. Mit wildem Geschrei stürzten sie sich jetzt über die Stadt. Bald

schlugen die Flammen an allen Enden auf, nur wenige Häuser auf der Freiheit blieben stehen, auch die Eisenfabrik wurde zerstört. Zuletzt stürmte der heulende Haufen nach unserer Kirche. Ein polnischer katholischer Pfarrer, der die Tartaren begleitete, rafft schnell brennbare Stoffe zusammen, um an der Kirchenthür ein Feuer anzulegen. Währenddessen trifft ihn die Kugel eines wackeren Bürgers. Ueber diesen fallen jetzt die wütenden Tartaren her. Er flüchtet sich in den Garten des Diakonus (Pfarrers der Landgemeinde), wird aber eingeholt und in Stücke gehauen. Nun wurde die Kirchenthür eingeschlagen. Die in der Kirche befindlichen Gegenstände werden zertrümmert. Die Bekleidung vom Altar wird zerrissen, um die sich die Horde herumschlug, weil jeder ein Stück davon haben wollte. Ein besonders starker Tartar hebt seine Art in die Höhe und führt einen wuchtigen Hieb gegen die Thür der Sakristei, in der sich einzelne Mitglieder der Pfarrfamilie verborgen hielten. Der Arthieb ist noch heute zu sehen. Im Begriff die Thür aufzubrechen, wird er von einem vornehmen polnischen Befehlshaber von weiterer Gewaltthätigkeit abgehalten. Ihm ist's zu verdanken, daß Kirche, Schule und Pfarrhaus stehen blieben. Ihn bewog dazu die Dankbarkeit gegen das gastfreundliche Pfarrhaus, in dem er früher einmal Aufnahme gefunden hatte, als ihm sonst keine Herberge in der Stadt gewährt wurde. Dann sammelten sich die Tartaren und ritten vor das Schloß; da sie es aber überall von Wasser und starken Mauern umgeben fanden, schossen sie nur einen Hagel brennender Pfeile ab, welche aber keinen Schaden thaten. Hierauf zogen sie ab. Die Stadt bot einen traurigen Anblick dar. Wie lag sie jetzt so wüste und leer! So gut es ging, richteten sich die verscheuchten und im Schloß geretteten Bürger für den Winter wieder notdürftig in ihrer Häuslichkeit ein. Und doch war das Maß der Leiden noch nicht voll. Am ersten Fastensonntag, den 11. Februar nachts um 2 Uhr, wurden die schlafenden Bewohner auf's neue von den Tartaren überfallen. Es war eine schauerliche Nacht. Die wenigen Häuser, die noch vom ersten Ueberfall im Herbst stehen geblieben waren, wurden angezündet. 200 Menschen lagen ermordet auf den Gassen. Ihre Leichname blieben unbestattet und wurden von Hunden und Schweinen gefressen, weil niemand da war, der sie begrub. Erst im Frühjahr ließ der Pfarrer Uriel Bertram durch den Totengräber die Grabstätten für die Erschlagenen in Ordnung bringen, auch den Schutt vor dem Schulhause fortschaffen.*) In der Kirche waren zwar die Thüren und Fenster zertrümmert, die Kirchenlade erbrochen, das Kirchenvermögen im Betrage von 1000 Mark geraubt, desgleichen die heiligen Abendmahlsgesetze, silberne Kannen und Schilde, auch 100 Mark Stadtgeld, das im Kirchenkasten lag; die Kirche jedoch wurde gerettet. Die Polen, die im Innern der Kirche Feuer anlegen wollten, erblickten ein vergoldetes Marienbild, das noch aus katholischer Zeit in der Kirche geblieben war. Dieses Bild veranlaßte sie zur Schonung der nach ihrer Mutmaßung katholischen Kirche. An selbigem Tage wurden folgende Dörfer von den Tartaren verbrannt: Neußen, Stulichen, Olschöwen, Wenzowken, Paulswalde, Wenzken, Thiergarten, Engelstein, Pri-nowen, Jakunowen, Buddern, Gronden, Popiollen, Benkheim, Sperling. Tags zuvor den 10. Februar 1657 war Bözen ein Trümmerhaufen geworden. Nur das Schloß, die Kirche und das Rathhaus blieben stehen. Ueber 1000 Menschen in Bözen verloren Leben oder Freiheit. Der damalige Diakonus Andreas Bedeke sollte eben den Sonntag darauf als Pfarrer eingeführt werden, mußte aber bei der so plötzlichen entstandenen Verwirrung Hab und Gut zurücklassen und sich durch die Flucht retten. Er blieb so lange in Königsberg, bis Ruhe und Frieden eingetreten war. Gleichzeitig mit Bözen erlebte Stürlach seinen Untergang. Der Freiherr Georg Friedrich Schenk zu Lautenburg, Erb-

*) Rechnung d. a. 1657, 33 Schilling dem Todtengräber auf Herrn Magistri Belieben, daß Er die gräber der erschlagenen, so nicht tief genug gewesen, verbessert. 24 ß dem Kerl so das Bielt vor des Rantors Hause Gemülle von der Schule herabgetragen.



Kapitel 10.

Der große Brand. Die Pest 1709 und 1710. Das durchschnittliche Lebensalter im vorigen und diesem Jahrhundert. Steinalte Leute.

Noch waren die tiefen Wunden, welche die vielen Kriege des 17. Jahrhunderts unserer Stadt geschlagen, nicht vernarbt, als sich schon im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts ein neuer Haufe unbeschreiblichen Elends über sie wälzte. Am 22. März 1707 kam über die Stadt ein schweres Verhängnis. Superintendent Helwing erzählt im alten Kirchenbuche (Seite 816) also: „Demnach ist durch ein sonderliches Verhängnis des Gerechten Gottes den 22. Marty dieses Jahres bey dem Herrn Merten Lemken, Amts-Wachtmeister alhie, eben um Mitternacht ein unvermerkliches Feuer entstanden, welches durch einen Südöstlichen starken Sturmwind fast in ein Augenblick dergestalt Vergrößert und auff die benachbahrte Häuser geführt worden, daß zweiundzwanzig wol-erhabete Mälzenbräuer Heusser und eine große Menge an Bürger und Gärtner Buden in der Asche leyder geleyet worden; hat das verzehrende Feuer fast allen Vor Raht von Brod, Geld, Kleider unden andern Victualien weggenommen, daneben auch unterschiedliche Menschen in einem Keller bey den Herrn Peissen damahligen Medicin Apotheken Verbrand und ersticket, als nemlich Ihre erwachsenen Junfr Tochter.“ Aus einem andern Berichte des Bürgermeisters Thomas Anderson*) erfahren wir, daß in 1½ Stunden 46 Wohnhäuser, 25 Scheunen mit vielem Vieh und Pferden jämmerlich vernichtet sind. Er schließt mit dem Wunsch: „Gott wende dergleichen Unglücksfälle in Gnaden ab von unserer armen Stadt und behüte ferner das ganze Land!“ — So war unsere Stadt in einem Zeitraum vom 100 Jahren dreimal (1608, 1656 und 1707) beinahe vollständig durch Feuer zerstört worden. Kein Wunder. Die Häuser waren meist leicht aus Holz gebaut und mit Stroh gedeckt. Im 17. Jahrhundert war in ganz Deutschland von eigentlichen Feuerspritzen noch lange nicht die Rede. Die ersten kleinen Feuerspritzen, die nicht gefahren, sondern getragen wurden, schaffte man in Paris 1669 und in London 1688 an. Wie ein Wunderthier mochte daher die erste metallene Feuerspritze in Angerburg angestaunt worden sein, welche bereits 1718 der hiesige Magistrat von dem Geld angeschafft hatte, das man für eine kostbare, verkaufte Schützenkette erhielt.

Raum hatten sich die Angerburger von dem Schrecken der großen Feuersbrunst erholt, als die Pest 1709 und 1710 hereinbrach. 7mal hatte die Pest im Laufe des 17. Jahrhunderts Ostpreußen heimgesucht, aber nie in so schreckenerregender Weise wie diesmal. Sie kam aus dem Heere des schwedischen Königs Karl XII, in welchem sie seit Jahren schon wütete. Über Lemberg und Krakau drang sie an die preußische Grenze.

*) Familienchronik des Herrn Präsentors G. Anderson in Popellen.

Handelsjuden sollen sie mit alten Kleidern in Thorn eingeschleppt haben. Ein entsetzlich kalter Winter ging ihr voraus. Im Mai 1709 fuhr man noch mit Schlitten auf der Ostsee. Einen vollen Meter tief war die Erde fest gefroren. Es kamen Fälle vor, in denen die Menschen in den Betten erfroren. Die Wachen fand man erstarrt auf ihren Posten und die Vögel fielen aus der Luft tot hernieder. Raubtiere aller Art kamen vor Kälte und Nahrungsmangel aus ihren Schlupfwinkeln und drangen beutesuchend in Städte und Dörfer, jeden Weg und Ort für Reisende und Einheimische unsicher machend. Hunderte fielen den wilden Tieren zum Opfer, und nicht minder groß waren die Verluste an Haustieren. Der Verkehr auf den Landstraßen unterblieb fast ganz, konnte derselbe doch nur auf die Gefahr hin, entweder von der grimmigen Kälte getötet oder von wütenden Wölfen und Bären zerrissen zu werden, zur Ausführung gelangen.

Da alle Wintersaaten vernichtet waren, trat Teuerung und Hungersnot ein. Das arme Volk war genötigt, seinen Magen mit unverdaulichen Nahrungsmitteln zu belasten. Eine bössartige Ruhr, verbunden mit Fleckenfieber und Pocken, brach aus, gleich darauf die eigentliche Pest.

Man unterschied vier Gattungen der Pestkrankheit. Die ersten bekamen Frost, große Kreuz- und Kopfschmerzen, hernach große Hitze und so entsetzlich quälenden Durst, daß sie denselben durch nichts stillen konnten. In einigen Stunden waren sie tot. — Die andern bekamen große Geschwüre, hatten gleichfalls starke Hitze und wurden von solcher Herzensangst gepeinigt, daß sie nirgends Ruhe fanden, liefen in alle Winkel, bis sie hinfielen und starben. — Die dritten fielen in einen tiefen Schlaf, wachten dann auf, fingen aus der Brust zu röcheln an und starben sofort. — Die vierten wurden tob-süchtig, daß man sie bewachen und binden mußte.

Es wurden zur Verhinderung und Einschränkung dieser entsetzlichen Krankheit die strengsten Verordnungen erlassen. Tag und Nacht wurden alle Zugänge zu den Städten und Dörfern bewacht. Neben den Schlagbäumen hatte man Galgen errichtet, um diejenigen abzuschrecken, welche auf Umwegen in einen Ort gelangen wollten. Einzelne Ortschaften sperrte man durch tiefe Gräben ab. Vor den Thoren verpesteter Städte waren Märkte zur Versorgung mit Lebensmitteln und Arzneien errichtet. Die durch die Pest heimgesuchten Wohnhäuser mußten stets niedergehauen werden. Doch alle diese Maßregeln setzten der grausamen Pestilenz keine Schranke. Unsägliche Angst bemächtigte sich der Gemüther und trieb viele zur Flucht aus dem Lande. Man geriet auf die unsinnigsten Maßregeln und Schutzmittel. Als in Harzen, welches schon damals ein großes, volkreiches Dorf war, viele Menschen hingerafft wurden, rieten einige Leute als ein sicheres Mittel an: Man müsse einen an der Pest Verstorbenen ausgraben, und zwar einen solchen, an dem man einige Zeichen bemerken würde, daß er sich im Grabe zu fressen angefangen. Die Polen haben für einen solchen die Bezeichnung upior oder upierz = Vampyr.*) Es geschah; die Totengräber fanden aber keinen solchen. Endlich zerfleischten sie selbst eine Leiche und gaben ihn für einen solchen aus. Diesem wurde unter allerlei abergläubischen Ceremonien der Kopf abgeschlagen und dann der Körper nebst einem lebendigen Hunde in die Gruft geworfen. Das sollte die Pest vertreiben; doch raffte sie trotz des upierz im Dorfe 312 Personen hin. Es starben nach Ausweis der hiesigen Kirchenbücher in dem hiesigen Kirchspiel im Jahre 1709 nur 291 an der Pest, dagegen im nächsten Jahre 3229 Personen, in Summa 3520, und zwar in der Stadt 1111, Rehlen 215, Harzen 312, Roggen 19, Dgonken 108, Strengeln 173, Arziwiensken 139, Doviaten 119, Brosowken 91, Wenken 91, Pietrellen 139, Butschen 50, Paulswalde 123, Sobiechen 101, Wensowken 59, Dlschewen 190, Reußen 72, Rumeiten 18,

*) Helwig in den Breslauer Sammlungen 1722 S. 82.

Stulichen 59, Vorwerk 18, in den Gärtnerhäusern 39 Personen. In der Stadt wurden von der Pest hingerafft der Bürgermeister Thomas Anderson nebst Frau und Kind, der Diakonus Jakob Nebe, der Rektor Magister Johann Christian Helwing, der Kantor Korsey, sämtliche Lehrer, auch sämtliche Schüler. Die Müller mahlen nicht mehr, die Fleischer schlachteten nicht, die Bäcker backten nicht. Um die hiesigen Einwohner vor dem Hungertode zu retten, schickte die verwittwete Gräfin Marie Eleonore von Lehdorff geborene Gräfin von Dönhoff († 1720) (dritte Frau des berühmten Ahasverus von Lehdorff)



Die Wohlthäterin der Stadt Angerburg zur Pestzeit,
Gräfin von Lehdorff.

während der Pestzeit täglich eine vier-spännige Fuhr mit Lebensmitteln in die Stadt. Auch der hiesige Pfarrer Helwing, von dem wir noch später hören werden, nahm sich mit großer Selbstaufopferung der Kranken und Sterbenden an. Weil der hiesige Kirchhof die große Menge der Leichen nicht fassen konnte, wurde der bis auf den heutigen Tag so genannte „Pestkirchhof“ angelegt. — Wenn man nur von der Zahl der Geburten in den Vorjahren (166 durchschnittlich im ganzen Kirchspiel) einen Rückschluß auf die Bewohnerzahl des Angerburger Kirchspiels macht, so betrug diese vor der Pest ungefähr 3000 bis 3700 Seelen. Es blieben also im Kirchspiel ca. 150 bis 200 Personen übrig, welche die Pest verschont hatte. Sechs Personen in der

Stadt, welche die Schreckenszeit überstanden hatten, erreichten das seltene Alter von 100 bis 106 Jahren. Im Kirchspiel Ruten starben 1372 Personen, das Dorf Gassöwen wurde ganz menschenleer und blieb 27 Jahre lang unbewohnt. In's Bentheimer Kirchenbuch schreibt der Pfarrer Christoph Gregorovius ein: ANNO 1710 Von Majo an hat die Pest so heftig grassirt, daß im September schon fast keine Menschen übrig zu sterben waren, sonderlich vor diese Straffe Gottes, da Sie anfing die Leute zu greifen, da ist auch das liebe Korn im Felde geblieben und gar nichts worden. Im Angerburgischen und Sperlingschen Kammer-Ambt hat es so gegangen, daß in manchem Dorfe kaum 2 oder 3 Personen überfranket, daher nun auch die Königlichen Vorwerker sollen im Korn und Sommerfelde total fast ruiniert sein.“ Dem Schreiber obiger Zeilen riß des Todes Würgengel die Feder aus der Hand. „Ipse qui hos scripsit, peste obiit“, fährt sein Nachfolger Drigalski fort und berichtet, daß 2115 im Bentheimischen Kirchspiel von der Pest hingerafft sind. Das einzige Kirchspiel Engelstein blieb von der Pest verschont. Wenn man sich die trocknen Zahlen und Namen in unserem alten Kirchenbuch ansieht, kann man bei einigem Nachdenken manches tief erschütternde Drama herauslesen. Während der Tod die Menschenkinder fraß, erfaßte eine förmliche Heiratswut die Überlebenden. Heute trägt der Mann sein Weib und Kind in's Grab, morgen bringt er bereits eine andere in's Pfarrhaus, um Aufbietung bestellen. Am Traualtar fällt er von der Pest ergriffen nieder, sein Weib verscharrt ihn und steckt den Trauring, den sie der Leichenhand abgezogen, einem andern an die Hand, um bald selbst dahinzusinken. Tod und Hochzeit lagen mit einander in rasendem Wettstreit. Hatte die Zahl der Heiraten früher nur 20 bis höchstens 40 betragen, so heiraten im bösen Pestjahr selbst 97 und im nächsten

Jahre 88 Paare, alte und junge, eine Ziffer, die im hiesigen Kirchspiel in keinem Jahrhundert, selbst jetzt bei der dreifachen Bewohnerzahl erreicht ist. Ja alles, was am Leben geblieben war, that sich zusammen, um aus den geretteten Trümmern neue Familienbande zu knüpfen. Es waren von 600 000 Menschen, die vorher in Ostpreußen wohnten, 235 800, also über ein Drittel, hingerafft. Zum Gedächtnis jener graußigen Zeit ließ Pfarrer Drigalski in Kutten ergreifende Bilder an den Kirchenhören malen. Sie stellen den Tod auf jagendem Rosse mit der Sense dar, wie vor ihm alt und jung in's Grab sinkt.

Hören wir von den merkwürdigen Erlebnissen des Pfarrers Drigalski im Pestjahr. *) Im Dorfe Kutten starben die meisten Bewohner oder entflohen vor der Pest, so daß zuletzt der Pfarrer Drigalski, sein kleines Söhnchen und ein Knecht übrig blieben; seine Frau, die andern Kinder und Gesinde waren auch dahingerafft. Da man für die vielen Leichen keine Särge beschaffen konnte, so ging der Pfarrer mit seinem Knecht in die Häuser, nahmen die Verstorbenen sammt ihren Betten und versenkten sie in eine Sandgrube. Die Ställe wurden geöffnet, und die Haustiere groß und klein in die Felder gelassen. Das Getreide verdarb auf dem Felde und das Obst auf den Bäumen, weil niemand da war, der sich um die Ernte kümmerte. Gegen den Herbst ging der Pfarrer mit seinem Knecht auf's Feld, um ein eingezäuntes Roggenfeld, das vom Vieh noch nicht zertreten war, abzuhaufen. Das Korn fuhren sie ein, Pfarrer und Knecht drofchen es aus und mahlten es auf einer kleinen Handmühle. Da für Brod gesorgt war, wollte der Pfarrer auch für die drei Menschen Salzfleisch zum Winter haben. Aus alter Gewohnheit kam ein Ochse jeden Abend auf den Pfarrhof, der, wie alles ohne Aufsicht in den Getreidefeldern umherirrende herrenlose Vieh von der überreichen Weide sehr fett geworden war. Pfarrer Drigalski befahl dem Knecht ihn einzusperrn, damit er am andern Morgen früh geschlachtet würde. Mit Anbruch des Tages, als noch das kleine Söhnchen des Pfarrers im Schlafe lag, band sich der Pfarrer eine Schürze um und ging mit dem Knechte an seine Fleischerarbeit. Als er bereits den Ochsen abgezogen hatte und das Fleisch zu zerlegen begann, hörte er plötzlich hinter sich das ängstliche Geschrei und Weinen seines kleinen Sohnes, welcher mit aufgehobenen Händen und ängstlichem Gesicht auf den Hof gelaufen kam. — „Mein Sohn, was fehlt dir? hast du auch schon die Pest?“ — rief der geängstigte Vater auf das Kind zuweilend. Lange konnte der Junge vor Weinen nicht reden, endlich brachte er schluchzend hervor: „Ich habe immer gedacht, mein Vater ist der Herr Pfarrer — nun ist er ein Fleischer geworden!“ — Es kam dem Pfarrer sehr zu statten, daß er als Sohn eines Landmanns — (sein Vater war der kurfürstliche Landeschöppe Johann Drigalski in Grunden gewesen) — die Arbeiten auf dem Felde, in der Scheune und im Hause von Kindheit an kannte und jetzt in der Not auszuführen verstand. Nur das Kochen und Waschen wollte ihm schlecht gelingen. Das Fleisch des Ochsen wurde zum größten Teil eingesalzen und von dem Talg Lichte gezogen.

Nachdem die Wintervorräte besorgt waren, ging Drigalski an einem freundlichen Herbsttage nach dem nahe gelegenen Gute **Przytullen**, um nachzusehen, ob von den Bewohnern desselben noch jemand am Leben wäre. Als er durch den Garten auf das Haus zuging, erblickte er am Ende eines langen Ganges eine ihm unbekannt in Seide gekleidete mit goldenen Ketten geschmückte vornehme Dame in einer Laube sitzen. Drigalski säuberte sich, wischte den Schmutz von den Schuhen, nahm den Hut unter den Arm und näherte sich der fremden Dame, um sie höflich zu begrüßen. Diese aber, als sie durch das Rascheln der welken Blätter aufmerksam gemacht, sich umsah, erschrock beim Anblick

*) Kollektionen des Präsentors E. Anderson in Popellen, eines Nachkommen des Pfarrers Drigalski

des Pfarrers und wollte fliehen. Da erkannte Drigalski in der fremden vornehmen Dame die Gänsemagd des Guts, welche von allen Bewohnern des Guts allein übrig geblieben war. — „Dirne, Dirne!“ sagte der Pfarrer sehr ernst zu ihr, „was treibst du für Hochmut zu einer Zeit, wo der Tod dir so nahe getreten ist?“ Die Gänsemagd hatte in Keller und Speisekammer Vorräte zu ihrem Lebensunterhalt seit mehreren Wochen vorgefunden, sich die besten Kleider und goldenen Schmucksachen ihrer verstorbenen Herrschaft angelegt und lebte so sorglos und einsam im verödeten Herrenhause. Drigalski nahm die Wertsachen und vorgefundenen Papiere, versiegelte sie, verschloß dann das Haus und übergab alles den Verwandten der verstorbenen Herrschaft. Die Gänsemagd nahm er in's Pfarrhaus mit, wo ihm ihre Hilfe bei weiblichen Arbeiten sehr erwünscht war.

Die tiefverzweifelte Stimmung der Gemüther in jenen Tagen schildert uns ein altes Pestlied, das aus dem polnischen in's litauische Gesangbuch übergegangen ist. Die Uebersetzung desselben*) lautet:

O Christe, deine Güte ist aus,
Der Zeiten Schwere bricht heraus.
Die Sünden haben uns verstört,
Daß unser Herz zu dir sich kehrt.

Auf jedem Plätzlein Schreck und Leid,
In jedem Herzlein Traurigkeit.
Der Große klagt, der Kleine zagt,
Daß deine Hilfe ihm versagt.

Wohl haben wir gesündigt schwer,
Dein scharf Gericht verachtet sehr,
Jetzt trifft uns Sünder dein Gericht,
Jetzt achtest du auch unser nicht.

Die wilde Pest heert weit und breit.
Mit Leichen ist die Welt bestreut.
Schon manchen Toten deckt kein Grab,
Der's graben wollt, sank selbst hinab.

Bekleidet auf dem Felde liegt
Der Leichnam, bis der Hund ihn kriegt,
Verzweifelt wirft den Raben gleich
Das liebe Kind man in den Teich.

Das Elternpaar liegt auf der Bahr,
Verwaiset steht der Kinder Schaar,
Sie weinen sich die Augen rot,
Vergehn in Frost und Hungersnot.

Sie tasten mit den Händchen klein
Nach Väterchen und Mütterlein,
Sie fodern weinend Milch und Brot:
Die Mutterhand bleibt kalt und tot.

Das Söhnchen hört der Vater nicht,
Kein Wort die tote Mutter spricht,
Doch faßt der Säugling unbewußt
Noch an die kalte Mutterbrust.

*) Uebersetzung von Pfarrer Marold und A. Rogge in der Geschichte des Kreises Danneberg.

Am Tage scheucht uns Winseln auf,
Geheul durchbricht der Nächte Lauf.
Wer noch am Leben ist, verzagt
Und wird von düst'rer Angst geplagt.

Hier preßt die Krankheit Seufzer aus,
Dort bricht blitzschnell der Tod ins Haus,
Entreißt im Flug die deinen dir;
Denn sein kann keiner warten hier.

Die Pest entrafft das Weib dem Mann
Und trauet sie dem Tode an,
Verschlingt die schönen Kindelein,
Als wären sie Waldbeerelein.

Sie raubt den Mann, den Knecht, die Magd
Auch auf den Letzten macht sie Jagd,
Sie läßt die Hütten wüßt und leer,
In vielen bleibt nicht Einer mehr.

Wenn dir das Aug im Tode bricht,
So kennst du deinen Erben nicht,
Was du erwarbst mit Schweiß und Blut,
Kommt deinen Kindern nicht zu Gut.

In Eile reißt der Tod dich fort,
Bergönnt dir nicht ein letztes Wort,
Die Augen schließtest du in Ruh,
Der Tod schließt dir die Lippen zu.

Die Menschen schwärmen auf dem Feld,
Ohn Raft und Ruh ist alle Welt.
Der Bruder flieht den Bruder scheu,
Und Keiner bleibt dem Andern treu.

O grauser Tod, o große Not!
Das harte Herz kennt kein Gebot,
Jetzt läßt die Seel das Erdenkleid,
Wo findet sie Barmherzigkeit?

In der Propheten Schriften war
Längst prophezeit das Unglücksjahr,
Klein macht der große Gott die Welt,
Weil ihm der Sünder nicht gefällt.

Er sieht viel Bosheit, wenig Treu;
Drum häufen Krieg und Pest sich neu,
Die guten Tage gehen ein
Bald bricht der jüngste Tag herein.

Die Stund ist da, erwachet drum!
Seht nach dem rechten Weg euch um,
Verbetet Gottes grimmen Zorn,
Erneut das Herz im Gnadenborn!

O Jesu Christe halte Wacht,
 Und hab auf unsre Thränen acht,
 Verscheuch die Pest vom Erdenrund
 Und mach dein armes Volk gesund!

Das Pestunglück in unserer Provinz hatte man dem Könige Friedrich I zu verheimlichen gesucht. Am Staatsruder stand damals jenes unheilvolle Ministerium, dessen Mitglieder man nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens „die drei Wehen“ zu nennen pflegt (Wartenburg, Wittgenstein, Wartensleben). Das entsetzliche Elend unserer Provinz gab aber dem energischen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm I Veranlassung, diese drei Wehe-Minister, zu stürzen und dem wüsten Lande aufzuhelfen. Sobald er den Thron bestiegen, rief er einige Hundert Familien aus der Schweiz hierhin. Diese Kolonisten sprachen nur französisch, waren reformiert und hielten sich lange Zeit streng geschieden von den übrigen Mitbewohnern. Sie konnten sich in die hiesigen Verhältnisse wenig hineinsinden, fühlten sich in der ostpreussischen Wildnis nicht wohl und scheuten die schwere Arbeit, welche ihnen der Anbau des wüsten Landes auferlegte. Viele zogen wieder fort. Einige derselben blieben, und ihre Namen, Ignoé, Gefrois, Touffaint, de la Terrasse u. a. m. findet man noch heute in hiesiger Gegend. Seit 1724 verpflanzte der König Leute aus Nassau, Oldenburg, der Pfalz und dem Halberstädtischen in unsere Provinz. Auch von diesen ließen viele bald von den ihnen geschenkten Grundstücken fort und überließen ihr Gehöft den Wölfen. Erst die Einwanderung der Salzburger half dem wüsten Lande in erfolgreicher Weise wieder auf, wie schon oben (S. 31) eingehender berichtet ist.

Seit dieser graufigen Seuche ist nie wieder ein so furchtbares Sterben unter den Menschen gewesen, obwohl es auch später an verheerenden Krankheiten nicht gefehlt hat. In unserem Jahrhundert war die Cholera dreimal uns ein unheimlicher Gast, nämlich 1831, 1837 und 1856; auch der Typhus raffte 1868 viele Menschen hin, aber die dreimalige Cholera und der Typhus haben zusammen nicht so viel Personen getötet, als die eine Pest 1710. (In der Stadt starben in den drei Cholerajahren 269, 198 und 306, im Typhusjahr 242 Personen, also im ganzen 1015 bei einer dreimal so großen Bewohnerzahl gegen 1111, welche die Pest 1710 hingerafft.)

Der Gesundheitszustand der Menschen hat sich in diesem Jahrhundert gegen das vorige bedeutend gebessert, das Lebensalter ist durchschnittlich weit höher als vor hundert Jahren. Vergleichen wir zum Beispiel das durchschnittliche Lebensalter der hiesigen Stadtbewohner in den letzten 6 Jahren mit dem entsprechenden Durchschnittsalter vor 100 Jahren, so erhalten wir folgende Uebersicht: Es betrug in der Stadt Angerburg das Durchschnittsalter der Verstorbenen

im Jahre 1781 = 16	Jahre	im Jahre 1881 = 39 $\frac{1}{2}$	Jahre
" " 1782 = 26	"	" " 1882 = 28 $\frac{1}{2}$	"
" " 1783 = 21	"	" " 1883 = 29 $\frac{1}{2}$	"
" " 1784 = 28	"	" " 1884 = 34	"
" " 1785 = 16	"	" " 1885 = 27	"
" " 1786 = 18	"	" " 1886 = 34 $\frac{1}{2}$	"
im ganzen Zeitraum 20 $\frac{5}{6}$	"	im ganzen Zeitraum 30 $\frac{5}{6}$	"

Diese Uebersicht sagt uns also mit andern Worten: In den letzten 6 Jahren haben die hiesigen Stadtbewohner durchschnittlich 10 Jahre länger gelebt, als die Leute vor 100 Jahren. Auch die Sterblichkeit hat in diesem Jahrhundert bedeutend abgenommen. Während in den Jahren 1781—1786 in der Stadt bei einer Bewohnerzahl von 2213 während einer Periode, in der keine ansteckende Krankheit herrschte,

688 Personen starben, sind in einem ebenso langen Zeitraum 1881—1886 bei der doppelten Bewohnerzahl von 4500 Seelen nur 655 Personen gestorben. Ebenso günstig für die Neuzeit fällt ein Vergleich in Bezug auf die Zahl der in hochbetagtem Alter Verstorbenen aus. Es erreichten von den Verstorbenen in der Periode 1781—1786 ein Alter von 70 bis 100 Jahren 57 Personen, also 8 Prozent, während in den Jahren 1881—1886 im ganzen 83 Personen zwischen 70—100 Jahren, also 12 Prozent, verstorben sind. Zu einem ähnlichen Resultat gelangen wir, wenn wir unserem Vergleich in Bezug auf das Lebensalter nicht den kurzen Zeitraum von 6 Jahren, sondern ein ganzes Jahrhundert zu Grunde legen, wie folgende Tabelle*) zeigt:

Es sind in der Stadt Angerburg gestorben:

Zeitraum	im Alter von 70 bis 79 Jahren	im Alter von 80 bis 89 Jahren	im Alter von 90 bis 99 Jahren	im Alter von 100 bis 110 Jahren	S u m m a aller Verstorbenen.
Zm 18. Jahrhundert v. J. 1700—1800	300*	200*	39	6	9165
Zm 19. Jahrhundert 1801—1886	580	254	33	8	10129
S u m m a	880	454	72	14	19294

„Das Menschenleben währet 70 Jahre und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“, sagt der Psalmist. Auch die trockenen Zahlen in obiger Tabelle bestätigen diese Wahrheit. Auf die Höhe von 80 Jahren und darüber steigen nur wenige. Aber doch fehlt es selbst nicht an solchen, welchen Gottes Gnade ein erfreuliches Übermaß von Lebenslänge zumißt. Unter 268 Sterbenden fand sich durchschnittlich einer, an dessen Thür der Tod 90 bis 99 Jahre vorübergegangen. Man sollte vermuten, das wäre einer von denjenigen, die wenig Not und Sorge im Leben gehabt, die ihren Leib gut gepflegt. Mit nichts. Unter den 72, die 90 bis 99 Jahre alt geworden sind, finden sich nur 5 aus wohlhabenden Ständen, alles übrige sind Arbeiterwitwen, Wöchnerinnen, Nachtwächter, pensionierte Stadtdiener, ja Bettler u. s. w. Frauen erreichen in der Regel ein höheres Alter als Männer. Unter jenen 72 sind 40 Frauen und 32 Männer. Ganz besonders erregen diejenigen unsere Aufmerksamkeit, welche 100 Jahre und darüber alt geworden sind, weshalb sie hier namentlich aufgeführt werden.

Zm 18. Jahrhundert:

1. Andreas Milat starb 1723 im Alter von 106 Jahren,
2. Hans Niklas " 1724 " " " 102 " ,
3. Die alte Zwarowsche " 1843 " " " 103 " ,
4. Nikolaus Brand " 1753 " " " 100 " ,
5. Der alte Cherubin " 1753 " " " 100 " ,
6. George Zmlauff, ein aus Nassau Eingewandter, starb 1783 im Alter von 106 Jahren. Er hatte erst im Alter von 40 Jahren geheiratet; als er starb, war seine neunte Tochter, die das Begräbnis bestellte, 49 Jahre alt.

Zm 19. Jahrhundert:

1. Michael Beeck starb 1800 im Alter von 100 Jahren,
2. Fleischer Christian Hofmann starb 1803 im Alter von 102 Jahren,

*) Die Anstellung obiger Tabelle hat große Schwierigkeiten gemacht, zumal da die Totenregister im Anfang des 18. Jahrhunderts viele Lücken haben und in vielen Fällen die Angabe des Lebensalters fehlt. Daher mußte sich der Verfasser begnügen, wenn er auf Grund der Kirchenregister nur eine annähernd richtige Zusammenstellung erreichte und hat daher da, wo Genauigkeit nicht zu erzielen war, dies mit * bezeichnet.

3. Die Tischlerwittwe Catherine Fenz geborne Clausß starb 1817 im Alter von 106 Jahren,
4. Die Wirtswittwe Ester Pasternack geborne Rudzinski starb 1824 im Alter von 101 Jahren,
5. Die Wittwe Luise Graetin starb 1825 im Alter von 100 Jahren,
6. Die Wittwe Elisabeth Auskulat geborne Petrat starb 1828 im Alter von 104 Jahren,
7. Die Wittwe Marie Strehlau geborne Kets, Frau des Thorschreibers starb 1846 im Alter von 102 Jahren,
8. Die Wittwe Catherine Rosenfeld starb 1839 im Alter von 100 Jahren.

Im vorigen Jahrhundert waren es also in der Stadt 4 Männer und 2 Frauen, die länger als 100 Jahre des Lebens Bürde trugen, in diesem Jahrhundert dagegen waren es 6 Frauen und 2 Männer.

In der Angerburger **Land**gemeinde haben seit den letzten hundert Jahren sogar 16 Personen das Alter von 100 bis 106 Jahren erreicht, und zwar 3 aus Thiergarten (Michael Schibilla 104 Jahre alt † 1763, Barbara Spieß 106 Jahre alt † 1771, Christian Läser 100 Jahre alt † 1779); 3 aus Haarzen (die Ortsarme Mine Dlschewski 104 Jahre alt † 1837, der Altsitzer Michael Scheller 100 Jahre alt, † 1848, Regine Matheika 102 Jahre alt † 1870); 2 aus Kehlen (Johann Rudnik 103 Jahre alt † 1828 und Wittwe Luise Noga 100 Jahre alt † 1850); eine Person aus Rumeiten (Regina Skunina 100 Jahre alt † 1879); eine Person aus Wensowken (das Bettelweib Wiverns 101 Jahre alt † 1801); eine Person aus Wilkowen (Johann Gomm 101 Jahre alt † 1802); eine Person aus Miltthalersberg (Marie Schreiber 103 Jahre alt † 1809); eine Person aus Stulichen (Eva Riemann 102 Jahre alt † 1881.)

Durch ein sehr hohes Alter seiner Bewohner hat sich von jeher das Dorf Prinowen ausgezeichnet. Aus vorigem Jahrhundert ist hier der alte Andreas Luszig zu nennen, der 1813 im Alter von 103 Jahren starb. Aus neuester Zeit ist das Gnathsche Ehepaar zu erwähnen: sowohl Mann als auch Frau sind 103 Jahre alt geworden. Im Jahre 1803 heiratete der Grundbesitzer Michael Gnath aus Prinowen seine Liebste, die Luise Nekitta aus Klein Strenzeln. Er war bereits 37 Jahre alt, als er Hochzeit machte; sie hatte ein Alter von 18 Jahren. 66 Jahre lebten beide in glücklicher Ehe und zeugten 12 Kinder. Beide sprachen nur polnisch, lebten sehr mäßig, hatten allezeit einen guten Appetit zum Essen und waren fast nie krank. Im Alter von 90 Jahren ging der alte Gnath noch auf Fischerei. Der Tod trennte das alte Pärchen im Jahre 1868. Die zurückbleibende Wittve lebte aber noch 19 Jahre und starb erst vor wenigen Tagen am zweiten Februar dieses Jahres, ebenfalls wie ihr Mann im Greisenalter von 103 Jahren diese Welt verlassend. Zuerst war sie Altsitzerin bei ihrem Sohne, der bereits 75 Jahre alt ist, dann, als dieser das Alterteil erwählte, lebte sie im Altsitzerstübchen mit ihrem Sohn beim Enkel.

Trotz dieser stattlichen Zahl von steinalten Personen zeigt sich in der hiesigen Landgemeinde die auffallende Erscheinung, daß in diesem Jahrhundert das Durchschnittsalter hinter demjenigen der hiesigen Stadtbewohner weit zurückbleibt. Nach einer vom hiesigen Landpfarrer Skierlo aufgestellten Berechnung hat das Durchschnittsalter der Verstorbenen in der Landgemeinde in den Jahren 1761—75 $23\frac{7}{10}$ Jahre, hundert Jahre später in gleichem Zeitraum $23\frac{6}{10}$ Jahre betragen, während wir in der Stadt, wie oben gezeigt ist, einen Fortschritt von $20\frac{5}{6}$ zu $30\frac{5}{6}$ Jahren bemerkt haben. Die Lebensweise der Landleute hat sich seit hundert Jahren wenig geändert. Dagegen in der Stadt ist vieles anders geworden. Verdienst, Nahrung, Verpflegung ist auch bei den ärmeren Klassen gegen früher besser. Vornehmlich scheint mir hierin ein glänzendes Zeugnis für die Ärzte und ihre Kunst zu liegen. Während im vorigen, ja noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ärzte in kleinen Städten keine Nahrung fanden, da niemand sich ihrer Hilfe bediente, ruft jetzt

in der Stadt auch der Ärmste in der Not den Arzt zu sich. Von Landleuten wird auch heute noch der Arzt nur von den Wohlhabenden, von Armen aber in sehr seltenen Fällen in Anspruch genommen. Als ein großer Segen für die Menschen hat sich auch das Impfen der Kinder bewährt. Wie schrecklich haben in früheren Zeiten die Blattern und schwarzen Pocken gewüthet! Im vorigen Jahrhundert findet man in den hiesigen Sterberegistern kaum ein Jahr, in welchem nicht eine große Zahl von Menschen an den Pocken gestorben ist. Zuletzt hauste diese schreckliche Krankheit bei uns im Jahre 1863 und raffte aus der Landgemeinde 69, aus der Stadt 29 Menschen hin. Die mit Pockenarben gekennzeichneten Gesichter, die man früher so häufig sah, sind jetzt bekanntlich nur selten anzutreffen. Gott sei Dank, daß Er es dem Menschengeschlecht gelingen läßt, immer mehr Heil- und Schutzmittel gegen das zahllose Heer von Krankheiten und Seuchen zu finden, womit Gevatter Tod das arme Erdengeschlecht ängstigt und plagt!



Kapitel 11.

Der Probst Magister Georg Andreas Helwing.

Auf dem hiesigen Kirchenberg liegt unter schattigen Lindenbäumen vor dem Superintendentenhanse ein in der Mitte geborstener, alter, verwitterter, mit Moos bewachsener Reichenstein. Er deckt die Gebeine eines berühmten Mannes. Es ist der Magister **Georg Andreas Helwing**. Ihm räumt sein Biograph, der Medizinalrat Hagen in Königsberg, den ersten und vorzüglichsten Platz unter allen Naturforschern Preußens ein, auch wissen alte Geographiebücher sonst nichts Denkwürdigeres von Angerburg zu erwähnen, als daß es Helwings Geburtsort ist. Er ist in der That ein Mann, auf den unsere Stadt stolz sein kann. Sein Ruhm als scharfsinniger Forscher, fleißiger Sammler der verschiedensten naturhistorischen Gegenstände und als fruchtbarer Schriftsteller reichte seiner Zeit weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Man nannte ihn den „preußischen Plinius.“ Seine Verdienste um die Wissenschaften waren so bedeutend, daß er 1709 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Der Dichter

Gottsched erwähnt seiner in mehreren seiner Gedichte. Eine in Japan wachsende Pflanze ist nach seinem Namen *Helwingia rusciflora* benannt. Vornehme Eltern aus Königsberg brachten ihre Söhne nach Angerburg, um unter Helwings Anleitung botanische Studien zu machen. Mit der sorgfältigsten Mühe hatte er zahlreiche Sammlungen der seltensten Naturalien zusammengebracht, welche die Bewunderung des preussischen Königs Friedrich Wilhelm I und des polnischen Königs Stanislaus erregten. Letzterem gefiel die Mineraliensammlung Helwings so sehr, daß er sie ihm abkaufte. Helwing war der erste, der Pflanzen kunstmäßig zu einem sogenannten Herbarium oder Kräuterbuch trocknete. Vor seiner Zeit hat man nur 761 einheimische Pflanzen gezählt, er fand und sammelte die doppelte Zahl Pflanzen. So legte er mehrere Herbarien an, die aus 5 bis 6 Folio-bänden bestanden. Eins davon befindet sich in der Königlichen Bibliothek in Dresden, eins in Petersburg. In Königsberg befinden sich drei Herbarien von Helwing, eins auf der Königlichen Schloßbibliothek, das zweite auf der Stadtbibliothek, das dritte besaß seiner Zeit der Medizinalrat Hagen. Von den sehr vollständigen Sammlungen von Vogeleiern ist eine in die Gallerie nach Dresden, die andere nach Baireuth gekommen.

In Dorfe Stulichin besaß Helwing ein kölnisches Gut von 4 Hufen, auf welchem er einen herrlichen botanischen Garten einrichtete, wovon leider keine Spur mehr zu sehen ist. Er machte Versuche, die merkwürdigsten ausländischen Pflanzen aus dem Morgenlande hierher zu verpflanzen, um zu erfahren, wie sie in hiesiger Gegend gedeihen. So blühten unter Helwings Pflege in der Damerau als auch im hiesigen Superintendentengarten eine Fülle ausländischer Gewächse. Noch heute ist die Damerau der ergiebigste Fundort seltener Pflanzen. In den Jahren 1717 und 1718 prangten in seinem Garten mehr als 30 Gattungen der schönsten ausländischen Blumen. Die mächtigen schattigen Bäume auf dem hiesigen Kirchenplatz sind von Helwings Hand in der Pestzeit gepflanzt.

Man gewinnt aber diesen Mann noch weit lieber, wenn man sein Leben näher kennen lernt. Er stammte aus einer alten Angerburger Mälzenbräuerfamilie. Sein Großvater hatte neben Landwirtschaft und Brauerei das Amt eines Stadtrichters verwaltet. Sein Vater war der hiesige Pfarrer Andreas Helwing, welcher Katherina, seines Amtsvorgängers, des Magisters Uriel Bertram Tochter geheiratet hatte. In der Nacht des 14. Dezember 1666 zwischen 11 und 12 Uhr zu Angerburg geboren, empfing er nach sechs Tagen die heilige Taufe. Sein Vater vergaß sein eignes Kindlein ins Kirchenbuch einzuschreiben. Die bösen unruhigen Zeiten mochten daran schuld gewesen sein. Er hat sich erst selbst später ins Kirchenbuch nachträglich eingeschrieben. Über seinem Taufbecken reichen sich Armut und Reichtum einträchtig die Hand. Neben dem Herrn Oberstlieutenant von Auer und dem Herrn Grafen von Schlieben steht die „alte Willudische“ als Pate. Das Kind erhielt den Namen Georg Andreas. Später wußte der berühmt gewordene Magister die ersten Anfangsbuchstaben seines Titels und Namens so schön zu deuten. M. G. A. H. heiße: „Mea Glorificatio Animi Humilatio“, d. i. „Mein Ruhm ist der Seele Demut.“ In der Angerburger lateinischen Schule empfing er seinen ersten Unterricht. Die Zöglinge der Schule erlangten die Reise für die Universität. Auch die Naturwissenschaften fanden neben den alten Sprachen im Lehrplan eingehende Beachtung. Der damalige Rektor wußte in dem mit großen Geistesgaben be-anlagten Knaben schon frühe innige Neigung für die Pflanzenkunde zu erwecken. Er nahm ihn oft auf seine Spaziergänge nach dem Wäldchen mit, welches Damerau heißt, und sammelte mit ihm Kräuter. Die Damerau blieb auch später Helwings Lieblingsplatz, auf dem er die auf seinen Reisen gesammelten Kräuterfamen austreute. Zur weiteren Ausbildung schickte ihn sein Vater auf die Löbenichtische gelehrte Schule in Königsberg, aus der er 1684, also 18 Jahre alt, zur Universität entlassen wurde. In

Königsberg hörte er nun theologische und philosophische Vorlesungen. Eine Disputation, welche er schon nach 2 Jahren über das Thema: „An et in quantum mores hominum sequantur naturam temperamentum“ hielt, fand so viel Beifall, daß ihm die philosophische Magisterwürde angetragen wurde; Helwing jedoch lehnte diese Ehre ab, weil er noch auf andere Universitäten gehen wollte, wo er als einfacher Student billiger und bequemer zu leben hoffte. Im Frühling 1687 fuhr er zu Schiff nach Kolberg, von hier nach Wittenberg. Auf dieser berühmten Lutheruniversität studierte er ein Jahr, ging dann nach Leipzig, lernte die dortigen Professoren kennen, besuchte die merkwürdigsten Gegenden und Städte Sachsens und studierte dann in Jena. Hier nahm er die Magisterwürde an und trat in ein inniges Freundschaftsverhältnis zu Wedel, dem dortigen Professor der Botanik. Wedel nahm ihn in sein Haus und an seinen Tisch. Hier fühlte sich Helwing so wohl, daß er später oft zu sagen pflegte, es sei diese Zeit eine der glücklichsten seines Lebens gewesen. Oft ließ sich der Professor vom jungen Magister in seinem Amte vertreten und überließ ihm die Studenten, mit welchen Helwing weite Ausflüge machte, um Pflanzen zu suchen. Wedel überredete den jungen Helwing, sein theologisches Studium aufzugeben und sich ganz der Botanik und Medicin zu widmen. Doch dieser wollte einen so wichtigen Schritt nicht ohne Einwilligung seines Vaters thun. Die väterliche Zustimmung jedoch blieb aus, vielleicht zum Glück für den Sohn. War es doch ein recht kummervolles Leben, das damals viele Universitätslehrer führten, wenn sie nicht, was nur wenigen glückte, eine Stelle mit Gehalt erlangten. Der als Naturforscher ausgezeichnete Professor Carl Heinrich Rappolt in Königsberg war in der Blüte seiner Jahre aus Kummer und Gram über Nahrungslosigkeit gestorben. Helwing beschäftigte sich daher fortan um so fleißiger mit der Theologie und trieb die Naturwissenschaft nur als Nebensache. Er verließ alsbald das Haus seines Gönners und begab sich auf Reisen. Sein Weg führte ihn durch Deutschland, Holland und Italien. In Leiden hielt er sich ein ganzes Jahr im Hause des berühmten frommen Arztes Borchawe auf, der ihm beim Abschied sagte, daß er einmal ein berühmter Gelehrter werden würde. In Venedig lernte Helwing italienisch. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er in Jena an der Universität unter vielem Beifall philosophische, mathematische und theologische Vorlesungen. Da traf ihn im Jahre 1691 die Nachricht, daß er auf Antrag seines Vaters zum Gehilfen desselben im Pfarramte vom Konsistorium bestimmt sei und sofort sich zu seiner Gemeinde nach Angerburg verfügen solle. Vom Konsistorium geprüft, wurde er am 28. October 1691 vom Rastenburger Erzpriester Zester in sein Amt eingeführt. Von jetzt an gehörte Helwing mit allen seinen Kräften und Gaben der hiesigen Gemeinde an. Er stand seinem Vater in der Verwaltung des geistlichen Amtes auf das treueste bei, bis dieser im Jahre 1705 starb, und er die Stelle allein hatte. So ausgezeichnet war seine Amtsführung, daß ihn König Friedrich Wilhelm 1725 zum Erzpriester und Probst ernannte und für ihn die Angerburger Superintendentur einrichtete mit folgenden Kirchen des Angerburger und Bögener Hauptamtes: Angerburg, Buddern, Bentheim, Engelstein, Grabowen, Gurnen, Rutton, Kruglanken, Bögen, Milken, Rhdzewen, Rosengarten, Stürlack. Im Jahre 1693 heiratete er die einzige Tochter des berühmten Professors der Mathematik und Astronomie, Concius in Königsberg. Wie beliebt und verehrt er in seiner Gemeinde war, ersieht man daraus, daß die hiesigen Bürger unter Zustimmung des Magistrats bei der Heimführung seiner jungen Frau Ehrenpforten vom Thore, durch welches er heimkam, bis zur Pfarrwohnung errichteten und unter Vivatrufen ihn bis dahin begleiteten. Diese Liebe und Verehrung seiner Gemeinde verdiente Helwing in vollstem Maße. Er hatte ein freundliches, sanftmütiges und leutseliges Wesen gegen jedermann, dabei war er doch voll Würde und Ernst. Die ihm Untergebenen zitterten vor ihm bei Vernachlässigung ihrer Pflichten. In seinem Hauswesen sowie bei

Erziehung seiner Kinder war er sehr strenge. Einen seiner Söhne, der ihm nicht ganz folgen wollte, gab er unter das in Angerburg stehende Kürassierregiment und ließ ihn so lange unter der strengen militärischen Zucht des Generals von Ratt, bis er deutliche Zeichen seiner Besserung gab, und dann erst die Erlaubnis zum Studium erhielt. Mit welcher Hingabe an sein geistliches Amt er unter seiner Gemeinde waltete, hat sich besonders in der Pestzeit gezeigt. Da war er seiner Gemeinde Leib- und Seelenarzt zugleich. Er besuchte die Pestkranken, tröstete sie nicht blos, sondern reichte ihnen auch unentgeltlich Arznei und Lebensmittel. Er berichtet, daß sich besonders die Wurzel der Waldangelik (*angelica sylvestris*) als vorzügliches Arzneimittel gegen die Pest erwiesen habe. Als Schutz gegen die Seuche hielt er stets ein Stückchen Angelikwurzel im Munde, wusch auch die Hände in Spiritus, in welchem diese Wurzel aufgelöst war. Bald wurde diese Wurzel im ganzen Lande so sehr gesucht, daß nach der Pest kaum eine Wurzel im Lande gefunden werden konnte, bis sie sich nach einigen Jahren wieder in allen Gegenden ausbreitete. Da besonders auf dem Lande, wo es noch keine Polizei gab, die Leichen unbeerdigt blieben und die Luft verpesteten, begab sich Helwing, nachdem er von seiner Familie für den Todesfall Abschied genommen hatte, in Begleitung eines Knaben auf die Dörfer, um die Leichen zu versenken. In seinem Hause, welches aus 15 Personen bestand, verlor er nur ein einziges Kind an der Pest. Als sich nämlich die Pest in der Stadt zu zeigen anfing, schickte er seine Familie schnell auf sein Landgut nach Stulichen, um die reine Luft zu genießen. Zu spät erfuhr er jedoch, daß die Pest auch in Stulichen ausgebrochen war, worauf er seine Familie zurückrief, aber das eine Kind durch die Seuche verlor. Er hielt die ganze Zeit der Pest hindurch aufs strengste darauf, daß alle Personen aus seinem Haushalt täglich ihre Kleider wechselten. Die abgelegten Kleidungsstücke wurden auf dem Kirchhof in die Luft gehängt und mit Wachholder, Tabak und Wermut geräuchert. Überhaupt hielt Helwing den Wermut für ein so vorzügliches Schutzmittel gegen viele Krankheiten, daß er die jungen Blätter dieser Pflanze in einem Eierkuchen backen ließ und täglich des Morgens nüchtern genoß. Aber auch andere Leute unterrichtete er gerne in der Sammlung von Heilkräutern und deren Anwendung. Sehr oft besuchte er die Dgonkense Heide und nahm mehrmals aus dem Dorfe einige lernbegierige Einwohner mit, denen er die zur Arznei tauglichen Kräuter zeigte und Anweisung gab, wie sie zu gebrauchen wären. Oft machte er aber auch weite und beschwerliche Wanderungen zu Fuß nach Johannisburg, wo sein Schwiegersohn Christoph Pisanski Prediger war. In der großen Johannisburger Forst streifte er oft tagelang von morgens bis zum Abend nach Pflanzen herum. Einst hätte ihm ein solcher Spaziergang sehr gefährlich werden können, wenn der ihn begleitende Bauer nicht ein geladenes Gewehr mit sich geführt hätte. Er traf in dieser Forst einen Platz, wo die Kaiserkronen und Narzissen blühten, und indem er weiter ging, entdeckte er Spuren von Gebäuden, so daß er sich überzeugte, daß diese Blumen nicht einheimisch, sondern einst von Menschen dahin gepflanzt waren. Der Warnungen seines Führers nicht achtend, ging er immer tiefer in den Wald hinein. Da springt plötzlich auf ihn ein Bär aus dem Hinterhalt und hätte ihn zerrissen, wenn sein Begleiter das Tier nicht durch einen glücklichen Schuß getötet hätte. — Ein ander Mal ging er mit einem Knecht in den Wald, um das Nest eines selten großen Falken oder Habichts, von dem er gehört hatte, aufzusuchen; denn seinen Sammlungen hätte er so gerne auch noch Habichtseier hinzugefügt. Er fand glücklich den Baum und das Nest des abwesenden Raubvogels. Der Knecht bekam die Anweisung, hinaufzuklettern und die Eier aus dem Neste zu holen; als aber dieser das Nest erreicht hatte, kam der Habicht zurück und schlug mit seinen Flügeln und Krallen so heftig auf den Menschen los, daß er in Lebensgefahr kam. Helwing stand der Angstschweiß auf der Stirn, als er dieses fürchterliche Schauspiel ansah. Tief bereuend, um

seiner Liebhaberei willen einen Menschen in Lebensgefahr gestürzt zu haben, fiel er auf seine Kniee und flehte zu Gott um Hilfe in der Not. Glücklicherweise gelangte der Knecht wieder vom Baume herunter. Doch es schien dem eifrigen Naturforscher zu hart, jetzt so nahe am Ziel unverrichteter Sache nach Hause gehen zu sollen. Er hieß daher den Knecht nochmals und diesmal mit einer Art bewaffnet hinaufsteigen und einen zweiten Versuch machen, der auch zu Helwings größter Freude gelang. — Bei einem Besuche, den Helwing bei seinem Freund, dem Oberförster Dorn in Neuhausen, machte, teilte ihm dieser mit, daß sich im Park eine fliegende Schlange aufhalte, welche die Bäume besteige, auf den Zweigen derselben kriechen, von einem Baum auf den andern hinüberschnellen und den Eiern und jungen Vögeln nachstellen solle. Helwing leugnete seinem Freunde die Richtigkeit dieser Erzählung geradezu ab, weil dergleichen Schießschlangen nur in den sehr heißen Erdstrichen lebten. Doch ließ er sich von seinem Freund in den Park führen, um nach dem Tier zu forschen. Nach vielem Suchen wollten sie bereits heimkehren, als dieses Untier von einem belaubten Baume gerade nach dem Gesichte Helwings zuschoß; dieser jedoch, seinen Priesterstab vor dem Gesichte haltend, wehrte den fliegenden Drachen ab und tötete ihn. Das Tier war etwas kleiner als die braune Schlange oder Natter, von grauer, schwarzgefleckter Farbe, hatte einen oben gewölbten, an den Seiten wenig zusammengedrückten Kopf, stumpfen Mund und keine Zähne. Soweit über das Leben dieses bedeutenden Mannes.

Als er die Beschwerden des Alters fühlte, ließ er sich im Jahre 1738 seinen Sohn George Amilius zum Gehilfen ordinieren. Doch predigte er noch, so weit es seine Kräfte gestatteten, bis an sein Ende. Schon war er so hinfällig geworden, daß er nicht mehr nach der Kirche gehen konnte. Er ließ sich noch drei Tage vor seinem Tode, am Neujahrsfest 1748, aus dem Bett an's Fenster tragen, um noch einmal seine Gemeinde zu sehen und zu grüßen. Da erteilte der freundliche Greis der zur Kirche wandelnden Gemeinde vom Fenster aus noch einmal und zum letzten Mal seinen Segen und entschlief dann in sanftem Tode am 3. Januar 1748 im 82sten Lebensjahr. Vor dem Fenster, von dem aus er am letzten Neujahrmorgen seine Gemeinde gesegnet hatte, unter den Bäumen, die er selber gepflanzt, grub man seine letzte Ruhestätte. Um ihn trauerte die Gemeinde, der er 57 Jahre treu gedient. Ihm rief an seinem Grabe der zweite Geistliche Caplan Boretius als letzten Scheidegruß dasselbe Apostelwort (1 Kor. 2, 2)



Magister Georg Andreas Helwing.

nach, über das der Verstorbene bei seinem Eintritt in die Gemeinde zum ersten Mal gepredigt hatte: „Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Er hinterließ 5 Töchter, 4 Söhne, 29 Enkel, 18 Urenkel. Helwing hatte einen starken Körperbau, führte eine sehr einfache Lebensweise, sein Gesicht hatte ein frisches Aussehen, obwohl es von den Blattern gelitten hatte. Das in Öl gemalte Bild Helwings schenkte sein Enkel, Pfarrer Wollweber, dem Medizinalrat Hagen in Königsberg. Der Sohn des Letzteren übergab dasselbe im Jahre 1877 der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg, und so ist diesem Bilde im Provinzialmuseum ein bleibender

Platz angewiesen. Auch die hiesige Kirche soll künftig eine Copie dieses Bildes*) als Andenken an ihren berühmten Prediger bewahren.

Helwings Leben ist von seinem Enkel, dem Königsberger Rector der Domschule, Christoph Bisanski, dessen Mutter Catharina Luise Helwings Tochter war, beschrieben und in L. v. Werners *paleographia patriae de oppido Angerburg* abgedruckt. Eine zweite Lebensbeschreibung hat der Medizinalrat Hagen verfaßt.

Unter H. zahlreichen Schriften heben wir die *Flora quasimodogenita* hervor, im Jahre 1712 erschienen. In diesem Buche beschreibt er 250 bisher in Preußen nicht bemerkte Pflanzen. Eine Ergänzung dieses Werkes sind die *Supplementa florae Prussicae* mit 408 bisher unbekanntem Pflanzen.

Ungleich wichtiger für uns ist die von ihm 1717 und 1720 herausgegebene Angerburger Lithographie. In diesem Buche werden alle in hiesiger Gegend vorgefundenen Erdarbeiten und Mineralien beschrieben. Auf dem Titel steht eine Abbildung unserer Stadt vom Jahre 1717, wonach ich für unsere Kirche das große Ölbild**) habe anfertigen lassen. Da Helwing keine Künstler am Orte hatte, ließ er sich auf seine Kosten den Kupferstecher Jakob Boydt aus Leipzig kommen.***)

Ebenso lehrreich wie die *Lithographia Angerburgica* sind die zahlreichen Aufsätze, welche H. in den „Breslauer Sammlungen der Natur und Medicin“ über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände veröffentlichte. Einige uns interessierende Mitteilungen Helwings aus diesen Breslauer Sammlungen seien hier wiedergegeben.

1. Man findet weißen, feinen Töpferand zur Glasur bei Engelstein, von wo ihn die Angerburger Meister nehmen und den Scheffel mit 3 bis 4 Groschen bezahlen.

2. Im Jahre 1764 fiel ein Berg über den Weg, der nach der Kirche Rutton am Wilkusssee führt, nach dem Abgang des Winters in sich zusammen.

3. Die Angerburger bezahlen das Fuder des schwarzen Thons, der bei Logen im Windmühlenberge gefunden wird, mit einem Thaler. Auch hat man versucht, daraus Tabakspfeifen zu fertigen.

4. In den Angerburger Feldern, die man Moßdehnen nennt, gräbt man einen sehr reinen blauen Schluff.

5. Ums Jahr 1712 war auf den Steinortischen Gütern ein Töpfer, der von dem dortigen feinen Thon die schönsten Figuren von Menschen, Tieren und Blumen bildete und nicht nur die besten irdenen Gefäße an Schüsseln, Tellern, Kannen u. dgl., sondern auch sehr geschickte Vasen zur Auszierung der Gärten und Häuser verfertigte und jedem Gerät die Farbe zu geben wußte, die man begehrte, so daß es aus Erz, Marmor oder Kupfer geformt zu sein schien.

6. Im Dorfe Ogonken am See findet sich ein weißer Thon, den man Malthon nennt und anstatt Kalk zum Wandtünchen benutzt.

7. Auf dem Acker des Dorfes Klein Strengeln im Kirchspiel Rutton war vormals ein Stein von der Größe eines Mühlsteines, in dem man nicht nur Eindrücke von

*) Der Vorstand der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft hat dem Verfasser das Originalgemälde für einige Zeit geliehen. Frau Oberlehrer Hotop hat die Kirche mit der von ihr gefertigten, vorzüglich gelungenen Copie des Bildes beschenkt, Herr Landrat von Ranneur hat dazu den Rahmen der Kirche verehrt. Obiges Bildchen ist eine Zeichnung des Herrn Seminarlehrers Kalleß.

**) Vom hiesigen Maler Scheiba für 50 Mark angefertigt.

***) Heute ist es weit bequemer, ein Bild für den Druck zu schaffen. Die mit chinesischer Tusche auf Karton oder mit Kreide auf Kornpapier ausgeführte Zeichnung wird in die Schriftgießerei des Herrn Jul. Klinhardt in Leipzig, der auch die Bilder zum „Daheim“ besorgt, geschickt, und hier wird mit Hilfe der Photographie und Zinkographie eine fertige Druckplatte in wenigen Tagen angefertigt.

Schafffüßen und menschliche Fußstapfen, sondern auch dabei den Abdruck eines Hirtenstabes mit einer Krücke sah.

7. Helwing fand rote Farberde in Ogonken und gelbe Malerde daselbst in großen runden Klumpen, ebenso grüne Erde, die man als Farbe gebrauchen konnte. Beim Dorfe Kehlen entdeckte er Vitriolerde. Auch eine salpeterhaltige Quelle entdeckte er in der Angerburger Heide.

8. Helwing bemerkt, daß der Angerburger See viel Bernstein auswirft. Den grünen Bernstein schätzt er höher als Gold. Einige Stückchen, die er besaß, verschenkte er an einen Fürsten, der sich davon Ohrringe fertigen ließ. Zur Erzeugung des Bernsteins nimmt er ein Erdharz an, welches vermittelt der Salze und besonders des Vitriols gehärtet ist, auch sei der Schwefel dabei nicht ausgeschlossen, dessen Gegenwart im Bernstein durch Geruch, Geschmack u. s. w. sich offenbare.

9. H. versichert, daß in der Angerburger Gegend so schöne und von der Natur so vorzüglich gemalte Achatsteine zu finden sind, daß sie mit der ausländischen um den Vorzug streiten können. Auch fand er im hiesigen See diamantartige Steine. Er besaß einige Steine, die etwas von menschlicher Gestalt an sich zeigten, hat sie auch beschrieben und in Kupferstich abbilden lassen. Der eine Stein, den er besaß, zeigte eine am Kreuz hängende Menschengestalt. Andere zeigten auf ihrer Fläche Tierbilder.

10. In Resau wurde ein brauner Mühlstein mit den Buchstaben L. v. R. gefunden. H. nahm davon Gelegenheit, dem Besitzer von Resau, Ludwig von Rauter, diesen Stein mit dem ersten Teil seiner Angerb. Lithographie zu übersenden.

11. H. besaß die verschiedensten, versteinerten Körper, Blutigel, Kröten, Haifiszähne, Fische, Getreidesamen u. s. w. in versteinertem Zustande.

12. In's Taufbuch Seite 17 schrieb Helwing folgendes ein: „Alle Apfelstämme, — außer den milden am Teich und einem alten an der Kirchen — welche im Widdem-Garten befindlich, sind durch meine Hand gesetzt und gepflanzt worden zusammen mit allen gepfropften Kirschbäumen. Wie denn auch der Kirchgarten in dem Thal zu allererst durch mich ist Urbar gemacht. Auch die Weyden neben dem Teich Anno 1697 gepflanzt worden. M. G. A. Helwing.“





Kapitel 12.

Katts eisernes Tyrannenscepter und die Leiden einer Garnisonsstadt. Neubauten. Straßenbeleuchtung.

Fast zu derselben Zeit, als unsere Stadt ihren lebenswürdigsten Seelsorger und größten Gelehrten hatte, seufzte sie unter dem Druck eines schroffen und rücksichtslosen Tyrannen. Es war dies der **Generallieutenant Hans Heinrich Graf von Katt**. Er stammte aus einer sächsischen Familie, welche bei Magdeburg den alten Stammsitz Wust gehabt. Am 16. October 1681 geboren, hatte er das Glück, von 38 Jahren Generallieutenant zu sein. In Preußen erwarb er die Güter Reußen und Rondonatschen und war Lehnsherr der Kirche Kraupischken. Im Jahre 1740 wurde er Generalfeldmarschall und zugleich Ritter des schwarzen Adlerordens, rückte in selbigem Jahre mit seinen Kürassieren zum I. Schlesiſchen Kriege aus Angerburg fort und erhielt den Befehl über eine Armee von 35 Bataillonen Infanterie und 42 Schwadronen Kavallerie nebst Artillerie, um in Refuhn bei Brandenburg die Mark zu schützen. Er starb jedoch schon den 30. März 1741. Er war zweimal verheiratet, das erste Mal mit Dorothea Sophia Gräfin von Wartensleben und das zweite Mal mit Katherina Elisabeth von Bredow. In erster Ehe war er der Vater des unglücklichen Lieutenants Hans Herrmann von Katt, der dem Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich II, freundschaftliche Dienste auf seiner Flucht geleistet und dafür den 9. Dezember 1730 zu Küstrin vor den Fenstern des gefangenen Prinzen enthauptet ist (das Bild desselben befindet sich auf dem Langheimer Schloß bei Rastenburg). Dieser unglückliche Lieutenant von Katt hatte viel Geist, Belesenheit und Weltkenntnis. Sein Gesicht machte einen unangenehmen Eindruck. Die dunklen Augenbraunen verdeckten fast die Augen, sein Blick hatte etwas Unheilvolles. Sein gelber von Blattern entstellter Teint vermehrte seine Häßlichkeit. Aus der zweiten Ehe hatte er unter andern Kindern eine Tochter, welche einen Major Carl Ludolph von Bismarck, Erbherr auf Ungelingen heiratete.

Gewiß schlug allen Angerburgern das Herz in freudiger Erwartung, als es hieß: „Unsere Stadt erhält stehendes Militair!“ Der Kriegs-Kommissarius Lohmeier hatte am 3. October 1718 einen Entwurf gemacht, in welcher Art drei Compagnien Kavallerie hier untergebracht werden sollten. Es sollten eine Compagnie Pferde im Schloßstall, die Mannschaft auf der Freiheit, 2 Compagnien aber mit ihren Rossen bei den Bürgern in der Stadt einquartiert werden. An die Bürger erging der Befehl, ihre Ställe sofort in guten Stand zu setzen und die Stallutensilien anzuschaffen. Bald darauf rückten stolze, eisenbedeckte Kürassiere ein, aber weit mehr als man erwartet. Statt 3 rückten 4 Compagnien ein und nach einigen Jahren das ganze Regiment, aus 10 Compagnien bestehend. Es war das Kürassierregiment des Generals von Katt, oder die „Kattschen Reiter“ genannt. Soviel Gutes die Stadt von dieser Garnison erhofft, soviel Ungemach und Be-

drückung hat sie erfahren. Die Häuser in Angerburg waren nach mehrmaligen Bränden nur sehr schlecht gebaut und mit Stroh gedeckt und besonders sehr enge. In diese engen Bürgerwohnungen rückten nun die Kürassiere als die eigentlichen Herren und Befehlshaber der Bürgerschaft ein. Je 9 bis 11 meistens verheiratete Reiter nahmen mit ihren Weibern und Kindern Besitz von einem Hause. Sie logierten sich in die besten Zimmer des Bürgers ein, ja nahmen ihm seine Wohnstube oder Handwerksstätte fort, putzten darin ihre Sachen, wuschen und färbten die Kollerer und fragten wenig danach, ob der Wirt und dessen Familie noch irgendwo Platz fände. Nicht nur Eimer, Beeden, Laternen, Handtücher, Töpfe, Schüsseln, Löffel, Tischtücher, auch die Betten nahmen sie den Bürgern fort, unbekümmert, wo der Wirt sein Haupt niederlegte. Nachdem die Betten der Bürger ruiniert, ließ der Oberst des Rattischen Regiments, von Posadowski, (11. October 1738) durch den Stadtschreiber dem Magistrat melden, daß er die Ordre gegeben habe, sogleich zu untersuchen, ob die Soldaten in den Quartieren gute Betten haben, wo nicht, so wollte er dem Bürgermeister die Betten unterm Leibe wegnehmen und den Reitern geben. Und nicht nur die Reiter allein, auch Offiziersknechte, Köche, Häckelschneider, Büchsen- und Zirkelschneider und viele andere ausrangierte Militairpersonen setzten sich im Bürgerhause fest und schalteten in Haus und Hof wie in ihrem Eigenthum mit unbeschränkter Gewalt. Alle Häuser, selbst die Gärtner- und Instbuden waren so besetzt, daß viele Menschen die Stadt verlassen mußten. Die Soldatenweiber, welche auch die unverheirateten Soldaten in Kost hatten, verbrannten den Bürgern alles Holz und nahmen auch sonst, was ihnen in Hof, Küche und Keller wohlgefiel. Die vielen Diebstähle, welche von den Reitern in ihren Quartieren ausgeführt wurden, führten zu Klagen und Beschwerden. Doch die Bürger kamen beim Herrn General sehr schön an. Sie allein hatten für den Diebstahl aufzukommen und es wurde daher unter dem 9. Juli 1719 auf strengste verordnet, daß jeder Bürger verpflichtet sei, auf seine Einquartierten sorgfältig achtzugeben, ein paar Mal des Nachts aufzustehen und nachzusehen ob sie schlafen, sofern sie nicht zu Hause sind, dieses dem commandierenden Offizier anzuzeigen. Würde sich der bequartierte Bürger hierin nachlässig bezeigen, und möchte in derselben Nacht ein Diebstahl vorgehen, so soll dieser Bürger zur Erstattung des ganzen Schadens angehalten werden, das heißt also, der Bestohlene sollte ein Strafgeld dafür zahlen, daß er sich hatte etwas stehlen lassen, und zwar im Werte des gestohlenen Gegenstandes. Zwar wurden die entdeckten Diebstähle sehr strenge durch Spießrutenlaufen von dem Kommandeur geahndet, dessenungeachtet kamen in Haus, Hof und Gärten und besonders an durchfahrenden Reisenden soviel Diebstähle vor, daß die Reisenden in Angerburg anzusprechen oder zu logieren sich scheuten. War der Rattische Kürassier Herr im Hause, so war er's erst recht im Stall. Hier quartierte er sein Roß ein, und war kein Platz, dann richtete er ihm in des Bürgers Scheune ein bequemes Logis zu. So waren sämtliche Scheunen und Stallungen der Bürger für die Kürassierpferde in Beschlag genommen und mußten auf Ratts Befehl (seit 1730) jährlich von neuem ausgebohlt werden. Als nun aber Gelas für die Fourage fehlte, wirkte General von Ratt bei Hofe aus, daß das Heu- und Strohmagazin-Gebäude aus Bögen hierhin versetzt werde. Wie aber ein solches Gebäude $3\frac{1}{2}$ Meilen weit transportieren? Den Angerburger Bürgern wurde einfach befohlen, das Magazin-Gebäude aus Bögen herzuholen. Nachdem sämtliche Fuhrwerk haltende Bürger viermal hintereinander Fuhren geleistet, war die Versetzung des Bögener Magazins nach Angerburg vollendet. Aber auch in Varten gab es ein altes Magazin-Gebäude, auf das General von Ratt lüftern sein Auge gelenkt hatte. In der That wurde die Stadt gar bald auch mit diesem altertümlichen Gebäude beschenkt und ihr befohlen, dasselbe sofort abzuholen. Die Bürger verzichteten auf solche Gabe, der Magistrat gab sich alle

erdenkliche Mühe, dieses Gnadengeschenk von der Stadt abzuwenden, erreichte es auch endlich, daß von dem beschwerlichen Transport Abstand genommen wurde, weil sich die Stadt verpflichtete, auf eigene Kosten das nötige Gefaß zu schaffen.

Am übelsten verfuhr man mit dem Borstenvieh der Angerburger Bürgerschaft. Wie gemüthlich hatten dieselben vorher auf allen Straßen und Plätzen der Stadt umhergewühlt und sich herumgewälzt. Jetzt sollte das aufhören. Die Schweine sollten in Ställe bleiben. Großer Schmerz erfaßte die Bürger. Es erschien ihnen zu grausam, den lieben Schweinen ihre bisherige Freiheit und das Vergnügen im Straßenschlamm zu rauben. Alle Verbote und die höchsten Polizeistrafen (nämlich 30 Thaler) waren fruchtlos. Da befahl der General am 15. August 1730, sämmtliche Schweineställe niederzureißen und verbot überhaupt Schweine zu halten. 10 Jahre war also Angerburg ohne Schweine und Schweineställe. Um so bequemer konnten jetzt die Reiter ihr Vieh und auch Schweine aufziehen, indem sie es nicht dem Hirten übergaben, sondern einfach auf die Saaten austrieben. Den Dünger warfen die Herren Kürassiere aus ihren Ställen nachlässig auf die Straßen, weil sie täglich ausrückten und denselben fortzuschaffen nicht Zeit hatten. Diese Arbeit wurde vom General v. Katt den Bürgern aufgegeben (unter dem 22. November 1736); selbst diejenigen, welche keine Pferde hatten, mußten sich Pferde mieten und den Dünger nach Keußen fahren. Welcher Bürger aber damit zuerst fertig war, wurde bei Vermeidung der Exekution gezwungen, seinem Nachbar zu helfen. So wurde der Bürger Vigan, der zuerst vor seiner Thür gefegt, für seinen Eifer bestraft; denn weil er nach Fortschaffung seines Anteils dem Nachbar zu helfen sich weigerte, bekam er wirklich Exekution. Ja noch mehr: Obrist von Posadowski erließ am 11. October 1738 den Tagesbefehl, wenn die Straßen unrein sind, solle von den Reitern der Mist dem Bürgermeister und den Rathsherren in die Häuser geworfen werden.

Desertierte ein Reiter, was sehr häufig, ja täglich vorkam, dann mußte die Bürgerschaft mit 10 Pferden nachsetzen und 10 Pferde zur Reserve stellen. Über jede Nachsetzung mußte vom Magistrat ein Protokoll aufgenommen, und die Beweise, daß in den umliegenden Ortschaften die Bekanntmachung erfolgt sei, eingereicht werden, welche Beweise zuweilen recht sonderbar ausfielen. Die Landleute, des Schreibens unkundig, sollten also schwarz auf weiß bescheinigen, daß sie dem Deserteur nachgesetzt, oder daß sie ihn nicht eingeholt hatten. Sie brachten in ihrer Angst ein Stückchen Holz aus der Thür des Schulzen ausgeschnitten, oder ein altes Papier, Katechismus oder Quittungsbuch als Beglaubigungspapier. Später im Jahre 1750 wurde auf Kammerbefehl zum Aufhängen der Deserteure ein Galgen auf dem litauischen Markte gebaut. Hatte man den Deserteur nicht gegriffen, so wurde sein Bild („Portrait“) an den Galgen gehängt. Alle, die einen Deserteur ablieferten, erhielten 10 Thaler Belohnung. Beim ersten und zweiten Mal mußte der Deserteur Spießruten laufen, wobei ihm die Rutenhiebe auf den nackten Rücken unter dem Gesang folgenden Verschens beschert wurden:

„Warum bist du weggelaufen?

Warum thatst du das?

Darum mußt du Gassen laufen

Durch die lange Straß!“

Es war kein Leichtes für einen armen Deserteur, durch eine lange Reihe von 200 Mann acht Mal die Gasse unter einem Hagel von schmerzlichen Hieben hin und her zu laufen, bis er atemlos hinsank — und des folgenden Tags mußte er aufs neue heran, die Kleider wurden ihm vom zerhackten Rücken heruntergerissen und wieder wurde frisch drauf los gehauen, bis Fegen geronnenen Bluts ihm über seine Hosen herabhingen. Beim dritten Male war der Galgen unvermeidlich. Um das Davonlaufen eines Deserteurs sofort zu merken, war des Tages mehrere Male Appell. Sobald die Kanone das Zeichen

gab, daß ein Mann fehle, dann wurden die Stadt und alle Dörfer in der Umgebung in Aufruhr gesetzt. Nach allen Richtungen und auf allen Straßen trabten die Häfcher. Jeder Unterthan, ob vornehm oder gering, hatte die Verpflichtung, jeden Soldaten, den er unterwegs traf, anzuhalten und sich von ihm seinen Paß zeigen zu lassen; hatte er einen solchen nicht, so mußte man ihn sofort festnehmen und abliefern. Es war eine peinliche Sache für einen schwächlichen Handwerksburschen oder ein altes Bäuerlein, auf einsamer Landstraße einen verzweifelten sechsfüßigen Grenadier oder einen breitschultrigen Kürassier aufzuhalten und festzunehmen. Als auch das Spiekrutenlaufen und Aufhängen nichts fruchtete, wurde den Deserteuren vor dem Regiment der Degen zerbrochen, die Nase und ein Ohr abgeschnitten und sie selbst an Karren geschmiedet zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Als auch dieses nichts half, wurde als Nagel wieder der Strang eingeführt. Die Deserteure wandten oft die größte List an, um glücklich zu entkommen, verkleideten sich in Schiffer, andere Handwerksleute oder gar in Weibsbilder, versteckten sich in Tonnen und Fässern, und wurden dennoch häufig ertappt. Trotzdem behielt das Ausreißen für abenteuerische Naturen einen rohen gemüthlichen Reiz. In den Augen der Bürger war ein aufgefangener Deserteur durchaus kein Uebelthäter; es giebt Volksmärchen, in denen der Held, welcher Ungeheuer bezwingt, dem Märchenkönige aus der Not hilft und zuletzt die Prinzessin heiratet, ein entsprungener Soldat ist.

Außer mit Deserteuren hatten die hiesigen Bürger zu Ratts Zeiten noch mit vielen anderen Dingen ihre Plage. Sehr schlimm ging's den Handwerkern, wenn sie sich gegen den Herrn General nicht dienstfertig genug erwiesen. Die Beschwerden, welche Ratt gegen einzelne, die seine Unzufriedenheit erregt hatten, an den Magistrat schickte, waren vielmehr strenge Befehle, nach welchen der Magistrat die Angeklagten zu bestrafen hatte. Täglich mußten die Ratsherren zusammenkommen, um derartige Beschwerden, Anklagen und Befehle Ratts zu erledigen. Und Magistratus benahm sich so furchtsam dabei, daß er sein Urtheil allzeit dem Gutbefinden des Generals unterwarf. So ließ v. Ratt unterm 8. März 1740 dem Magistrat sagen, daß derselbe den Schmied Kofinna, weil er bei Beschlagung seines Wagens saumselig gewesen, bestrafen solle. Kofinna verantwortete sich: Es sei ihm nicht möglich gewesen, die Arbeit früher zu machen, weil er erst am vorigen Nachmittage das Eisen und ein Rad, das andere Rad aber selbigen Morgen, die Axt hingegen erst vor wenigen Stunden bekommen habe, indessen habe er alles Eisen zubereitet, so daß er innerhalb zwei Stunden mit aller Arbeit fertig werden könne. Der Zeuge Hans Thiel bestätigte die Aussage Kofinna's, ebenso der Kutscher des Generals, der das Eisen und die Räder angezeigtermaßen abgegeben hatte. Demungeachtet wurde folgender Bescheid abgefaßt:

„ Bescheid:

Wenn Meister Kofinna gesehen, daß Ihre Excellenz den Wagen present brauchen und er sich nicht getraut hätte, solchen allein in der erfordernten Geschwindigkeit zu verfertigen, und wenn ihm nicht alles vorzeitig geliefert worden, er sich deshalb hätte gehörig melden sollen. Da er solches aber nicht gethan, mithin die Reise trainiret, als solle er 48 Stunden im Thurm bei Wasser und Brod verbüßen. Sollten aber Ihre Excellenz damit nicht zufrieden seyn, soll diese Sache dem Magistrat noch vorgetragen und ferner erkannt werden, was Recht ist. W. V. J. V. V. W.

Bernhard Anderson.

N. b. Ist sofort in den Thurm gesetzt.“

Den Fleischern, sowie überhaupt allen Gewerbetreibenden wurden in jener Zeit Taxen vorgeschrieben, nach welchen sie die Viktualien verkaufen mußten. Offenbar waren die Fleischer nicht im Stande, für die Taxe gutes Fleisch zu liefern, und es wurde beinahe wöchentlich vom Regiment Beschwerde geführt, daß entweder schlechtes oder gar

kein Rindsfleisch zu haben sei. Die Fleischer wurden mit harten Strafen belegt. General v. Ratt nahm sich dieser Sache auch an. Auf seine Verfügung wurde unterm 11. April 1740 vom Magistrat folgendes beschlossen: „Da Sr. Excellenz aus gnädiger Fürsorge für die hiesige Stadt wegen Mangel des Rindsfleisches den Magistrat aufgefördert, für die Fleischer zu caviren, auch zugleich den Vorschlag gethan, daß im Ante Jurgaitischen eine Partie Ochsen stehe, welche der dasige Beamte dem Magistrat wohl auf Credit und gegen Versicherung ablassen werde, so wurde sogleich das Fleisergewerk versammelt und aus Magistrats Mitteln der Rechtsverwandte Wulf deputiret, mit dem Meister Schulz und Meister Mann nach Jurgaitischen zu reisen und die Ochsen zu bedingen. Magistratus cavire dafür und die Fleischermeister stellen Gegenkaution.“

Ratt selbst hatte, ohne Braugerechtigkeit zu haben, für sich in der Stadt auf dem neuen Markte Brauerei und Schank angelegt, desgleichen auf seinem Landgute Reußen. Um nun seiner Brauerei und Schänkerei recht viel Abnahme zu schaffen, ließ er auf der Freiheit die Schneidebrücke, über welche die Hauptstraße von Löben geführt hatte, abbrechen und die Verkehrsstraße über die Schloßinsel an seinem Brauhause vorbei geradezu nach Reußen legen. Zur Schüttung dieses neuen Weges wurde den Bürgern befohlen, freiwillig Holz, Sand und Strauch zu liefern und anzufahren, widrigenfalls sie Exekution bekämen. Aus demselben Grunde befahl er, die Märkte nicht mehr, wie früher auf dem „alten und Litauer Markte“, sondern auf dem neuen Markte abzuhalten, um seinem Schank einen „bessern debit“ zu schaffen. Auch setzte er die Preise für das Bier so hoch wie möglich an. Am 3. März 1736 bitten die Mälzenbräuer Sr. Excellenz, das Bier zu neun Schilling verkaufen zu dürfen. Man sollte glauben, daß v. Ratt zum Besten der Garnison die Getränkepreise eher erniedrigt als erhöht hätte; doch das war nicht der Fall, denn er braute und brannte selbst besonders auf seinem Gut Reußen sehr stark und setzte daher die Preise zu seinem eigenen Vorteil je höher je lieber an. Wie der Herr General, so besaßen sich auch viele seiner Reiter mit der Nebenbeschäftigung zu brauen und auszuschänken. Den Mälzenbräuern befahl er klares und gutes Bier zu brauen und wöchentlich 60 Tonnen altes, klares Bier vorrätig zu haben, im andern Falle würde er seine Drohung, die Tonnen entzwei schlagen zu lassen, vollziehen.

Seine Reitbahn erbaute er sich auf dem „neuen Markte“, seinen Paradeplatz ließ er sich auf dem sogenannten obern Markte einrichten, wofür der Magistrat 112 Thaler ausgeben mußte. Den Exerzierplatz erbaute er sich auf dem Mosehner Felde auf folgende Weise: Er suchte sich mehrere Morgen Acker aus, welche den Bürgern gehörten, befahl der Stadt, um diese Ackerflächen einen Graben zu ziehen und die Grenzen mit Bäumen zu bepflanzen. Die Eigentümer wurden nicht weiter gefragt, sondern er versprach ihnen eine Entschädigung, die sie nie erhalten haben. Dessenungeachtet durfte diesen Exerzierplatz kein Stück Vieh betreten, sonst es nach der Verfügung vom 19. Januar 1740 mit 12 bis 30 Gulden Pfandgeld ausgelöst werden mußte. Um sein Gut Reußen zu vergrößern, ließ er 9 Bürger, welche dort in der Nähe Acker besaßen, anfragen, ob sie dieselben ihm verkaufen wollten. Nur einzelne wollten sich auf den Handel einlassen. Doch Sr. Excellenz fragten nicht nach dem guten Willen der Bürger, sondern ließen einfach pro Morgen 6 Thlr. Kaufgeld beim Magistrat deponieren und nahm den Acker in Besitz. Die widerspenstigen Verkäufer wurden einfach vor den Magistrat citiert, verweigerten anfangs die Annahme des Kaufgeldes, nahmen's aber schließlich doch an, um wenigstens etwas zu haben. Diese den Bürgern entrissenen Acker sind jedoch später durch einen gegen die Rattischen Erben ausgeführten Prozeß dem Gute Reußen wieder abgenommen.

In welche Ängste und Nöthe der Magistrat durch die allmächtige Excellenz gejagt ist, das zeigen uns nachfolgende Beispiele. Im Jahre 1731 befiehlt General von Ratt, daß

die Kirche für den Magistrat einen besondern Ratsstand einrichte. Es geschieht. Als der Stand fertig ist, befiehlt General von Ratt, der Magistrat habe fortan diesen Stand einzunehmen und sich auf keinem andern Platz der Kirche blicken zu lassen. Zugleich befiehlt aber der Herr General durch einen Schreiber des Commissarius loci, daß der Magistrat 50 Dukaten Strafe zahlen müsse, wenn er diesen Stand einnehme. Es sollte dies eine Prüfung des religiösen Sinnes der Ratsherren sein, ob sie die Kirche so lieb hätten, daß sie selbst 50 Dukaten für den Besuch der Kirche zu opfern bereit wären. Angsterfüllt nahm der Magistrat seinen Platz ein, kam aber mit dem bloßen Schrecken davon.

Im Rattschen Regiment stand auch ein Lieutenant v. Ratt, wohl sein aus zweiter Ehe geborner Sohn Friedrich Albrecht Wilhelm v. Ratt († 1747). Dieser klagt 1740 seinem Obrist v. Posadowski, daß der Bürgermeister ihn grob behandelt hätte. Ohne weitere Untersuchung gab der Obrist den Parolebefehl, daß wenn der Bürgermeister sich mit Worten gegen einen vom Militair verginge, der Unteroffizier ihn sofort „an den Ohren kriegen“ solle. Nach der Versicherung des Bürgermeisters war zwischen ihm und dem Lieutenant v. Ratt persönlich nichts vorgefallen. Der Acciseeinnehmer hätte einem Invaliden sein Gnadengehalt nicht auszahlen wollen. Lieutenant von Ratt nahm sich dessen an, schickte zum Bürgermeister und ließ ihm durch den Unteroffizier sagen, er sollte dem Invaliden die Quittung geben, damit er sein Gehalt erhalte. Der Bürgermeister hätte geantwortet, daß das Sache der Accise sei, und der Magistrat damit nichts zu thun habe, er nach höherer Verordnung überhaupt sich in solche Angelegenheit nichts zu mischen habe. v. Ratt schickte nochmals und ließ sagen, er wundere sich, warum der Bürgermeister seinem Verlangen nicht willfahren wolle; worauf letzterer antworten ließ, daß er sich ebenfalls wundere, daß Herr Lieutenant auf so deutliche Vorstellung nicht reflektieren wolle. Herr Rittmeister v. Kalkstein nahm sich hierauf der Sache an, gab dem Magistrat vollkommen recht und der Acciseeinnehmer zahlte. Trogdem wurde der Parolebefehl ausgegeben, „den Bürgermeister an die Ohren zu kriegen.“

Mit Recht nennt der Chronist den General v. Ratt eine wahre Geißel der Bürgerschaft und einen Quälgeist des Magistrats. Vergebens flehte die Bürgerschaft um Abnahme der Garnison. Wie jubelte man im Frühjahr 1732, als v. Ratt durch eine Cabinetsordre angewiesen wurde, sich marschfertig zu halten, und per Compagnie einen Marketender aus der Bürgerschaft aufzustellen, welcher von allen Abgaben außer der Accise frei sein sollte. Doch man hatte zu früh frohlockt. Der Ausmarsch erfolgte erst im Jahre 1741. Ganz schlecht ist niemand, sagt Byron. General von Ratt, der allgemein gefürchtete, stolze, tyrannische Kürassiergeneral, hat doch auch manches Verdienst um unsere Stadt. Ihm verdanken wir die Anlage der Angerburger Wasserkunst, des neuen Marktes, der Kasernenstraße und die Abschaffung der feuergefährlichen Stroh- und Bretterdächer in der Stadt. In bezug auf letztere machte von Ratt kurzen Prozeß. Am 1. August 1733 befahl er, daß, wenn die Stroh- und Bretterdächer nicht binnen 10 Tagen abgeschafft und durch Ziegel ersetzt sein sollten, solche durch die Reiter abgerissen werden sollten. Es war ja eine Zeit, in der alle Einrichtungen zum allgemeinen Wohl nur auf dem Wege des eisernen Zwanges eingeführt werden konnten. Das Sorgen und Denken überließ man so gerne der Regierung. Selbst die Einrichtung ordentlicher Garten- und Feldrücken mußte befohlen werden. So erzählt die Stadtchronik: „Den 21. August 1732 sind auf Befehl der Kammer die schmalen Beete auf den Stadtfeldern abgeschafft und bei harter Strafe befohlen, breite Rücken zu pflügen. Einen Rathsverwandten sollten bei der Nichtbefolgung 5 Thl. und einen Bürger 48stündiger Turmarrest als Strafe treffen.“ Man wollte sich anfänglich dieser Anordnung nicht unterwerfen, bis einige Jahre hindurch

Revisionen vorgenommen und Strafen vollzogen waren. Selbst die städtischen Behörden waren im freien Handeln so sehr beschränkt, daß der Magistrat 1786 den Herrn Steuer-rat bittet, erlauben zu wollen, daß man eine neue Steinbrücke über die Angerap baue, und sollte solches nicht erlaubt werden, so werde man sich durch den Herrn General an Sr. Majestät wenden.

Auf dem Kirchhofe stand damals eine Pfarrscheune. General v. Ratt befehlt im Jahre 1736 wegen Feuergefährdung dieselbe sofort abzubringen. Die Kirchenväter gehorchen. Raum ist aber die Pfarrscheune abgetragen, so schickt auch schon der Herr General seine Zimmerleute und läßt an derselben Stelle, wo die Pfarrscheune gestanden hatte, einen hölzernen Militärschuppen aufschlagen, um darin das Kriegsmaterial aufzuwahren.

Angerburgs Korso, der heutige „neue Markt“, war vordem der Amtsroßgarten. Hier baute Ratt zunächst selbst ein Haus, das er zur Höferei und Brauerei einrichtete. Auch wirkte er es am Königlichen Hofe aus, daß durch eine Kabinettsordre vom 17. Januar 1729 allen denjenigen, welche auf diesem Platze bauen wollten, freies Holz und 15 Prozent Baugelder geschenkt wurden. Für sich aber ließ Ratt von Seiner Majestät außer dieser Bauvergütung und Unterstützung noch 20 Stück Eichen aus dem Stadtwald unentgeltlich zuweisen. Dem Ratmann David, der 4 Häuser zu bauen unternommen hatte, streckte die Kammereikasse 1200 Thaler vor, welche sie selber aus der Stadtkasse zu Bartenstein geborgt hatte. Die Häuser mußten nach einem höheren Orts genehmigten Riße angelegt werden. Zwei Bürger erhielten sogar als Belohnung für zwei gut gebaute Häuser bedeutende Ackerstücke geschenkt, nämlich 2 Hufen 25 Morgen sogenannten „Freiheitsacker nebst den zwei Amtsschreiber-Dienststufen“ unter der Bedingung, daß sie dem Amte die als Ertrag angelegten 5 Thaler pro Hufe beständig entrichteten. So entstand das heutige Hotel Wittko, das der Amtsschreiber Paul May erbaut hat. 1733 standen bereits 13 neue Häuser auf dem neuen Markte.

Zur besseren Unterbringung der Reiter wurden im Jahre 1740 durch Vermittelung des Generals die Kasernen gebaut. Sie bestanden aus 10 Häusern, und waren je zwei und zwei unter einem Dache zusammengebaut. In jedem Hause waren 5 Stuben. Die Baukosten für diese 10 Häuser betragen 4472 Thlr. Die Stadt hatte davon wenig Nutzen, weil doch nur 100 Mann in den Kasernen untergebracht werden konnten. Als das Regiment hierauf zum 1. schlesischen Kriege ausrückte, wurden diese Kasernen den Bürgern, besonders den Tuchmachern, geschenkt.

Die Wasserkunst ist gleichfalls auf Antrieb des Generals im Jahre 1740 erbaut. In alten Zeiten gab es nur einen Brunnen auf dem alten Markte mit wenig schlechtem Wasser. Schon 1717 hatte man mitten durch die Stadt einen Graben gemacht, um die Bürger mit Wasser zu versorgen. Derselbe hatte einen nur geringen Abfall. Das Wasser stand stille und moderte. Mist und Unkraut wurden hineingeworfen und machten das Wasser ungenießbar. Man war genötigt, sich das Wasser aus dem Fluße zu holen. Nun verbot aber Ratt das Wassertragen aus der Angerap, weil dadurch der Paradeplatz begossen würde. Da kam der Koch des Herrn Generals, welchem das Tragen des Wassers in die Küche zu lästig war, auf den Gedanken, die Anlage eines Triebwerkes vorzuschlagen, das ihm das Wasser mühelos in die Küche lieferte. Es fiel dieser Vorschlag bei Ratt und auch bei der Stadt auf guten Boden. Durch den Oberteichinspektor v. Suchodolek und den Rohrmeister Sack wurde der Plan zur Anlage der „Wasserkunst“ entworfen. Durch diese Einrichtung wurden nicht nur das Schloß mit allen Ställen, sondern auch 6 städtische Brunnen mit Wasser versorgt. Auch Straßenbeleuchtung wurde bereits zu Ratts Zeiten 1730 eingeführt. Dieses geschah durch Öllampen, und damit das Öl auf die wohlfeilste Art angeschafft würde, offerierten die Bürger ein Stück Acker zum Anbau des Leinamens herzugeben. So hatte unser Ort früher Straßenbeleuchtung als

viele großen Städte Deutschlands. War doch erst 1682 Berlin mit einigen Straßenlaternen versehen worden, und Bremen erhielt nicht früher als 1778 einige Thranlampen. Es ist ja eine alte Erfahrung, daß es für die zu allem Guten träge Menschheit kein besseres Erziehungsmittel giebt als das unerbittliche Müßen. Das Können und Wollen kommt dann von selber.

Die neben dem Schlosse stehende Mühle war dem General lästig. Er ließ 1724 den heutigen Mühlenkanal graben und die Mühle an die jetzige Stelle schaffen. Der Arm des Flusses, der bisher die Mühle getrieben hatte, wurde verdämmt. Zwei Jahre später wurde der Stadt befohlen, neben der Mühle einen Krug anzulegen, wozu die Bürger das Holz zu liefern hatten. Die Stadt gab diesen Mühlenkrug (heute Besitzung des Herrn Mirow) gegen 9 Thaler Zins in Erbpacht.



Kapitel 13.

Der Kirchenbau zu Angerburg. Kollektentreise der Kirchenväter. Turmbau und Blitzschäden. Geschichte der Glocken und des Altars. Die poetischen Schuhmacher und die langen Semmeln auf der Bäckerkrone. Geschichte der Orgel. Der Goldmacher zu Angerburg und sein trauriges Ende. Der noble Pole und der Ringkampf auf dem Orgelchor. Alte Lieder von zentnerschweren Tugenden und vom Krautfressen. Kirchenstände. Der ersünderische Stadtschreiber und seine Klausur.

Das selten schöne, massive Sterngewölbe unserer **Kirche** mit seinen kühnen, gothischen Bogen und der reiche, altertümliche Schmuck am Altar und an der Kanzel haben oft selbst Bau- und Kunstverständige vermuten lassen, daß die Kirche aus dem Mittelalter stamme. Doch ist ihr Grundstein erst im Jahre 1605 gelegt, nachdem man mit den nötigen Vorbereitungen zum Bau schon drei Jahre früher begonnen hatte. Die hiesigen Amtshauptleute, Graf Johannes Friedrich von Dohna und sein Nachfolger Andreas von Kreyzen, führten den Bau in 6 Jahren aus. Ihnen zum ehrenden Andenken sind die Wappen der Adelsfamilien Dohna und Kreyzen, von einem Steinhauer für 30 Mark in Stein gehauen, über der Hauptpforte in den Turm eingemauert. Die Einweihung der neuen Kirche erfolgte im Jahre 1611 durch den Pfarrer Christoph Kaulperschke. Die Mittel zum Bau lagen zum größten Teil in der Kirchenkasse bereit, welche durch einzelne Wohlthäter in eine günstige Lage versetzt worden war. Hatten doch der „Knecht des Herrn von Bilden, die Ursula Koziol, der Dachdecker Hans und der Zimmermann

Philipp“ der Kirche ihr Vermögen durch Testament vermacht. Den Armen wird das Evangelium gepredigt, sagt der Heiland, und die Armen sind der Kirche daher auch am dankbarsten. Waren diese Vermächtnisse auch nur kleine Summen von 12 bis 80 Mark, so bekam man doch damals schon für 6 Mark 1000 Ziegel — (heute kosten 1000 Ziegel 36 Mark). Außerdem waren in der Kirchenkasse 1117 $\frac{1}{2}$ Mark Kapitalien vorhanden. Diese hatten die Kirchenväter in 21 kleineren Posten von 5 bis 200 Mark zu 5 Prozent ausgeliehen, freilich nicht auf Grundstücke, sondern auf die Treue und den Glauben des Mannes. Hatten doch die Grundstücke in unserer Wilsnis einen verschwindend geringen Wert. Unter den Darlehensempfängern finden sich außer dem Kantor Wisozki, der für 10 Mark sicher schien, die Kirchenväter selbst und die Dorfschulzen.

Mitten im Kirchenbau traf die Gemeinde ein schweres Unglück. Eine furchtbare Feuersbrunst im Frühjahr 1608 legte fast den ganzen Ort in Asche. Auch die alte Kirche, das Pfarrhaus, die Kaplanci, die Schule, das Rathaus und noch andere öffentliche Gebäude gingen in Flammen auf. Zum Wiederaufbau der Stadt mußte auf Befehl des Churfürsten Joachim Friedrich das ganze Land eine Beisteuer zahlen. Die Mittel zur Wiederherstellung des Pfarr- und Schulgebäudes hatten die Kirchenväter im ganzen Lande zusammenzubetteln. Der Kurfürst bevollmächtigte sie durch ein eigenhändiges Schreiben, das noch im hiesigen Pfarrarchiv aufbewahrt wird.

Im Januar 1609 machten sich die vier Kirchenväter aus Angerburg auf die Reise, fuhren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, überall mit großem „Mitleiden und Erbarmen“ aufgenommen. Sie durchstrichen das ganze Land, über Olegko, Ryk, Kryz, Johannisburg, Sensburg, Ortelsburg, Passenheim, Soldau, Meidenburg, Osterode, Pr. Holland nach Königsberg und von hier über Schippenbeil und Rastenburg nach Hause. Fürwahr, ein schwerwiegendes Opfer, das diese Leute der Kirche geleistet. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit im Mai desselben Jahres kehrten sie heim. Ungefähr 340 Mk. hatten sie zusammengeschnürt. Jeder Geber hatte seinen Namen mit herzlichen Wünschen für unsere Kirche oder frommen Denkprüchen ins Kollektenbuch eingetragen, z. B.:

„Kirchengehn säumet nicht,
Almosengeben armet nicht,
Unrecht Gut gedeihet nicht“,

und ähnliche Verse. Die größte Gabe war die des Johannisburger Amtshauptmannes, Freiherrn zu Gylenburg, von 20 Mark. Einige hatten freilich nur aus christlichem Erbarmen ihren Beitrag gezeichnet, aber nicht gezahlt. Die Engelsteiner und Rosengarter Kirche waren ihren versprochenen Beitrag von 20 resp. 15 Mark noch nach 16 Jahren schuldig geblieben. Der schwere Geldsack, den die Kirchenväter bei ihrer Heimkehr ausschütteten, enthielt ein buntes Gemisch der verschiedensten Geldsorten aus aller Herren Länder, wie sie bei der damaligen Münzverwirrung im Lande umherliefen. Noch reicher als ihr Kirchenfädel war der Schatz von Erlebnissen, Neuigkeiten und Abenteuern, welche die kollektierenden Kirchenväter heimbrachten, wovon sie ihr ganzes Leben lang gezehrt haben mögen. So kommt aus Thränenfaat Freudenernte. Noch eine andere große Freude erwuchs dem Orte aus seinem Unglück. Der neue Kurfürst Johann Sigismund kam gleich nach seiner Thronbesteigung mit seiner jungen Gemahlin hierhin, überzeugte sich persönlich von dem Elende der Stadt und beschenkte sie und unsere Kirche reichlich (s. S. 39).

Die neue Kirche erhielt einen spitzen **Turm**. Er ist, wie die alte Abbildung (S. 66) zeigt, ein beträchtliches Stück höher als heute gewesen; doch die Schindeln, womit er gedeckt war, hielten nicht lange vor. Er wurde daher 1636 neu belegt, wozu man 24 Centner Blei gebrauchte, die laut Kirchenrechnung 651 Mark 16 Schilling kosteten. Auch der Bleibelag hielt nur etwas über 100 Jahre vor. Es war ein Umbau des Turmes schon wieder 1741 nötig; seine Vollendung mit der noch heute vorhandenen

Turmfahne geschah 1743. Der heutige Turm hat die Form einer achtkantigen Laterne, das Zeichen der Aufklärungszeit, und rührt diese Gestalt aus dem Jahre 1826 her.*) Dreimal fuhr der Blitz auf unsern Turm nieder. Das erste Mal, am 18. Juli 1671, riß er ein Stück Mauer ein und schmolz die Orgelpfeifen; das zweite Mal, am 11. Mai 1711 zertrümmerte er einige Balken und Orgelpfeifen; das dritte Mal am 16. August 1745 zerschmetterte er die ganze Ostseite und verursachte einen Schaden von 1000 Gulden, die auf die Reparatur verwendet wurden.

Auch die **Glocken** im Turm haben ihre Leidensgeschichte. Freilich das eine Glöcklein, das die Inschrift „Jesus Maria“ hat, und das man beim Brand der alten Kirche gerettet hatte, dient bis heute als Beicht- und Gebetglocke und ruft noch immer an jedem Morgen die Schuljugend ans Tageswerk. Aber die große Glocke, die man in den neuen Turm hing, barst schon 1633. Man gab zwar dem Martin Philipzig 1½ Mark Reijegeld und schickte ihn zum berühmten Glockengießer Dornmann nach Königsberg, um guten Rat einzuholen; doch es war keine andere Hilfe als Neuguß einer andern Glocke. So ist denn unsere große herrliche Glocke entstanden, die bereits 250 Jahre lang ihren Dienst zu Gottes Ehren treulich verrichtet hat. Ihr Geburtstag ist der 19. Januar 1638 11 Uhr Mittag, ihr Geburtsort das Kreuzthor in Königsberg. Meister Michael Dornmann bekam dafür 1170 Gulden. Viel Silber und edles Erz ist in ihre Adern geflossen, das hört man an ihrer wohlklingenden Stimme. 122 Stein wiegt diese edle Sängerin, und mußte daher ein Frachtwagen mit 6 Pferden bespannt werden, um sie heimzuholen. Als sie hier am 18. Februar desselben Jahres ankam, entstand ein großer Auslauf, denn ein jeglicher wollte sie sehen. Zwei Tage brauchte man, und viel Anstrengung kostete es, sie auf ihren hohen Stahl zu setzen. Am 22. Februar desselben Jahres um 1 Uhr Mittags ließ sie zum ersten Male ihre Stimme erschallen. Um die Krone herum trägt sie die Inschrift:

„Lobet ihn mit vollklingenden Zimbeln!

Durchs Feuer bin ich geflossen.

Michael Dornmann in Königsberg hat mich gegossen.“

Am Saum der Glocke steht der Vers:

„O Gott, laß dir befohlen sein
Die Glock und auch die Kirche dein,
Daß viele kommen nach diesem Klang
Zur Kirch zu deinem Lob und Dank.
Für große Gefahr sie auch bewahr
Auf viele Zeit und lange Jahr!“

Dieser Wunsch ist, Gott sei Dank, in Erfüllung gegangen. Nur in ihrer Jugend widerfuhr ihr ein Mißgeschick. Es war am 19. Juli 1658 1 Uhr Mittags, als man durch ein gewaltiges Krachen und erschütterndes Getöse erschreckt wurde. Der Glocke war beim Läuten das Ohr abgebrochen und stürzte sie, alles Gebälk zerschmetternd, nieder, ohne sich jedoch großen Schaden zu thun. Schon am 5. October desselben Jahres war sie wieder mit einem neuen Ohr an ihre alte Stelle gebracht und konnte abends um 5 Uhr wieder geläutet werden. Sie ist in alten Zeiten häufiger gezogen als heute. Es gab früher kaum ein Ereignis im häuslichen wie im öffentlichen Leben, welches nicht seinen Wiederhall oben im Glockenturm fand, wie es bei Schiller heißt:

„Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt!“

*) Die Anfertigung der Turmspitze in Gestalt einer Laterne kostete 656 Thaler (Bauunternehmer Kaulien). Die Bedeckung mit Schiefer geschah durch den Schieferdecker Wehres 1862.

Wie man auf dem Hartknoch'schen Bilde (Seite 3) sieht, hatte die neue Kirche weder Apfis (Altarraum) noch Seitenflügel, dafür aber war auf demselben Platz unmittelbar hinter dieser noch eine zweite kleinere Kirche für die polnische Gemeinde erbaut, ist jedoch 1717 nicht mehr vorhanden (Bild S. 66). Am Anfange des 18. Jahrhunderts scheint die polnische Kirche abgebrochen und aus ihrem Material die Apfis gebaut zu sein. Weil die Kirche schon damals für die große Gemeinde zu klein war, bat Propst Helwing den König Friedrich Wilhelm I, als er 1729 unsern Ort besuchte, um ein Gnadengeschenk. Er bewilligte zur Erweiterung der Kirche 2000 Thaler, und so entstanden die Seitenflügel, durch welche unser Gotteshaus die Gestalt einer Kreuzkirche erhielt.

Der heutige Altar ist seit 1611 bereits der dritte. Der erste stand von 1611 bis 1632, in welchem Jahre ein neuer für 800 Gulden angeschafft wurde. Letzterer wurde 1651 der Engelsteiner Kirche für 500 Gulden verkauft und steht daselbst noch heute. Der jetzige ist 1652 in Königsberg angefertigt und zeichnet sich durch einen großen Reichtum an sinnbildlichen Figuren und kunstvollem Schnitzwerk aus. Er wurde in den Tagen vom 16. bis 18. Juni 1652 hier aufgestellt und an einem Donnerstag nachmittags 3 Uhr fertig. Auf ihn legte man ein kostbares, mit Silber beschlagenes, in rotem Sammet gebundenes Kirchenbuch,*) ein Geschenk des Amtshauptmannes Hans von Krehzen, der darin eigenhändig den frommen Wunsch schrieb, daß „der Allerhöchste Gott die Kirche Angerburg nach dem Inhalt und Anleitung dieses Kirchenbuchs bei der wahren Evangelischen Augsburg'schen Confession bis an den jüngsten Tag erhalten, auch vor sonstigem Unglück bis an das Ende der Welt gnädiglich bewahren wolle.“ Auch die alte „Bettmutter Elze vom Schloß“ gönnte sich die fromme Freude, „ein schwarzes Tüchlein mit Silber genehet, uffn Altar zu verehren.“ Aus christlicher Liebe schickte auch der Amtshauptmann von Dlegto, Balzer Fuchs, unserer Kirche eine silberne Weinkanne, die leider nebst drei silbernen Oblatenschachteln im Jahre 1877 für 120 Mark verkauft ist, weil die hiesige Kirchenkasse ganz verarmt war.

Von den 5 **Kronleuchtern**, die heute in unserer Kirche zu sehen sind, haben drei den Doppeladler, eine Erinnerung an die Zeit der polnischen Lehnherrschaft. Der älteste Kronleuchter ist ein Geschenk der hiesigen Schuhmacher. Daß dieselben nicht nur kunstvolle Schnabelschuhe, sondern auch schöne Verse zu fertigen verstanden und sich also ihrem berühmten Kollegen Hans Sachs in Nürnberg als würdige Kunstgenossen zur Seite stellten, bezeugt die auf ihrem Kronleuchter vorhandene poetische Inschrift:

„Gottes Wort und Luthers Lehr
vergehet nun unde künstlig nimmermehr.
Gleich mehr es allen Kegern leidt,
So bleibt es doch in Ewigkeit.
Ein erbar Werk des Schusterfron
Thut verehren diese Leuchterfron
Diesem Gotteshause zu Ehren
Auch allen die Gottes Wort gern hören.
Und seint gewesen zu der Zeidt
des erbaren Werks Elterleut:
Martin Schelewa der erste ist,
Heinrichs Nölke sein Cumpan zu der Frist
Urban Blum und Wilhelm Bierfreund
diese beide zugeordnet Weiseger seindt.
Gegeben eintausend sechshundert und zehn Jahr für war

*) Noch heute im Pfarrarchiv aufbewahrt.

Am vierzehnten Tage des Monats IV. s.
Eben Gott verleihe uns allen
nach diesen das ewige Leben.“

Zwei Engel halten das Schuhmacherwappen.

Den zweiten Kronleuchter schenkten am 11. Juni 1633 die hiesigen Bäcker. Es sind deren auf dem Kronleuchter 14 namentlich angeführt, während sich heute bei der dreifachen Einwohnerzahl nur 7 Bäcker nähren können. Aber je mehr Bäcker, desto größer und länger die Semmeln. Auf diesem Kronleuchter sieht man ein Bild der damaligen Semmeln, die, was ihre Länge anbetrifft, sich zu den heutigen wie Goliath zu David verhalten. Der dritte Kronleuchter, ein Denkmal der 17 Zichner und Leinweber aus dem Jahre 1638 trägt die Inschrift: „Das Wort Gottes ist der Baum der Weisheit und das ewige Gebot ist ihre Quelle. Eccl. 1, 15.

Ehe du was unterwindest dich,
so such vorerst Gottes Reich täglich,
sein Wort zu hören nicht veracht;
so du betest, thu' es mit Andacht.“

Die blühende Leinweberzunft ist vor dem Dampf der modernen Fabriken verschollen, aber die frommen Sprüche auf ihrer Richterkrone gelten noch heute als baare Münze in Gottes Reich.

Nun aber lasset die Musikam hören, was sie uns von ihrer Geschichte zu erzählen weiß. Das herrlichste Musikinstrument, das jetzt ausschließlich im Dienste Gottes und der christlichen Gemeinden steht, die **Orgel**, hat sich senkornartig entwickelt. Bis ins vorchristliche Altertum reichen ihre ersten Entwicklungskeime. Schon bei den Griechen und Römern verband man mehrere Pfeifen zu einem Blasinstrument. Um die menschliche Lunge zu schonen, verband man diese Pfeifen mit einem ledernen Schlauch, den man unter dem Arm haltend drückte, um durch die zusammengepresste Luft die Pfeifen tönen zu lassen. Dann machte man noch größere Pfeifen und bediente sich des Wassers, um Luft in die Pfeifen zu bringen. So entstand die Wasserorgel. Als Erfinder der Orgel wird Archimedes zu Syrakus, wohl richtiger Ktesibius, ein Mechaniker aus Alexandrien, angeführt. Der Kaiser Nero war ein großer Liebhaber der Wasserorgel. Ungefähr im 7. Jahrhundert nach Christo wurde aus der Wasserorgel die Windorgel, die durch einen Blasebalg mit Luft gefüllt wurde. Vor 1100 Jahren trat diese Windorgel zuerst in den Dienst der Kirche. Karl der Große stellte eine solche im Aachener Dom auf. Schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts war ein großartiges Orgelwerk in der Benediktinerkirche zu Winchester in England mit 400 Pfeifen, 26 Blasebälgen, welche von 70 kräftigen Männern getreten werden mußten.

Die Tasten der ersten Orgel waren so breit, dick und schwer, daß sie mit kräftiger Faust niedergeschlagen werden mußten, um einen Ton von sich zu geben. Die Spieler hießen deshalb Orgelschläger. Die Klaviatur hatte nur höchstens 10 Tasten, und dennoch waren zum Orgelspiel mehrere Orgelschläger nötig. — Verschieden ist die Stellung der christlichen Confessionen zur Orgel gewesen. In der orientalischen Kirche ist die Orgel nie in Gebrauch gekommen. Auch die römisch-katholische Kirche war auf dem Konzil zu Trient nahe daran, die Orgel aus der Kirche zu entfernen, hat sie aber damals doch auf Verwendung des Kaisers Ferdinand behalten. Die päpstliche Kapelle in der Petrikirche zu Rom hat sie bis heute noch nicht zugelassen. Die Reformierten haben bekanntlich im Bildersturm auch die Orgeln zertrümmert. In der lutherischen Kirche behielt von Anfang an die Orgel ihre unbestrittene Bedeutung. Die lutherische Kirche hat diesem Instrument seine großartige Ausbildung und Vollkommenheit geschaffen und den größten Orgelspieler aller Zeiten hervorgebracht: Johann Sebastian Bach. —

Da die Kräfte der Angerburger Gemeinde beim Kirchenbau von 1605—1611 erschöpft waren, konnte man sich auch nur eine kleine Orgel, ein sogenanntes Positiv, anschaffen. Sobald man sich aber etwas erholt hatte, ging man an die Anschaffung einer großen Orgel. Das alte Positiv verkaufte man 1650 an den Oberstlieutenant von Bodenbruck für 315 Mark, die er freilich schuldig blieb. — Die Pump- und Schuldenwirtschaft war in alter Zeit noch schlimmer wie heute. Die der Kirche schuldigen Dezensreste waren im Jahre 1664 bis auf 4510 Mark angewachsen. — Den Bau der neuen Orgel übergab man dem Orgelbauer Joachim Thiele aus Rastenburg. Derselbe baute daran von 1647 Johannis bis 1648 Simonis Judä, und fertigte sie mit 25 Stimmen für 1000 Thaler. Die Schutzflügel, die auf beiden Seiten der Orgel mit Gemälden versehen zugleich zum Schmuck dienen, ließ der Amtshauptmann Johann von Kreyzen im Jahre 1651 durch die Maler Johann Großman und Werten Rüzner für 1000 Gulden herstellen. Es ist noch heute unsere Orgel nach 240 Jahren immer ein stattliches Werk mit kräftigen Stimmen. Sinnbildliche Figuren dienen ihm zur Zierde. Bis vor kurzem stand freilich nur der harfenspielende König David mit zwei Engeln auf dem Posten. Weil nun auf den Beichtstühlen mehrere Propheten und Engel unthätig standen, sind für sie im Jahre 1885 die nötigen Musikinstrumente, Geigen, Flöten und Trompeten, vom hiesigen Kaufmann Specovius gekauft und, also ausgerüstet, ist diese heilige Schar als Musikchor dem Könige David zugesellet, um unserm Kantor im Musizieren zu helfen. Wer zählt alle die frommen Lieder, die nun schon 240 Jahre lang auf dieser Orgel gespielt, all die andächtigen Ohren und Herzen, die von ihren weichen, lieblichen Tönen erbaut worden! Aber ach, wie viel ohr- und herzerreißende Töne sind ihr auch schon entlockt!

Was führten doch unsere **Kantoren** in alter Zeit für ein geplagtes Leben! Man höre und staune! Herr Joachim Wedecke war (1626—1640) hieselbst Schulmeister, Kantor, Organist, dazu Notarius (Rechtsanwalt), Stadtschreiber und Vicebürgermeister — alles zu gleicher Zeit und in einer Person.*) Wer macht's ihm heute nach? — Herr Organist und Kantor David Schmidt (1672—1677) war zugleich Stadtrichter. Nun denke man sich einen solchen Mann, der eben etliche Räuber an den Galgen befördert oder etliche Diebe mit mehreren Schock Peitschenhieben bedacht hat, — noch tönt in seinen Ohren das Schmerzensgeheul der bestraften Spitzbuben — da läuten die Glocken, und er muß ans „heilige Werk“, und während vor seiner Seele das Bild des eben an den Galgen gehängten Bösewichts steht, spielen seine Fingern das Lied: „Liebe, die du mich zum Bilde“. — Da läßt sich denken, wie fein säuberlich die Orgel behandelt ist. —

Im vorigen Jahrhundert sitzt ein ausgezeichnete Musiker, der Kantor Johann George Waldeck**) auf der Orgelbank, um der Gemeinde zum Gottesdienst zu spielen, aber fortwährend greifen seine Finger falsche Tasten, oder er zieht die unrichtigen Register auf, oder er spielt eine ganz falsche Melodie. Die Gemeinde murt und die Geistlichen schelten. Alle Welt wundert sich, was mit dem Manne vorgegangen sei; denn er zeigt sich seit einiger Zeit ganz verändert. Er ist so menschenscheu, träumerisch und zerstreut. Auch in der Schule macht er alles gedankenlos und verkehrt, und an dem sonst so vorzüglichen Schulmanne läßt die Jugend ihren Übermut aus. So bald er nach Hause kommt, schließt er sich ein und treibt hinter verschlossenen Thüren geheimnisvolle Dinge.

*) Von allen diesen Aemtern erhält Herr Wedecke 1657 eine Pension von 6 Mark 15 Schilling.

**) Johann Georg Waldeck, seit 1712 Kantor in Goldab, von 1716—1737 Kantor in Angerburg, verheiratet, Vater von zwei Töchtern.

Viele, die an seiner Wohnung neugierig gelauscht, haben lautes Zischen, Hämmern und Klopfen gehört. Ja, der arme Kantor war aufs Goldmachen geraten. In einer Zeit, wo selbst Kaiser und Könige an diese Kunst glaubten und sich von Betrügern Jahre lang täuschen ließen, ist's dem Kantor zu Angerburg wahrlich nicht zu verdenken, wenn auch er, von dem Durst nach Gold gequält, sein Heil in der Alchimie suchte. Was sollte auch aus seinen beiden heiratsfähigen Töchtern werden? Ohne Geld und Gold fanden doch arme Schulmeistertöchter keinen Mann. Doch hören wir weiter den Berichterstatter Pjanski in seinen Preussischen Anekdoten (N. Pr. Provinzialblätter VIII. S. 41): „Weil Kantor Waldeck es in dieser Kunst zu großem Erfolge gebracht zu haben entweder meinte oder vorgab, so überredete er einen Kaufmann in Rastenburg, ein gewissen Hippel, daß er den Stein der Weisen gefunden habe und fügte das Versprechen hinzu, ihn in die Gemeinschaft dieser Erfindungen und des daraus zu erzielenden Gewinnes zu ziehen, wenn er ihm eine Summe Geldes borgte, die zur Fortbetreibung des Werkes notwendig wäre. Hippel ließ sich den Kauf von Rauch und Wind gefallen und ging darauf ein; und zugleich zahlte er 1000 preussische Gulden ihm selbst fein stille aus. Damit jedoch die wechselseitigen Berrichtungen verschwiegen bleiben und Waldeck durch ein plötzliches Reichwerden nicht in den Verdacht käme, die Reichthümer unredlich erworben zu haben, so dachten sie folgende Gaukeleien aus. Hippel veranstaltete es, daß ein Brief von einem gewissen Zimmermann in Amsterdam unterzeichnet, durch die Curirpost an den Angerburger Magistrat gelangte, der an Waldeck gerichtet war. Es war dieser Zimmermann mit ihm durch Verwandtschaft verbunden und schon seit vielen Jahren nach Ostindien ausgewandert. Durch den Brief aber bedeutete er ihn, daß er mit ungeheuren Gütern beladen nach Holland zurückgekehrt sey und Waldecken, wenn er noch unter den Lebenden sich befinde, zum Erben seines Vermögens durch eine letztwillige Bestimmung verschreiben wolle; einstweilen schenke er ihm alljährlich tausend preussische Gulden, welche er für das erste Jahr laut beigelegtem Geldschein von Hippel empfangen würde. Da war niemand in Angerburg, der nicht dem Manne zu dem unverhofften und glücklichen Geschick Glück wünschte, denn alle wollten ihm wohl. Er selbst aber, was nicht von allen gebilligt wurde, dankte die Kantorstelle ab und fing an, den Scheitel höher zu heben, herrlich und in Freuden zu leben und in der Genossenschaft von Schmeichlern und Schmarozern nur Vergnügungen nachzuhängen. Inzwischen sind einige Wochen verflossen, als von Neuem ein Brief ins Haus fliegt, von Zimmermann, wie verlautet, in Amsterdam ausgestellt. Durch ihn ladet er Waldecken ein, ihn, den von Alter und Müheligkeiten Niedergebeugten, der dem Tode nahe sey, des Baldigsten in Holland zu besuchen. Es hat keine Weile. Er besteigt von Jubel und Glückwünschen überschüttet den Wagen, um die Reise, wie er sagte, gradenwegs nach Amsterdam zu richten. In der Kirche an einzelnen Sonntagen ergießt man sich in öffentlichen Gebeten für seine glückliche Abreise und Rückkunft. Die zurückgelassene Gattin und die Töchter machen bald Besuche, bald empfangen sie solche und durch andere Zerstreungen suchen sie sich den Schmerz über die Abwesenheit des Ehegemahls und Vaters zu erleichtern. Doch plötzlich ändert sich die Szene. Nach und nach sehen sie ihre Kasse zusammenschmelzen und sie nicht durch neue Zugänge vermehren. Die geschmälerte Habe zwingt die Segel einzuziehen und was sonst als Schulden zu machen. Es hört auf die Zuthätigkeit der Freunde, es hören auf die gegenseitigen Gastgebote, es hören auf die öffentlichen Ehrenbezeugungen. Mangel an allem zwingt sie den Unterhalt und zwar einen genugsam schmalen durch Handarbeit zu suchen. Briefe, welche mittlerweile an die Gattin gerichtet von Waldecks Hand ankommen, sind voller Klagen mit dem Bericht, daß die Reise von ihm umsonst unternommen sey, indem Zimmermann aus Amsterdam verschwunden wäre und kein Nachforschen fromme, nach welcher Gegend er sich hingewandt habe. Sie sind voller Klagen über die Notdurst in

allen Dingen, mit der Waldeck an fremden Küsten kämpfen müsse. Ein Gerücht, zuerst ohne Gewährschaft bricht durch, bald macht eine glaubhafte Kunde offenbar, daß alles, was bisher über Zimmermann und die von ihm zu erwartende Erbschaft unter so annehmliehen Gerüchten verbreitet und bestätigt gewesen, reine Erfindungen von Waldeck und Hippel seien zur Verhehlung ihrer Heimlichkeiten. Es kommt ins Klare, daß Waldeck keineswegs nach Holland abgegangen sey, sondern sich zuerst in Danzig, dann in Warschau verborgen gehalten und daselbst von Hippels Gelde unterhalten der Alchymie obgelegen habe. Hippel aber, da er sich von eitlem Hoffnungen genährt und seinen Beutel ausgezogen sah, weigerte sich, Waldecken weiter Geld vorzustrecken: ja um der Beschimpfung zu entgehen, leugnete er stets, mit ihm je in Verkehr gestanden zu haben. Waldeck fand darauf nirgend einen bleibenden Wohnsitz, hier und dort umherirrend, nachdem er durch seine alchymische Künste oder Täuschereien sich und die Seinigen zu dem Äußersten getrieben und dem öffentlichen Spott ausgesetzt hatte. Endlich nach etlichen Jahren in irgend einer Stadt in Pommern zu einem Schulamt befördert, erreichte er hier sein letztes Stündlein.“

Fügen wir noch eine andere tragikomische Geschichte hinzu, die sich auf der Orgelbank zu Angerburg zugetragen hat. Im Jahre 1826 erklärte der Kantor Weininger, die Orgel sei in so schlechten Zustand geraten, daß es darauf zu spielen nicht mehr möglich sei. Behufs Wiederherstellung derselben hält er in hiesiger Stadt eine Kollekte. Dieselbe ist höchst dürftig: 9 Th. 21 Sg. kommen ein. Die beiden Bürger Bolle und Rehan sind über den geringen Ertrag so enttäuscht, daß sie in die Sammelliste einschreiben: „Man muß das heilige Werk einfach in Stand setzen und die Kosten auf die ganze Gemeinde verteilen.“ Da findet sich zufällig schon nach drei Tagen ein polnischer Orgelkünstler aus Wirballen, Namens Woicichowski hier ein. Er rühmt seine Kunst und giebt vor, die berühmtesten Orgeln der Welt gebaut zu haben. Für 1000 Gulden wolle er auch die Angerburger Orgel zur herrlichsten Orgel im ganzen Lande machen. Geld brauche er nicht und könne lange Jahre warten, bis die Summe allmählich durch Dezemseinnahmen eingekommen sei. Wer war glücklicher als Angerburgs Kirchenvorsteher! War doch ein so nobler Mann ihnen bisher in ihrem Leben noch nicht vorgekommen. Sofort schließen die Kirchenväter Kaulien und Maschke mit Woicichowski den Kontrakt ab. Nun holt der Orgelbauer aus Polen sein Weib und seine Kinder und läßt sich am Orte nieder. Bevor er jedoch an sein Werk herangeht, erklärt er, ihm fehle das Geld, um sich die nötigen Materialien anzuschaffen, sei er doch durch unvorhergesehenes Unglück seines Vermögens beraubt. Durch seine Bitten gerührt, geben ihm die Kirchenvorsteher sofort zwei Drittel des Betrages. Kaum ist dieses geschehen, so kommt auch schon ein gerichtlicher Befehl aus Köpeln, durch welchen Woicichowskis Gläubiger auf die an ihn zu zahlende Summe Arrest legen lassen. Die Kirchenväter erschrecken; da sie aber nachweisen, daß sie ihm seine Arbeit schon bezahlt haben, das letzte Drittel seiner Forderung aber kaum zur Anschaffung der Materialien hinreicht, wird der Arrestbefehl erfolglos. Nun geht Woicichowski langsam an sein Werk heran. Kaum hat er aber die Orgel auseinander genommen, so fleht er auch schon wieder die Kirchenväter um das letzte Drittel seines Honorars an und droht, er müsse sonst die in ihre Teile zerlegte Orgel im Stiche lassen, um irgendwo eine andere Arbeit zu suchen und sich vor dem Hunger zu retten. Jetzt sind die Kirchenväter aber fest und verweigern die Zahlung des Restes. Der Orgelkünstler erläßt jetzt einen Aufruf an alle Wohlthäter der Stadt und bittet die „Honoratiores“ um milde Gaben an, man möge ihm „in seinem traurigen Schicksal einen Nutzen geben“ und möge bedenken, daß er „das aller schönste Orgelwerk mit Aufopferung seiner Gesundheit herstelle.“ So nährte sich der polnische Künstler durch Betteln und Borgen lange Zeit. Allmählich kommt auch die Orgel in Ordnung und soll wieder gespielt werden. Da zeigt Woicichowski den Kirchenvätern im October 1872 an, daß

„der Kantor Weininger die Orgel durchaus nicht spielen kann, ohne daß dieses schöne mit größter Mühe verfertigte Kunstwerk dodal rugeniert werde.“ Der Kampf zwischen Orgelbauer und Kantor entbrannte aufs heftigste. Als die Orgel das erste Mal gespielt werden soll, stehen beide wie zwei Kampfhähne an der Orgel sich gegenüber. Kaum hat der Geistliche seine Predigt beendet und Amen gesagt, so springt Woicichowski auf die Orgelbank, um Weininger fortzudrängen. Aber gleichwie eine Gluckhenne ihr Küchlein vor dem Habicht schirmet, also der Kantor seine Orgelbank: „Hie sitze ich und lebend weiche ich nicht einen Finger breit!“ Sein Gegner befiehlt ihm „das Maul zu halten.“ Es kommt zu einem heftigen Ringen. Schon scheint unser Kantor den dicken, rothaarigen Orgelmeister unterzukriegen, da springt dieser fix — an die Orgelpfeifen und zieht sie schnell auf. Laut heulen und brausen in wildem Chaos die Orgelstimmen durch die Kirche und lassen eine Musik ertönen, daß sich die Gemeinde entsetzt die Ohren zuhält. Aber diese häßliche Störung im Gottesdienst war nicht das letzte Ende der Geschichte. Der Zweikampf zwischen den beiden streitenden Orgelmännern teilt alsbald Stadt und Gemeinde in zwei Kriegslager. „Hie Weininger, hie Woicichowski“ lautet die Losung. Die einen nehmen Partei für den Orgelbauer, die andern für den Kantor. Die Kantortopartei, in welcher sich die Gemeindevertreter vom Lande befanden, verlangt sofortige Entfernung Woicichowskis, weil er die Orgel ruiniert, nicht repariert habe. Die Gegenpartei, von den Kirchenvorstehern angeführt, dringt auf Absetzung des Kantors, weil er zum Orgelspiel unfähig sei, sich auch oftmals von den Schulknaben Bolle und Sachitzki im Orgelspiel vertreten lasse und die polnischen Chöre deutsch singe. Endlich kommt es dahin, daß man zur Abnahme der Orgel und zugleich zur Prüfung des Kantors im Spiel den Musikdirektor Hermes aus Gumbinnen bestellt. Da ist's dem polnischen Orgelbauer nicht mehr geheuer, und er verschwindet vor der Orgelabnahme plötzlich bei Nacht und Nebel, viele Schulden und getäuschte Gläubiger zurücklassend.

Einer der letzteren war der Kirchenvorsteher Naulien. Er hatte sich von Woicichowski das letzte Drittel seiner Forderung an die Kirchenkasse in Höhe von 133 Thalern abtreten lassen und diese Forderung weiter an den Kaufmann Degen in Königsberg cediert. Nun heben die Prozesse an. Degen verlangt Befriedigung von der Kirche und verklagt die Kirchenvorsteher. Diese suchen bei der königlichen Regierung Schutz und selbige erklärt die ganze Orgelreparatur und den mit Woicichowski abgeschlossenen Kontrakt für ungültig, weil alles ohne Genehmigung der Patronatsbehörde geschehen sei. Kaufmann Degen treibt den Prozeß durch alle Instanzen und verliert. Jetzt beginnt der Prozeß zwischen Degen und Naulien. 15 Jahre lang währen diese Prozesse. Die Forderung wächst von 133 Thaler auf 329 Thaler an. Endlich des Kampfes müde, suchen die Parteien gütlichen Vergleich und Versöhnung. Auch die Kirchenvorsteher lassen sich bewegen, einen Teil der Forderung Nauliens zu befriedigen. Von Woicichowski war keine Spur zu entdecken. Sachverständige erklärten, daß er die vorher herrliche Orgel ganz zerstört habe, und mußte dieselbe daher im Jahre 1850 mit einem Kostenaufwand von 616 Thalern durch den Orgelbauer Scherweit aus Königsberg vollständig umgebaut werden. Am schlechtesten fuhr bei diesem Orgelstreit Kantor Weininger. Für das Orgelspiel seiner Schulknaben wurde ihm eine Strafe von 30 Mark auferlegt. Gebrannte Kinder scheuen das Feuer. Der schrecklichste aller Schrecken blieb ihm bis an sein Lebensende ein Orgelbauer. Sobald er daher im Jahre 1847 hörte, daß man wieder die Orgel in Stand setzen wolle, suchte er sofort seine Pensionierung nach*).

Außer der Orgel diente der Kirche schon im 16. Jahrhundert ein Musikchor mit

*) Kantor Weininger starb den 10. November 1869 im Alter von 86 Jahren.

Blase- und Streichinstrumenten unter Leitung eines dazu angestellten Kirchenmusikus (musicus instrumentalis). Dieser bekam aus der Kirchenkasse ein Gehalt von 18 Thalern und von jeder Dorfschaft ein Fuder Kalendeholz, das billigste Zahlungsmittel jener Zeit; außerdem hielt er alljährlich einmal einen Umzug in Stadt und Land, „circuitus,“ um sich seine Nahrung zusammenzublasen. Die Instrumente waren Eigentum der Kirche. Schon zu seinen Lebzeiten hatte der Kupferschmidt Thomas Merkisch die heute noch vorhandenen Kesselpauken der Kirche geschenkt; als er 1695 starb, vermachte er der Kirche noch 100 Gulden zur Beschaffung von Musikinstrumenten, und wurden letztere dann dem Kapellmeister Nehann übergeben. Dieselben waren noch 1835 vorhanden, doch schon in unbrauchbarem Zustande. *) Wenn im Jahre 1617 der Musikus Jahrenwald sich ein Denkmal in der Kirche durch Verehrung eines bunten aus Holz fein geschnittenen Sternes setzt, scheint er bessere Nahrung gehabt zu haben als ein Jahrhundert später sein Kollege Tetterau. Dieser stöhnt über sein jammervolles Hungerleben und die bösen Landleute, welche ihm das Kalendeholz seit mehreren Jahren schuldig geblieben wären und verschwindet dann 1752 plötzlich ohne Sang und Klang. Nachdem die Stelle eines Kirchenmusikus länger als 100 Jahre unbesetzt geblieben war, sorgte der als Musikkund und ausgezeichnete Klavierspieler in weiten Kreisen rühmlichst bekannte Superintendent Paulini im Jahre 1855 für Wiedereinführung der Instrumentalmusik bei Festgottesdiensten. **)

Von jeher herrschte in hiesiger Kirchengemeinde ein reges Musik- und Gesangsleben. Wohlgeschulte Kirchenchöre erbauten die Gemeinde mit ihren mehrstimmigen Liedern. Das hiesige Pfarrarchiv enthält eine reiche Fülle teils geschriebener, teils gedruckter alter Liederbücher mit den alten dickkopfigen Noten. Die Deckel sind mit altem Pergament beklebt. Einige gedruckte Titel klingen zu naiv und komisch: „Gallus Dreßlers Ausgewählte Deutsche Lieder mit vier und fünf Stimmen ganz lieblich zu singen und auff allerley Instrument zu gebrauchen. Folgen hernach Deutsche Weltliche Liedern mit viere, fünf, sechs und acht stimmen — 1580.“ — „Musikalischer Leute Spiegel, welcher sich vor ehrliche Leuten wohl darf sehen lassen von einem deutschen Spaniol — 1687.“ — „Daniel Selichs Opus novum Geistlicher Lateinisch und Teutscher Concerte und Psalmen Davids nebenst dem Basso continuo vor die Orgel, Lauten, Chitaron &c. Also daß dieselbe nicht allein in Fürstl. Kapellen, sondern auch in andern wohlbestaltten Stadtkirchen nach Beliebung füglich können gebraucht und Musicirt werden.“ u. a. m.

Dem Inhalte nach enthalten diese Liederbücher entweder geistliche Lieder meist in lateinischer Sprache, aber auch weltliche deutsche Volkslieder. Letztere zeigen uns, was unsere alten Vorfahren gesungen haben, um sich frohe und heitere Stunden zu schaffen. Den Frauen hingen sie die Tugend „zentnerweise an und sangen zu ihrem Lobe:

„Ein schönes Bild ganz lieblich,
Gütig, mild, holdseelig,
Freundlich treu,
Wie auch dabei
Von Art sehr zart und fein

*) Das Inventarverzeichnis von 1835 zählt auf: 3 Trompeten, 4 Posaunen, 2 Violinen, 2 Mundstücke, 1 Violoncelle.

**) Der hiesige Kapellmeister Haase, der eine vorzüglich geschulte Musikkapelle — vielleicht die beste in der ganzen Provinz — besitzt, erhält laut Kontrakt 60 Mark für die Begleitung des Gemeindegesanges an Festtagen. Wegen der großen Fülle der Kirchenbesucher an den Feiertagen ist die Orgel zur Leitung des Gesanges zu schwach.

Seynd unsre Weiberlein.
 Leutseligkeit und aller Tugend Preis
 Hängt an Hnen Zentner weiß,
 Wie auch Barmherzigkeit, wie sie oftmals gethan
 An manchem Mann
 Und zwar sogar an dem,
 Der liebet ihr Gebrehm—“

In knapper Zeit machten sie sich Lust und Mut zum „Krautfressen“ und
 sangen:

„Auff meiner weiß will ich hinauß
 Und laß die vöglein sorgen.
 In meinem hauß
 Kein rag noch mauß:
 Der Wirt der muß mir borgen.
 Hab ich nit Fisch auf meinem Tisch,
 Gwonete speiß thut wole,
 So friß ich kraut,
 Fült mir d' Hundshaut.
 Nun geh mir auß den Bonen.
 Wils Gott so sol ins alter kein
 gelt bei mir nit schimlicht werden
 raum auff, spar nichts, das ist mein sitt
 vnd ist mein brauch auf erden.
 Es gilt dir ein helt sieben stein,
 vnd kost er gleich ein Kronen,
 so sing ich doch mein Liedlein noch
 nun geh mir aus den Bohnen.“

Auch dem edlen Rebensaft widmeten die alten Vorfahren ihr Liedlein und
 sangen:

„Den liebsten Bulen den ich han
 thut auß der rebn entspringen
 er hat ein hölznes röklein an,
 macht mich lustig singen,
 frischet mir das blut, gibt freyen mut,
 als durch sein kraft vnd eigenschaft.
 nun grüß dich Gott mein rebensaft.“

Waren sie verliebt oder verlobt, dann sangen sie der Liebsten ein Ständchen
 in folgender Weise:

„Ach schönes Jungferlein, mein höchste schaz auf erden,
 Du sollt mein eigen sein, so bald es mir kan werden.
 So wollen wir freundlichen, lieblich und züchtiglichen
 Ganz freundlich unser lebn zu bringen hier auf Erden.
 Ach, das es bald möcht werden! —

oder: „Ach, edles bild,
 biß nit so wild,
 es kompt die Zeit
 die dich erfrewt.

leg hin die flag.
 es bringts der tag.
 das du dich wirst erfrewen.
 grüß dich gott mein Ketterlein.“

Die hiesige Gemeinde hat sich von jeher bis heute durch regen **Kirchenbesuch** aus-

gezeichnet. Es machte oft die größten Schwierigkeiten, einen Sitz in der Kirche zu erlangen. Die Chöre waren von den Handwerkern besetzt, und hatte ein jegliches sein besonderes Chor; das eine Chor war für das Militair bestimmt. Unten saßen die Frauen und nahmen 296 Stände ein. Vor der Kanzel hatten die Rats Herrn ihren Platz. Um den Dorfschulzen eine besondere Auszeichnung zu verleihen, befahl 1752 König Friedrich II., daß ihnen „als kleine Distinction“ die ersten vordersten Bänke einzuräumen seien. Für General Ratt und seine Offiziere mußte die Kirchenwand am Altar durchbrochen und das „Amtschor“ angebaut werden. Als dann im Jahre 1781 die Kreis-Justiz-Commission das hiesige Schloß bezog, nahmen die Gerichtsbeamten mit ihren Familien Besitz vom Amtschor und wollten die übrigen Beamten nicht zulassen. Zwar versuchten es die Kirchenvorsteher im Jahre 1825 auch den übrigen königlichen Beamten den Zutritt auf dieses Chor zu verschaffen, erhielten aber dafür vom Oberlandsgericht zu Jasterburg einen derben Verweis: „Wir können uns,“ so schreibt diese Behörde, „eine solche Anmaßung der Kirchenvorsteher nicht gefallen lassen.“

Dem reichbegüterten Herrn Christian von Schlieben, dessen Besitzungen sich über die Kirchspiele Angerburg, Engelstein, Nordenburg und Dombrowken erstreckten, gelang es im Jahre 1715 nur durch eine Eingabe an Seine Majestät den König, sich hier einen Kirchenstand*) und ein Erbbegräbniß**) zu verschaffen. Er schreibt an den König, daß „unter genannten vier Orten (Engelstein, Nordenburg, Dombrowken und Angerburg) ihm der wohlgeordnete Gottesdienst in Angerburg am besten gefalle.“

Die Not macht die Leute erfinderisch. Da lebte hier um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Männlein, das den Stadtschreiberposten versah, Namens David. Weil er klein von Gestalt war wie sein berühmter Namensvetter, der König der Juden, wurde er beim Gottesdienste im Gedränge oft bei Seite geschoben. Das kränkte seine Würde und verursachte ihm schlaflose Nächte. Endlich hatte er's gefunden, wie diesem Uebel abzuhelfen sei. Er erbaut sich mit Erlaubniß der Kirchenväter neben der Kirche eine kleine Klausel, „10 Fuß breit und 24 Fuß lang in einem Winkel, wo sonst lauter Unreinlichkeit hingeworfen wird.“ Damit er mit seinem Weibe und mit seinen zahlreichen Kindern im Stande wäre, die Predigt zu hören, so wird ein „kleines Loch in der Kirchenmauer gemacht, wodurch ja den Kirchenmauern nicht der geringste Schaden zukommt.“ Nicht wahr, ein origineller und schöner Gedanke! Wir freuen uns über den kleinen Zöllner Zachäus aus Jericho, der, um Jesum zu sehen, auf einen Maulbeerbaum stieg, aber nicht minder kann man sich über diesen kleinen Stadtschreiber David aus Angerburg freuen, der, um Jesu Wort zu hören, für sich und seine Familie eine Klausel neben der Kirche baut. Schau, geneigter Leser, das liebliche Bild, wie sich das große David'sche Häuflein, Vater, Mutter und Kinder, in ihrer Klausel an die kalte Kirchenmauer herandrängt und alle ihr Ohr zu der kleinen Oeffnung in der Mauer hinhalten, um dem Wort der Predigt zu lauschen. So haben sie's gehalten viele Jahre und die Stadt hat davon keinen Schaden gehabt, sondern einen frommen, fleißigen, treuen und zuverlässigen Beamten. Als die Russen im Jahre 1758 Ostpreußen in Besitz nahmen und auch die hiesigen Bewohner der russischen Kaiserin den Huldigungseid leisteten, war David unter den wenigen Treuen, welche ihren dem Könige von Preußen geschworenen Amtseid nicht brechen wollten, sondern dafür lieber ins Elend gingen. Der treue Amtschreiber wurde daher seines Amtes entsetzt und in einer russischen Festung eingekerkert. Seine zurückgelassene Frau geriet in bitterste Not und verkaufte daher ihr Kirchenhäuschen 1761 an den Ratsverwandten

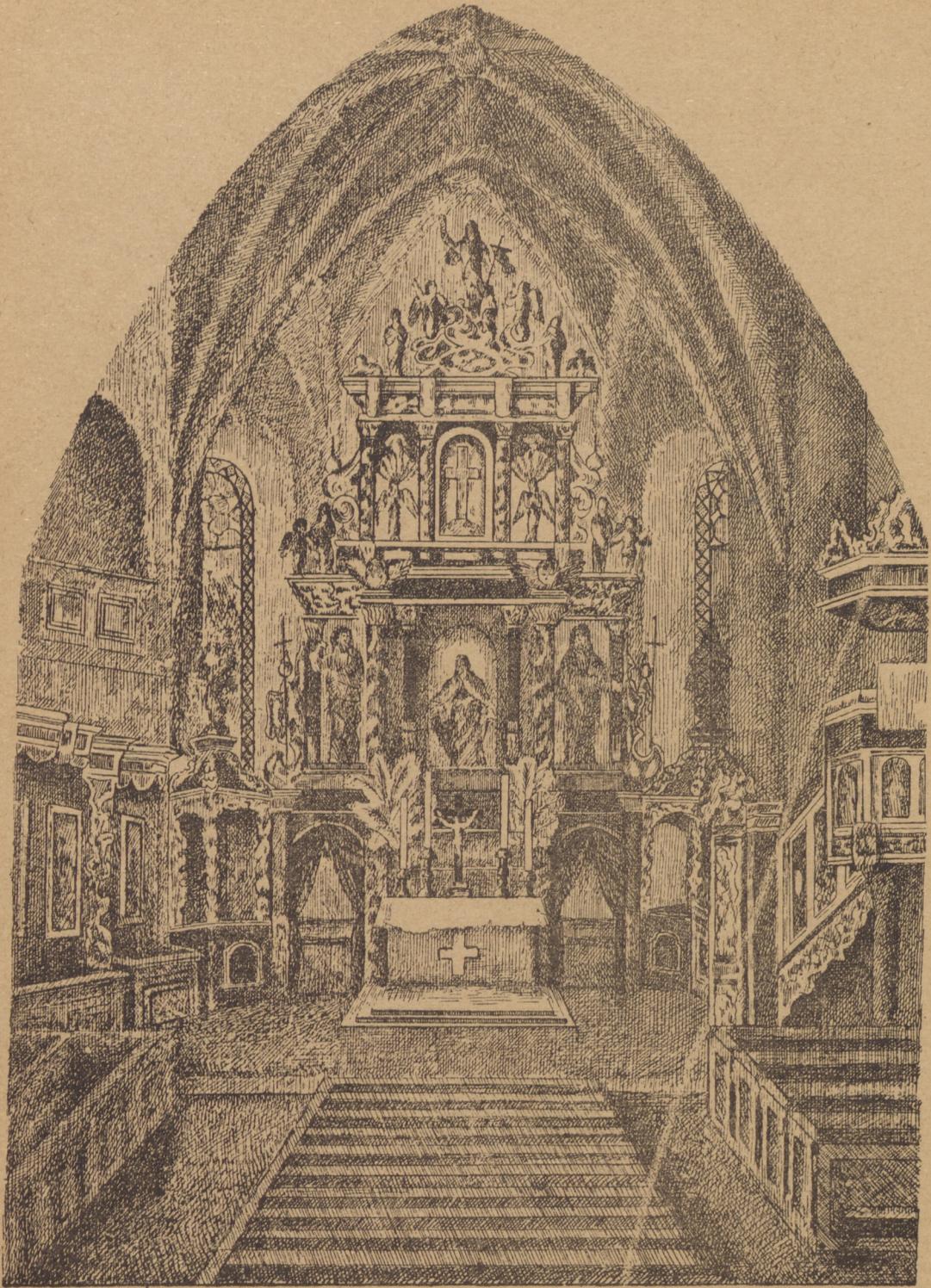
*) Wo heute der Pfarrstand ist.

**) Rechts vom Turm, wo früher das Weinhaus war.

Schöne. Von diesem ging es mit Schönes Grundstück im Jahre 1798 an die Landschaft über. Aber das Regenwasser, das vom Kirchendache herabfloß, verursachte dem Davidschen Kirchenhäuschen viel Schaden, so daß die Ziegel und Bretter verfaulten. So konnten denn im Jahre 1851 die Diebe durch diese Klause bequem in die Kirche einbrechen und stehlen. Da brachen die Kirchenvorsteher die Klause ab und mauerten das Loch in der Mauer zu. Die Landschaft wollte sich den Abbruch nicht gefallen lassen und strengte gegen die Kirche einen Prozeß an, wurde aber abgewiesen. So ist Davids Klause verschwunden, aber das Gedächtniß des Gerechten bleibt im Segen (Sir. 10,7).

Die **äußeren Angelegenheiten** der Kirche, namentlich die Bauten und Reparaturen, Dezemseinnahme, das Ziehen der Kirchenlichte hatten die **vier Kirchenväter** zu besorgen. Dafür erhielten sie ein jeder ein Gehalt von 1 bis höchstens 2 Mark. Ihr zuweilen recht mühevolltes Amt brachte ihnen aber auch frohe Stunden. Wurde die Kirchenrechnung vom Herrn Amtshauptmann „abgehört“, d. i. revidiert, oder wurden die Kirchenlichte gezogen, oder der Dezem eingenommen, dann hatten die Kirchenväter ein üppiges Leben; da gab es „vor Zehrung und Bier“ sogar die hohe Summe von 9 bis 10 Mark. Sonst waren ihnen ihre Amtsbefugnisse recht spärlich bemessen. War an einem alten Ofen eine Kachel oder an einem Fenster eine Scheibe zerbrochen, so hatten sie als unterthänigste Knechte solches erst höheren Ortes zu melden und die Genehmigung zur Ausbesserung des Schadens in tiefster Demut zu erflehen. Erst eine Verfügung vom 24. Oct. 1801 gestattet den Kirchenvorstehern kleine Reparaturen bis zu 2 Thaler jährlich ohne zuvor eingeholte Genehmigung vorzunehmen. Wurde die Kirchenlade auch noch so streng geschützt, die Kirchenväter in alter Zeit ließen sich doch nicht abhalten, zu gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken recht bedeutende Ausgaben zu machen. Die Armen in Bentheim erhielten zu Salz und Schmeer, Fleisch und Bier erhebliche Unterstützungen. Jeder fahrende Mann und Exulant empfing aus der Kirchenkasse seinen Zehr- und Reisegroschen. So finden sich noch im Jahre 1703 zu Bentheim: „Ein aus Worms vertriebener;“ „ein polnischer Edel Mann Przemislowski;“ „ein Michel Jablonski, Vertriebener Edelmann aus Ungarn;“ „die Wittwe M. Stärkin aus der Unterpfalz;“ „eine russische Wittmeisterin Anna Latkowsin;“ „eine Pfarrewittwe Engel aus Kurland;“ — also 6 vornehme Reisende, die jeder 36 bis 54 Schilling Reiseunterstützung aus der Kirchenlade erhalten. Außerdem unterstützt Bentheim in selbigem Jahre die Städte Eßlingen und Neustettin und 7 Kirchen (darunter Speier und Worms) mit Beiträgen von 1—3 Mark. Den höchsten Unterstützungsbeitrag zahlte die Kirche zu Bentheim im Jahre 1697 für das „Neu angelegte Zuchthaus,“ nämlich 6 Mark.





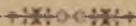
Altaranficht der Kirche zu Angerburg im Jahre 1887. *)

*) Die Kirche ist im Jahre 1885 durch freiwillige Opfer der Gemeinde aufs herrlichste geschmückt. Es sind das neue Altarbild (der segnende Christus von Pfannschmidt), die beiden gemalten Kirchenfenster und ein neuer Kronleuchter angeschafft, auch Kanzel und Altar nebst Kirchenständen am Altar



Kapitel 14.

Die kirchlichen und sittlichen Zustände im 17. und 18. Jahrhundert: Belehrung über Offiziersschulden, Zigeuner, Betteljuden und ähnliche Dinge. Streuges Examen. Auf dem Gebetverhör. Die Visitation. Weihnachtseengel. Taufe. Die Dornenpfade zum Traualtar. Begräbnisreden. Lebendig begraben. Totengebräuche. Die winselnde Stimme zu Kutten. Warum Churfürstliche Gnaden Ursach hätten, den Rektor und Kantor zu Angerburg aus dem Lande zu jagen. Kirchenbußen. Im Halseisen und der spanischen Fiedel. Das unterbrochene Hochzeitsfest. Häuberwesen. Die Struter. Die Mordbrenner. Daumen- und Zehenschraube. Der Landrichter von Angerburg als Satanas. Essen und Trinken. Modenarrheiten. Bluderhosen, Perücke, Pops, Haargebirge, Reifrock, Schönheitspflaster.



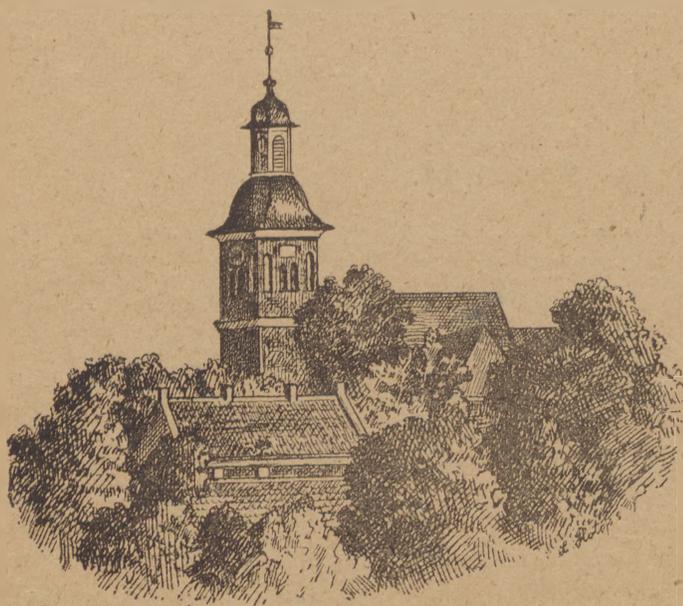
Die **Gottesdienste** dienten in alter Zeit ausschließlich dem Unterricht und der Belehrung des Volkes sowohl in weltlichen wie geistlichen Dingen. Alle neuen Gesetze, Edikte und Verordnungen waren (laut königlicher Verordnung vom 2. Dez. 1711) von der Kanzel zu verlesen. Die wichtigsten mußten alle viertel Jahr wiederholt werden, um sie den Leuten recht tüchtig einzuschärfen, und der Erzpriester hatte jährlich darüber an die Regierung zu berichten, ob dieses gewissenhaft in allen Kirchen geschehen sei. So wurden im 18. Jahrhundert vierteljährig folgende gesetzliche Verordnungen vorgelesen:

1. Betreff Reparaturen der Brücken, Dämme und Wege.
2. Daß kein Glachs noch Hansf in den Flüssen gerötet werden soll.
3. Wegen der Betteljuden.
4. Wegen der Zigeuner und Landstreicher.
5. Daß die Offiziere von der königlichen Armee keine Schulden machen dürfen.
6. Vom Hazardspiel.
7. Wegen Verfolgung der Deserteure.
8. Warnung vor Mord unehelicher Kinder.
9. Daß die Amtsbauern ohne Attest der Beamten kein Stroh verkaufen, ihre Wiesen nicht verwachsen lassen, auch die Aecker von Steinen reinigen sollen.

erneuert. Die Gesamtkosten, gegen 5000 Mark, sind — bis auf einige Hundert Mark Schulden — durch freiwillige Gaben und Erträge eines kirchlichen Volksfestes, mehrerer Kirchenkonzerte unter Leitung des Herrn Musiklehrers Fehr resp. Kantor Passarge, und durch die Einnahmen von 6 Vorträgen (der Herren Seminarlehrer Peiper, Seminarlehrer Hotop, Bauinspektor Marggraff, und Sup. Braun) aufgebracht. Außerdem verehrten der Kirche Herr Partikulier und Kirchenältester Perkuhn ein gemaltes Altarfenster, Frau Gräfin von Lehndorff eine Christusbüste, Herr Kirchenkassen-Rendant Brozowski zwei Altarleuchter, Frau Bürgermeister Wattmann einen Kronleuchter.

10. Gesindeordnung. *)

So aufklärend es für unsere Väter auch gewesen sein mag, von den aufzuhängenden Zigeunern und einzufangenden Betteljuden, vom Flachsröten und Offiziersschulden in der Kirche zu hören, so wurde diese Einrichtung doch von den Geistlichen wie von den Zuhörern oft als große Plage empfunden. Superintendent Bisanski schrieb 1798 daher dem Magistrat, der ihm aufgetragen hatte die Versteigerung von Grundstücken und andern Sachen in der Kirche bekannt zu machen, daß „den andächtigen Zuhörern einer Predigt nicht zugemutet werden dürfe nach der Predigt von zu verkaufenden Böcken und Schweinen zu hören“ und blieb trotz aller Beschwerden des Magistrats bei seiner Weigerung.



Eine Verfügung der Regierung vom 25. Januar 1810 verbot sodann alle Veröffentlichungen von Privatangelegenheiten auf der Kanzel und verlegte die Verlesung der königlichen Edikte vor die Kirchenthür in die Vorhalle.

Die Gottesdienste waren häufiger wie heute. In den Städten wurde zweimal in der Woche Mette**) gehalten. Am Sonntage predigten die hiesigen Geistlichen zweimal deutsch, zweimal polnisch. Am späten Abend hielt der hiesige Rektor eine Vesper. Der-

selbe legte hierzu seine „Bethkleider“***) an. Der Sängchor hatte weiße Chorbemden†)

*) Die barbarische Strenge der alten Gesindeordnungen (v. J. 1612, 17. April 1724 und 15. März 1767), über die wir heute den Kopf schütteln, gehörte zu den damaligen Zeitverhältnissen wie das Rad zum Wagen. Ohne polizeiliche Erlaubnis durfte keine Familie ihre Söhne über das 16., ihre Töchter über das 15. Lebensjahr im Hause behalten; was nicht ein Handwerk lernte, wurde durch Zwangsmassregeln zum Dienen angehalten. „Auf dem Lande“ heißt es in der Gesindeordnung, „müssen die Kinder gleichfalls jung (außer der Schulzeit) zum Dienst angehalten werden und sind auch jüngere Kinder zum Pferde-, Kurren oder Welsche Fühner-, Gänse- und Schweinehüten zu employiren. Verheiratete Diensthoten und Instleute müssen sich mindestens auf drei Jahre vermieten. Jeder, der Gesinde mietete, hatte ihnen einen schriftlichen „Lohnzettul“ zu geben, der die Bedingungen des Dienstes enthielt. Die „Knechte-Väter“ oder „Mägde-Mütter“ — so hießen die Vermittler beim Vermieten — hatten einen heiligen Eid zu schwören, daß sie „das Gesinde nicht wider die Wahrheit ausrühmen, auch ihm nicht zum Freßen und Saufen, auch anderem unehrlichen und üppigen Leben keinen Raum und Gelegenheit geben wollen“. Dem Gesinde die Ausfaat zu gewähren ward bei 20 Thaler Strafe gänzlich verboten. Der Denunciant erhält 5 Thaler Belohnung für seine Anzeige. Das Gesinde, das sich Ausfaat auf dem Acker ausdingt, muß 14 Tage ins Zuchthaus. Entläuft das Gesinde der Herrschaft, so wird es das erste Mal 6 Wochen bei Wasser und Brod ins Gefängnis gesperrt, das zweite Mal steht auf das Entlaufen des Gesindes Zuchthausstrafe von einem Jahr, das dritte Mal der Galgen. Auch die Höhe des Lohnes ward für jeden Bezirk gesetzlich bestimmt. 1767 erhalten im Angerburgischen Großknechte 12 Thaler, Mittelknechte 10 Thaler, Jungen dienen auch ohne Lohn und Kleidung. Dienstmägde erhalten 6 Thaler, „Margellen“ (Mittel-Mägde) 5 Thaler.

**) d. i. Frühgottesdienst.

***) Kirchenrechnung von Angerburg v. J. 1627.

†) Die Chorbemden sind 1737 nicht mehr im Gebrauch, sondern bereits teils von Motten zerfressen, teils gestohlen.

an. Jeder Gottesdienst gestaltete sich zu einem Examen für die Gemeinde. Vor der Predigt wurde mit der erwachsenen Jugend katechisiert. Nach der Predigt trat der Geistliche vor die Gemeinde, um die Predigt mit den Alten „catechetice zu wiederholen“. Er fragte sie nach dem Inhalt der gehörten Predigt und erforschte, wer aufmerksam zugehört oder wer während des Gottesdienstes geschlafen hatte. Trotzdem war die Schlafsucht besonders der polnischen Leute so allgemein, daß die vier Läuter hier 3 Mark aus der Kirchentasse dafür erhielten, daß sie die polnischen Leute während der Kirche aus dem Schlafe weckten.*) Zur **Beichte**, am Sonnabend, mußte die Anmeldung schon am Dienstag zuvor erfolgen, damit den Leuten die beiden vom Konsistorium „anbefohlenen Sprüche nach Hause zur Uebung mitgegeben“ würden. Auch die Beichte war nur eine Katechisation mit den Kommunikanten. Wer sich im Beichtunterricht unwissend zeigte, wurde zum heiligen Abendmahl nicht zugelassen.

Selbst daheim waren die Leute vor dem prüfenden Pfarrer nicht sicher. Er besuchte sie zum **Gebetverhör**. Zwischen Michaelis und Advent bereifte der Pfarrer, von einem Paar handfesten Botabeln begleitet — denn die Sache war keineswegs immer ganz ungefährlich — alle Dörfer des Kirchspiels um „eine jegliche Person, es sei Mann oder Weib, beides Junge und Alte, keinen ausgenommen im Gebet insonderheit zu examinieren.“ Obwohl die Leute unter Androhung von 5 Groschen Geldstrafe, ja, nach fünfmaliger Versäumnis, des Halseisens, zu diesen Zusammenkünften beschieden wurden, krochen doch viele ins Stroh oder liefen in Wald und Feld, wenn der Pfarrer zu diesem notwendigen „Exercitio und nützlichen Examine“ bei ihnen erschien. Dieser aber kannte seine Leute und ließ die betreffenden nicht leicht entschlüpfen. Er führte ein genaues Verzeichnis der Dorfbewohner bei sich, „auf daß er seine anbefohlenen Schäflein desto besser kenne und ihren profectum tamquam in tabula jährlich ersehen und wissen möge.**)“

Mit Bangen ging eine Landgemeinde der **Visitation** entgegen. Der Herr Erzpriester nahm selbst die alten grauköpfigen Wirte und Wirtinnen recht scharf nicht nur im Katechismus, sondern auch im Lesen vor. So fand er im Jahre 1755 zu Kruglanken unter 200 alten Wirten und Wirtinnen 2 Männer und 3 Frauen, die fertig lesen konnten, worüber er „sich sehr vergnügte“ und die Namen dieser Wackeren in den Visitations-Neceß einschrieb. Sieben freilich waren trotz hohen Greisenalters erst beim „Buchstabieren“, weil sie von „ganz stupider Gemüths-Beschaffenheit“ wären. Im Kirchspiel Stürklad fanden sich sogar in demselben Jahr 7 fertige Leser unter den Alten. Wer von den erwachsenen Personen kein Sprüchlein aussagen konnte und noch keinen Buchstaben kannte, hatte bei der Visitation wenigstens seine religiösen Erbauungsbücher dem Herrn Erzpriester zu zeigen. Dieser „vergnügte sich“ im Jahre 1755 zu Rydzewen unter den polnischen Leuten „46 Bibeln, 232 Testamenther, 279 Gesang Bücher und 300 Rambach'sche Ordnungen des Heyls“ vorzufinden. Für die „Schulmeister“ war die Visitation ein Tag großer Angst. Hatten sie doch nicht nur ihre Schuljugend im Lesen und Katechismus vorzuführen, sondern auch selber durch eigenhändige Probeschriften den Beweis zu liefern, daß sie die Kunst des Schreibens begriffen. „Die Schulmeister Kollag und Ossa werden sich noch selbst im Schreiben üben müssen und der Kirch-Necktor wird sich nicht entbrechen, ihnen dazu eine gute Anleitung zu geben“ heißt es im Visitations-Neceß zu Rydzewen vom Jahre 1755.

Doch nicht alle gottesdienstlichen Versammlungen waren mit scharfem Examen ver-

*) Kirchenrechnung v. Angerburg v. 7. 1694.

**) Rogge Geschichte der Diözese Darchmen.

bunden. Eine Ausnahme machte das **Weihnachtsfest**. Es bot der Gemeinde ein tief-ergreifendes, romantisches Schauspiel. Am heiligen Abend zieht in der Stadt der Kantor mit seinen Schulkindern durch die Straßen, um die lieblichen Weihnachtslieder in die kalte Winterluft hineinzusingen und die ihm dafür aus den Häusern gespendeten Groschen zu sammeln. An Schlaf war in der Weihnachtsnacht nicht zu denken. Schon um Mitternacht beginnt das Wandern großer Scharen zur Jutzunia oder Christmette. Die Schulkinder, haben das lange weiße Hemde ihres Vaters angezogen, um den Leib einen Gürtel gelegt, auf den Kopf eine hohe mit Goldschaum beklebte Papiermütze gesetzt. 5 Uhr morgens läuten die Glocken zum ersten Mal, um der Gemeinde das Zeichen zum Sammeln zu geben. Aber die hell erleuchtete Kirche ist bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Um 6 Uhr läutet es wieder. Nach Gesang und Predigt treten mehrere Abteilungen weiß gekleideter Kinder mit lichtbesteckten Tannenzweigen in die Kirche. Die ganze Gemeinde erhebt sich. Die eine Abteilung tritt in zwei Reihen vor den Altar, die andere Abteilung verteilt sich auf den Chören. Es beginnt ein Wechselgesang zwischen den beiden Abteilungen. Die vor dem Altar stehenden Chorknaben singen ihren Vers unter tiefer Verneigung. Da plötzlich tiefes Schweigen — aller Blicke richten sich nach oben. — Ein Engel schwebt von oben mitten in die Gemeinde herab und singt: „Vom Himmel hoch da komm ich her.“ Alle Augen füllen sich mit Thränen. Der als Engel verkleidete Knabe wurde durch eine Oeffnung der Kirchendecke oder vom Orgelchor an einem Seil schwebend herabgelassen. Ein königliches Edikt vom Jahre 1738 verbot freilich „diese abenteuerliche Gewohnheit in der Christnacht“, dennoch hat sich diese Jutzunia bis in unser Jahrhundert in vielen masurischen Kirchen erhalten.

Die **Taufe** der neugeborenen Kinder geschah in früherer Zeit in der Regel einen Tag nach der Geburt. In den hiesigen Kirchenbüchern des 17. Jahrhunderts ist nur der Taufstag eingeschrieben. In allen Lebensläufen und Lebensbeschreibungen jener Zeit wird diese heilige Handlung mit Nachdruck erwähnt und in feierlichen Worten beschrieben. Dessenungeachtet waren damit grobe Mißbräuche verbunden. Dem Taufwasser schrieben abergläubige Leute allerlei Wunderwirkungen zu und kauften sich dasselbe heimlich vom Küster, obwohl es diesem bei Strafe seiner Amtsentsetzung verboten war. Eine andere Unsitte war die große Zahl der Paten. Arme Leute luden sich um des Patenpfennigs willen zur Taufe ihrer Kinder 20 bis 40 Paten ein. *) Eine Verordnung d. d. Königsberg 12. Februar 1711 gestattet nur 5 Paten und verbietet den Patenpfennig gänzlich, befiehlt auch, daß die Taufe spätestens am zweiten Tage nach der Geburt und nur in der Kirche statthabe bei 100 Mark Ordnungsstrafe oder entsprechender Leibestrafe (—bei Knechten und Bauern 10 Postronki d. i. Hiebe anstatt einer Mark —); hundert Jahre später befiehlt eine Verordnung (Gumbinnen den 29. April 1811) daß nur „drei Taufzeugen gebeten werden sollen und für jede überzählige Person Ein Thaler entrichtet werden soll.“

Zu der seit 1718 eingeführten **Konfirmation** wurden unwissende junge Leute streng zurückgewiesen. Die Annahme zum Konfirmandenunterricht erforderte ein Alter von mindestens 15 Jahren; es fanden sich unter den Konfirmanden häufig junge Leute im Alter von 20 bis 24 Jahren.

Der Weg zum Traualtar war ein sehr weiter und mit vielen Dornen bestreut. Schon die Werbung um die zukünftige Braut kostete manchen Tropfen Angstschweiß. Nachdem der Freier seine Vermittlerrolle gespielt und das Verhältniß angebahnt, hatte der Liebende eine Anrede an die Jungfrau vorsorglich zu überdenken. Konnte er selbst

*) Ältestes Kirchenbuch der Gemeinde Angerburg Seite 65, 67 u. f. w.

keine zierliche Anrede ausdenken, so lernte er ein Stück aus dem Komplimentierbuch auswendig. Er hatte seinen Vortrag etwa so einzuleiten*): „Mademoiselle! Sie vergebe mir gütigst die Freiheit, welche zu begehen ich mich selbst schäme. Doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich so dreiste, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, wasmaßen ich entschlossen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern.“ u. s. w. Die Schicklichkeit erforderte es, daß die züchtige Jungfrau das erste Mal aus tiefster Bescheidenheit den Freier abwies und etwa also ihm antwortete: „Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebt, im Ernste gesprochen sei, denn mir wohl bekannt ist, wie wenig Anmut ich besitze.“ u. s. w. War der Freier das erste Mal abgewiesen, so kam er zum zweiten Mal wieder und hielt eine etwas feurigere Rede in höherem Schwung, und erst dann war die Sache in Richtigkeit. Mit Recht heißt es daher in einem Hochzeitsgedichte**)) jener Zeit:

„Gewiß, das Lieben ist ein recht bedenklich Ding,
Da viele Zeit verfleußt, eh' an den Bindungsring
Mit Ernste wird gedacht. Wie mancher muß nicht hoffen,
Eh' er das Jawort hat erhalten und getroffen.
Denn hat gleich Einer Lust, wenn er ein Mädgen sieht,
Die in der Phantasie wie eine Rose blüht,
Muß er doch oftmal vergebens Sie anseh'n.“

Die **Verlobung** mußte, wie ein Edikt vom 15. Januar 1712 befiehlt, „um dem eingerissenen Laster der Unkeuschheit und viehischem Leben zu steuern, hinfüro in Gegenwart zwey oder drey ehrbarer Männer, welche davon Zeugniß geben können, geschehen; derjenige aber, welcher sich mit einer Person fleischlich vermischt, oder auch mit seiner Verlobten vor der Trauung dergleichen Erzeß begehet, soll sofort, wenn er angegeben und des Vergehens überführet, zur scharfen, exemplarischen Strafe gezogen werden.“ Im Angerburgischen geschah die Verlobung gewöhnlich pro ara, vor dem Altar, in Gegenwart des Pfarrers, wobei der Bräutigam der Braut einen Ring oder einen Gulden zum Ring schenkte. Bei Auflösung der Verlobung konnte der Erzpriester mit Hilfe des Hauptmannes die Wiederherstellung des Verhältnisses durch Turmstrafe erzwingen. Gewöhnlich meldete der Superintendent die Auflösung einer Verlobung dem Konsistorium, vor welches dann die streitenden Parteien zum Termin geladen wurden.

Vor dem **Aufgebot** mußte sich das Brautpaar beim Pfarrer melden, um bei ihm den Katechismus gründlich zu wiederholen***). Je schneller dasselbe lernte, desto früher gelangte es zur Aufbietung. Am Sonntag vor der Aufbietung wurden die Brautleute in der Kirche öffentlich in den fünf Hauptstücken examinirt. Hierauf begab sich das Paar zum Willnisbereiter, um demselben die Zahl der eingeladenen Hochzeitsgäste anzumelden. Hierüber empfingen sie eine Bescheinigung, welche sie dem Pfarrer aufzuzeigen

*) Freitag Bilder aus deutscher Vergangenheit III. S. 352.

**)) Gedicht zur Hochzeit des Gymnasiallehrers Dziermo aus dem Jahre 1727. Thorn.

***)) Noch bis vor wenigen Jahren hielt Pfarrer K. in Ukta, Kr. Sensburg, ein würdiger und origineller Patriarch, an dem alten Brauch fest, die Brautleute bei Bestellung des Aufgebots im Katechismus zu prüfen. (Mitteilung des Pfarrers Steelo hier selbst.) Gewöhnlich soll dabei folgendes Gespräch zwischen Pfarrer und Brautleuten stattgefunden haben. Pfarrer: „Was willst du, Christoph?“ Christoph: „Die Liese will ich heiraten.“ Pfarrer: „Kömt ihr auch die Hauptstücke?“ Christoph schweigt verlegen, Liese: „Ich denke ja.“ Pfarrer überhört die Liese, die leidlich kann, dann prüft er den Christoph, der aber stammelnd und stotternd beim Aussagen des 6. Gebotes gleich am Anfang stecken geblieben ist. Pfarrer: „Liese, willst du den wirklich nehmen?“ Er kann ja nicht die Gebote!“ Liese: „Ja, Herr Pfarrer, ich möcht ihn doch — hat blos hartes Kopp, ist aber braves Kerl.“ Pfarrer: „Geht jetzt Kinder nach Hause, und kömmt ihr die Hauptstücke, dann kömmt wieder!“

hatten. Erschienen zur Trauung mehr Gäste als dem Widnisbereiter gemeldet waren, dann hatte der Schulmeister oder Glöckner die überzähligen Gäste nach Hause zu weisen. Waren also zur Hochzeit zum Beispiel nur 20 Gäste angemeldet, aber 30 erschienen, so zählte der Glöckner an der Kirchenthüre eins, zwei, drei bis zwanzig, dann heißt es: „Halt! Die übrigen marschieren nach Hause!“ Vor der Trauung hatte der Bräutigam dem Pfarrer noch eine zweite Bescheinigung darüber vorzulegen, daß man das Hochzeitsbier vom Amte gekauft hätte. Nach der Bestzeit wurde dem Brautpaare noch eine andere Last auferlegt. Sie hatten nämlich vor ihrer Verheirathung eine Anzahl von Obststämmen und Eichenbäumen zu pflanzen. Konnten sie diesen Nachweis nicht führen, so hatten sie im Amte einen Thaler Pflanzgeld zu zahlen.

Die **Trauung** fand in der Regel in der Kirche statt. Nur die vom Adel und die vorhin geschwächten Personen durften sich im Hause trauen lassen. Letztere wurden meist im Pfarrhause „hinter dem Kachelofen“ getraut. Unter Pistolenschüssen fuhren die Hochzeitsgäste zur Kirche, obwohl diese Unsitte unter Androhung von Zuchthaus streng verboten war. Heutzutage ist bei ländlichen Hochzeiten entsetzliches Getreisch nicht selten, besonders bei der Heimkehr aus der Kirche.

Die **Traureden** und Hochzeitsgedichte des 17. und 18. Jahrhunderts sind phrasenhaft, schwülstig, bombastisch, mit einer Fülle von lateinischen, hebräischen und griechischen Brocken ausgeputzt. Sie beginnen gewöhnlich mit der Welterschöpfung, führen dann in einen Garten der wohlriechendsten Blumen, welche als Sinnbild der Ehe betrachtet werden und schließen mit überschwenglichen Glückwünschen.

Noch überschwenglicher waren die **Leichenreden** und Begräbnisgedichte in alter Zeit. In einer Leichenrede vom Jahre 1717 bei dem Begräbnis des Professors Dr. George Emmerich, der zugleich Bürgermeister der Stadt Königsberg war, heißt es wörtlich:

„Beflohrtes Königsberg, Du edle Vaterstadt! Vergöunc, daß ich heute meine Thränen mit denen Deinigen vereinbare, da einer von denen preiswürdigen Häuptern, unvermuthet, wider Wünschen und Hoffen, sein Haupt geneigt, und derjenige seine Augen geschlossen, der, biß auff den letzten Abdruck seines Lebens, vor deine Wohlfahrt so treulich gewachtet. Heulet ihr Löbenichtschen Tannen, eure Ceder ist gefallen! Weinet ihr Bürger dieses beliebten Zions, der treue Beschützer eures Wohlstandes, euer Redner, dessen Worte lauter güldene Apffel in silbernen Schaalen waren, ist erblasset!“

Was jene Zeit an Phrasen geleistet hat, beweist eine Leichenrede,^{*)} die der Verfasser des masurischen Ernteliedes „Das Feld ist weiß“, Bernhard Rostock, beim Begräbnis des Landrichters von Ciesielski aus Olesko 1712 gehalten hat. In dieser Rede heißt es:

„Es ist gestorben der Hoch- und Wolgebohrne HERR Herr Daniel von Ciesielski, Sr. Königl. Majestät in Preußen hochmeritirt gewesener Land-Richter des Ambtes Olesko, Erb-Herr auff Nordenthal &c. Ein theurer Greiß, der entweder immer unter den Sternen Thronen, oder nimmer unter den Sterblichen

^{*)} Der vollständigz Titel lautet: „Als Der mit Sternen-Glanz gekrönte Irdische Richter/ Der Hoch- und Wohl-Edelgebohrne Herr/ Herr DANIEL von CIESIELSKI Sr. Königl. Majest. Hochverdient-gewesener Land-Richter des Ambts Olesko/ Erb-Herr auff Nordenthal &c. Den 2. April 1712 seine unschätzbahre Seele unter die Sternen versetzt/ Der Körper aber mit Stand-mäßigen Ceremonien in Olesko der Erden den 20. April überlieffert wurde/ Hat Durch Abschilderung einiger Strahlen seines Tugend-Schimmers auff Erden/ eines größeren Glanzes aber im Himmel So vieler hohen Leydtragenden Die/ durch die Größe ihres Jammers wegen dieses unerseßlichen Verlusts/ halb-entseelte Brust einiger massen beleben wollen Ein Der ganzen Hohen Famille treuerbundenster Diener Meinhard Rostock/ Der Königl. Provincial-Schul in Vyth Con-Rect. und E. Ehrwürdigen Minist. Candid.“

zu wohnen aufhören sollte, denn so ja die Himmel dem Erdboden einen Gnaden-Mick schuldig gewesen, denselben fährwahr damals göttigt gegönnet. Als Er das erste Licht in diesem finstern Thal erblicket, da hat zugleich die Influenz des holden Gestirnes mit dem ersten Lebens-odem solche Himmel-flammende Kerzen in seinem Herzen entzündet, welche heftiger als Naphta, ewiger denn das Feuer der Bestalischen Jungfrauen, und so wenig in Todes Mara-Wasser erloschen als die Fackeln in dem Dodonischen Brunnen. Mit seiner ersten Lebenskraft wurde die magnetische Krafft konzentriert, nebst welcher er mit seinen Liebes-Strahlen auff keinen zielete, als auff den, der als das unbegreifliche Mittel-Punkt dieses alles in dem Begriff und Mittel-Punkt seines Herzens jederzeit mit Gnaden-Strahlen spielete, weswegen denn mit dem blühenden Wachstum seiner Jahre auch sein Glück lieblich wuchs und blühete, denn es inwendig von dem Seegens-Öel befeuchtet, auswendig von der Gnaden-Sonnen erwärmet wurde, nach der Er sich jederzeit gewendet, drum man Ihm auch die Überschrift einer Sonnenwende gönnen muß.“ u. s. w.

Heutzutage würde man bei einer solchen Rede sagen: „Der Mann ist reif für's Irrenhaus!“ In der guten alten Zeit zerfloß man darüber in Thränen. Die Begräbnisfeier mußte recht pomphaft sein. Um allen möglichen Glanz und Prunk beim Begräbnis vorzubereiten, blieben die Leichen mehrere Wochen, ja Monate unbeerdigt. Je höher der Stand, desto länger wurde die Beerdigung der Leiche aufgeschoben. Bei armen Leuten kam es jedoch vor, daß die Leichen schon am Sterbetage begraben wurden. So erzählt Wisanski (Hagens Preussische Provinzialblätter III 361) wie in Doben ein Mensch lebendig begraben ist: „Es war im Jahre 1757, als zur Erntezeit der Reichsbaron Schenk von Lautenburg auf seinem Landgut Doben, in der Nähe von Rastenburg, an einem heiteren Tage alle seine Leute aufs Feld geschickt hatte, um das Korn zu mähen. Er behielt allein den Jäger im Hause zurück. Diesem trägt er auf, zum Mittagessen Mehlkloße zu bereiten. Der Jäger gehorcht, aber mit der Kochkunst nicht genugsam vertraut, fürchtet er, daß das Gericht nicht nach dem Geschmack seines Herrn bereitet sei. Daher als er schon auf dem Punkt war, das Essen aufzutragen, will er einen Mehlkloß, den er von der Schüssel genommen, prüfen und steckt ihn in den Mund; als aber darüber unversehens der Herr kommt, sucht er den Kloß noch nicht mit den Zähnen zerkleinert, auf einmal herunterzuschlucken. Jedoch bleibt ihm die dicke Masse im Schlunde stecken und schnürt ihn dermaßen zusammen, daß der Jäger, dem der Athem verging und die Schüssel aus den Händen fiel, einem Ersticken ähnlich auf den Boden stürzte. Der Baron kann sich nicht die Ursache des plötzlichen Vorfalles denken und glaubt, er sei von der Fallsucht niedergestreckt. Er rüttelt ihn also, reibt ihn und gießt ihm aromatisches Wasser in die Nase, er läßt einen Mann rufen, der nicht fern von dort wohnt und der sich auf die Kunst, Blut zu lassen, versteht. Dieser schlägt ihm die Ader, aber es zeigt sich keine Spur von Leben. Der Baron läßt den Jäger, von dem er nicht zweifelt, daß er wirklich gestorben sei, in einen Sarg legen, deren er einige vorräthig hatte, und an dem nämlichen Tage auf dem Dobener Kirchhofe beerdigen, indem er fürchtete, daß bei der ausnehmenden Hitze in jenen Tagen die Leiche des Verbliebenen schon am folgenden Tage durch Fäulniß und Ausdünstung ihm Unbequemlichkeit verursachen würde. Die übrigen vom Gesunde alle kehren am späten Abend vom Felde nach Hause zurück und hören von dem unerwarteten Tode ihres Genossen, den sie morgens gesund und frisch verlassen hatten. Sie sind mit höchster Betrübniß erfüllt und gehen auf den Kirchhof und betrachten den Hügel. Da glauben

sie im Innern ein gewisses Geräusch zu vernehmen, von dem sie, da sie die Ohren näher an die Erde gebracht, sich nur noch mehr überzeugen. Sogleich laufen sie zum Baron, hinterbringen was sie beobachtet, und bitten ihn, ihnen die Oeffnung des Grabhügels zu gestatten. Jener aber über ihre einfältige Einbildung bald lachend, bald scheltend, verbietet strenge das Grab zu öffnen, indem er mit Berufung auf Zeugen heilig versichert, daß der Jäger so gewiß gestorben wäre als etwas nur gewiß sein könnte. Sie gehorchen zwar, jedoch wider Willen. Aber wie der Herr sich nur zur Ruhe verfügt hatte, gehen sie nichts desto weniger stille zum Grabe hin und, nachdem sie es von dem darüber geschütteten Sande entblößt haben, graben sie es auf. Aber Welch ein bejammernswürdiger Anblick! Sie sehen den Körper des Jägers freilich schon entseelt; doch giebt er genug unverkennbare Merkmale, daß er in dem Sarge erst den Abschluß des Lebens erfahren und jenen Ton erhoben habe, den sie vernommen. Denn mit den Zähnen hatte er sich Arme und Hände zerfleischt, und da er auf den Rücken in den Sarg gelegt war, so wurde er jetzt umgekehrt liegend angetroffen. Auch finden sie den Mehlkloß, durch den vorher ihm das Athmen unmöglich geworden, aus dem Munde ausgeworfen. Andern Tags erzählen sie Alles dem Herrn, der wegen der Beschleunigung, mit der er das Begräbniß vollzogen, gar mächtig erschrocken war. Zwar bietet jener alle Sorgfalt auf, daß der tragische Vorfall sich nicht verbreite, dennoch kann er es nicht ganz verhindern. Das Ereigniß wird den Oberen bekannt, die Sache vor das Fiskalgericht gebracht, der Leichnam ausgegraben und an ihm offenbare Zeichen des gewaltsamen Todes wahrgenommen; Zeugen werden vernommen und nachdem alles ins Klare gebracht ist, wird dem Baron eine nicht geringe Strafe zuerkannt.“

Ihre letzte Ruhestätte fanden unsere Vorfahren dicht neben der Kirche oder in der Kirche selbst. Wohlhabende Familien*) ließen sich in der Kirche ein Gewölbe zum Erbbegräbniß bauen, deren es in hiesiger Kirche sieben gab. Die letzte Leiche, welche in der hiesigen Kirche bestattet wurde, war 1786 die des Amtsrats Erdtmann von Neussen. Gleich darauf verbot eine königliche Verordnung die Leichenbestattung in den Kirchen.

Manche Gebräuche bei den Begräbnissen waren noch Ueberreste des Heidentums. Die Hinterbliebenen, welche die Leiche zu Pferde begleiteten, fuhren mit Messern durch die Luft und riefen dabei: „Fort, fort ihr Teufel“. Beim Begräbnisschmaus goß man den Teufeln etwas Getränke unter den Tisch und warf ihnen von jedem Gericht etwas auf die Erde, damit sie ihre Fressgier nicht an der Leiche des Verstorbenen sättigten. Noch mehr wie heute erfüllte der Tod, der Schreckenskönig dieser Erde, die Gemüther mit abergläubischer Furcht. Selbst Geistliche waren davon nicht frei. Pfarrer Johsewich aus Ruten meldet unter dem 12. Juli 1747 dem Erzpriester folgenden „merklichen casum“: „Es haben viele Jahre ohnweit der Kirchen Eltern mit Ihrer an einen Cöllner verheurateten Tochter in einem Hause beyammen gewohnet, aber von beiden Seiten höchst teuflische Worte durch stetige Zänkereien und Fluchen verübt.“ Da stirbt die alte Mutter. Erst auf dem Sterbebette denkt sie an Gott und thut Buße. Als sie begraben ist, vernehmen die Hausbewohner des Nachts eine winselnde und heulende Stimme. Die nächste Nacht rufen sie den Schulmeister, der ihre Angst durch Singen religiöser Lieder zu vertreiben sucht. Wiederum ist nach Mitternacht die heimliche Stimme, ähnlich der Stimme der Verstorbenen, zu hören. Die dritte Nacht

*) Die Stolzgebühren-Taxe für Begräbnisse war im vorigen Jahrhundert enorm hoch: I. Adelige Leichen auf dem Kirchhofe 42 Thaler 12 Groschen, II. Kirchenleichen 58 Thaler 10 Groschen, III. Kirchhofsleichen mit der ganzen Schul 6 Thlr. 12 Gr., IV. Kirchhofsleichen mit der halben Schul 3 Thaler 28 Groschen.

rufen sie den Pfarrer. Auch dieser entsetzt sich als er „selbst die Klägliche Stimme in Arth eines heulenden Menschen“ vernimmt und singt mit den Hausbewohnern das Lied: „Gott der Vater wohn uns bei“. Eine viertel Stunde währte das Winseln, „bald am Fenster, bald beym Ofen“. „Einen umstand“, erzählt der Pfarrer, „will ich auch noch berühren, das ich zwar eine Ente von den anderen 4 abgesondert unter dem Bette gesehen habe, aber die Stimme hatte nicht die geringste Ähnlichkeit einer Ente, vielmehr eine klägliche und winselnde Menschenstimme, wie einst die Kranke geminstelt hatte. Die Einwohner hatten jene Ente bereits 2 Jahre im Hause und doch niemahlen auf solche Weise gehört.“ Erst nach einem Vierteljahr hörte dieses unheimliche und unaufgeklärte Winseln auf, nachdem vom Pfarrer an den gottlosen Leuten „aniesz ein groß Seelige Veränderung vermerket worden.“

Die Kirche war gegen ihre Kinder eine strenge Mutter, zunächst streng in der **Lehre**. Seitdem der Churfürst Johann Sigismund 1613 von der lutherischen zur reformierten Kirche übergetreten war, wachten unsere Vorfahren mit großer Eifersucht über der reinen lutherischen Lehre, und jemehr die Reformierten vom Landesfürsten begünstigt wurden, desto mehr fühlten sich die Lutheraner in ihren bisherigen Vorrechten beeinträchtigt. In Angerburg gehörten nur die schottischen Einwanderer zur reformierten Konfession, hielten sich aber fleißig zur hiesigen Kirche. Als ein reformierter Kaufgesell aus der Andersonschen Familie starb, weigerten sich der hiesige Rektor Ahl und Kantor Zdorovius, mit ihrer Schule dem Sarge zu folgen. Der Churfürst ahndete diese Unduldsamkeit durch einen sehr strengen Verweis.*) Freundlicher war das Verhältnis der Lutheraner im 18. Jahrhundert zu den Katholiken, deren es im hiesigen Kreise eine weit größere Zahl gab wie heute. Von der Heiligen Linde aus hatte der Katholicismus stets leicht seinen Eingang in Masuren gefunden. Dorthin pilgerten jedes Jahr große Wallfahrtszüge durch unsere Gegend. Die Katholiken besuchten fleißig die lutherische Kirche, die Sonntagschulen und fehlten nie bei der Kirchenvisitation. In den alten

*) Rescript des Churfürsten Friedrich III.: Friedrich der Dritte, Churfürst von Brandenburg etc. Edler, Lieber Getreuer. Aus beikommandem Supplicanto haben Wir mit nicht geringer Indignation vernommen, welchergestalt der Reector bey der Schulen zu Angerburg (Samuel Ahl) und der Cantor daselbst Michael Zdorovius sich verweigert einem verstorbenen Kaufgesellen des Orths reformierter Religion, Johann Anderson genannt, mit der Schule und denen gewöhnlichen Gesängen zu seiner Grabstätten zu begleiten und solches zwar unter dem ärgerlichen und sonst wohl nicht erhörten Vorwand, weil sie bei solchem Zeichenbegängniß von dem Defuncto mit gutem Gewissen nicht singen könnten: „Er hat getragen Christi Joch u. s. w.“ — wie auch, daß gedachter Ahl, als er einmal vor den Angerburger Diaconum gepredigt, vor die Wiedergenesung eines krank gewordenen Capitains, Reformierter Religion, auf der Cantzel nicht danken wollen. Nun ist das Verfahren dieser Leute dergestalt beschaffen, daß ohne allen Zweifel alle Lutheraner, die noch ein Fünklein christlicher Liebe und Verträglichkeit in ihrem Herzen haben, das äußerste Mißfallen und Abscheu daran tragen werden, denn auch in unserer Religion, man mag auch derselben Dogmata verdrehen, wie man will, nimmermehr etwas gefunden werden kann, welches einem christlichen Gemüthe den geringsten Zweifel machen könnte, deren Bekenner einer ehrlichen Sepultus unwürdig zu schätzen, derselben mit bey zu wohnen, oder auch vor derselben Reconvalescenz Gott zu danken. Wir befehlen Euch in Gnaden gedachten Ahl und Zdorovium vor Euch zu bescheiden, ihnen diese unverantwortliche und unter einem Christlichen Regiment unleidliche Bezeugung außs schärfste zu verweisen und ihnen dabey anzudeuten, daß Wir wohl Ursach hätten, sie deshalb aus dem Lande zu jagen, oder sie wenigstens ihrer Bedienung zu entsetzen. Wir wollen dennoch dieses mahl Gnaden vor Recht gehen lassen, befehlen ihnen aber, daß sie sich wohl versehen und dergleichen Bitterkeit und Inhumanität gegen unser Glaubens-Genossen weiter nicht spüren lassen sollen, denn Wir sonst in unserem Gewissen verbunden wären unsere Glaubensgenossen wider dergleichen Beschimpfung gebührend zu schützen und diejenigen, so sich dergleichen unterfangen mit allem gehörigen Rigueur dafür anzusehen, sind Euch in Gnaden gewogen. Cöln a. d. Spree d. 15./6. December 1697. An die Regierung. (gez.) Friedrich. (gez.) Paul Fuchs.

Visitationsrecessen werden häufig zahlreiche Uebertritte katholischer Leute zur lutherischen Kirche erwähnt.

Gegen die rohen Sitten übten Kirche und weltliche Obrigkeit die strengste Zucht. Jede Uebertretung kirchlicher Ordnungen, alle Versäumnisse des öffentlichen Gottesdienstes, besonders die Laster der Unzucht und Trunkenheit wurden mit **Kirchenbuße, Ordnungsstrafen, Peitschenhieben, Halseisen, Gefängnis** geahndet. Am gelindesten war die Kirchenbuße vor dem Altar. Der Büßer mußte, nachdem sein Vergehen in der Kirche bekannt gemacht war, vor der Gemeinde während des Gottesdienstes am Altar stehen. So ging es dem Glaser Christoph Mikanti zu Angerburg im Jahre 1672, weil er sich also „voll gelassen, daß er sich übergeben und gespicien“. Anstatt dieser Kirchenbuße konnte auch ein Strafgeld gezahlt werden. Die höchste Strassumme, die je in hiesigen Kirchenbüchern notiert ist, zahlte 1650 Georg Wisozki, nämlich 75 Mark, „wegen dem das er sich an seine Eltern vergriffen — vor Einen Erbahren gar nicht zuerkant. —“ Geringer waren die Kirchenstrafen für Hurerei und Unzucht, gewöhnlich 10 bis 20 Mark. Auch diejenigen, welche ein geschwächtes Frauenzimmer heirateten*), hatten in der Regel 2 Thaler zu bezahlen. Auf Ehebruch stand Todesstrafe**). Legte der unschuldige Theil für den ehebrecherischen Gatten Fürbitte ein, so wurde zwar dem Verbrecher das Leben geschenkt, aber beide, Mann und Weib, aus dem Lande gewiesen. Auch Brandstiftung wurde mit dem Tode bestraft; der Brandstifter wurde zuerst hingerichtet und dann seine Leiche verbrannt.***)

Das **Halseisen**, das hier am Kirchhofsthor eingemauert war, kam leider im 17. Jahrhundert so häufig in Gebrauch, daß es davon schadhast wurde und nicht selten repariert werden mußte. (S. Kirchenrechnung d. a. 1627.) Diese höchst schimpfliche Strafe machte auf die Litauer und Masuren wenig Eindruck. Sie trösteten sich mit den Worten: „Ist doch das Halseisen nicht für Hunde, sondern für Menschen gemacht.“ Eine Strafe von 40 Peitschenhieben benannten sie mit dem wohlklingenden Namen „Belehrung“ (litauisch „pomokunnimas“). Nach dieser eindringlichen „Belehrung“ sprang der Masur wieder munter auf seine Beine und vergaß gar bald den empfangenen Denktettel in der Karczma (Kneipe). Das Prangerstehen war noch vor ungefähr 50 Jahren die Strafe für ein Frauenzimmer aus Biezkarten, das himmlische Offenbarungen geheuchelt hatte, und als Betrügerin dadurch entlarvt war, daß man ihr mitten in ihren vorgeblich himmlischen Verzückungen ein Geldstück in die Hand drückte, worauf sie lüstern die Münze betrachtete, um zu sehen, ob's ein Goldstück sei. An den Pranger wurden gewöhnlich die lächerlichen Dirnen gestellt. Ihr Hals wurde dabei in einen hölzernen Block angeschlossen, an welchem Schellen angehängt waren, die bei der geringsten Bewegung des Körpers läuteten und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregten. Man nannte dieses

*) In einigen Kirchenrechnungen wie z. B. bei Benkheim heißt es: „Als frühe Väter zahlen an Buß und Strafaeld 6 Mark“ u. s. w.

***) Chronik der Stadt Angerburg S. 92 u. 93: Der Ehebrecher Nebolzig 1679 und der Ehebrecher Rhode 1714 zum Tode durch's Schwert verurteilt.

***) Das Todesurteil gegen den Angerburger Brandstifter Nehring d. a. 1659 lautet: „Ehrbare und weise Bürgermeister und Rathmänner! wir haben Euren Bericht und eingeschickte gerichtliche Reccessirung in peinlichen Sachen George Nehring, eines Jungen, Feuer-Anlegung und deswegen zu erkanntes Feuer betreffend im Rath fürgehabt und wohl erwogen. Stellen es aber nach Gestalt und Gelegenheit dieser Sachen dahin, daß peinlich verhafteter George Nehring vorhero mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht und hernach dessen Körper außs Feuer gelegt und verbrand werden solle. Werdet demnach die fernere Anstalt machen, daß hierunter justificirter maßen die Execution vollzogen werden möge. Datum Königsberg, den 7. Mai 1659. Hans Siegmund von Ostow, Hofgerichtsrath,

Strafinstrument die „spanische Fiedel“. Es kam vor, daß schamlose Frauenzimmer, wenn sie die spanische Fiedel am Halse hatten, dem Volke ein Schauspiel gaben, indem sie mit frecher Geberde einen Tanz ausführten und die Schellen die Musik dazu machen ließen. In Königsberg war am „blauen Turm“ die Stelle, wo die spanische Fiedel die büßenden Magdalenen erwartete, während die militärische Strafe des Spießrutenlaufens in der Nähe des heutigen Stadttheaters vollzogen wurde. Ein zu Anfang dieses Jahrhunderts in Königsberg entstandenes Gedicht (Hagen Pr. Provinzialblätter XI. S. 152) erzählt uns:

„Das unterbrochene Hochzeitsfest.“

Es wollte jüngst sich ein Soldat,
Der noch ein Weib am Leben hatt',
Der zweiten Frau vermählen;
Es war schon Alles fix und klar,
Das Bier gezapft, der Braten gar,
An Nichts thät es mehr fehlen, —

Schon zupfte in dem Hochzeitsaal
Zum dritten und zum letzten Mal
Der Pastor an dem Koller,
Schob die Verrück' auf's rechte Ohr,
Trat gravitätisch dann hervor
Und nahm die Backen voller, —

Schon fing der treue Gottesmann
„Geliebte in dem Herren!“ an, —
Da trat bei dieser Stelle
Das rechte Weib des Bräutigams
Mit losem Haar und off'nem Wamms
Herein, wie aus der Hölle.

Sie rief: „Ehrwörden, hör' he op!
Sunst riet öck em de Zigg' vom Kopp,
He mott nich wieder läse?
Öck legg dem Schelm, dem Deew, de Tru.
He öß min Mann, öck sie sin' Fru
Dnn sie et lang gewese.

„Du runger Kärl, pass' du man opp
Du schöddre nich so möt dem Kopp,
Bruukst mi nich antoglupe!
Ök wär just bi dem Generoal;
Du sollst mi säß und derrtig moal,
Du Spößbow, Spößbroad loope!

„Du se stacheilstrige Steranz
Ward hier möt minen Mann, se Gasts,
En nüt Tru begoane?
Bringg' se söck wie en Regenworm,
Se sull mi noch am blaue Thorm
In spansche Fiddel stoahne.“

Die schon bestellte Wache kam
Und nahm der Braut den Bräutigam.
Die Braut fing an zu essen.
Denn sie gedachte als ein Christ:
Was doch nicht mehr zu ändern ist,
Das muß man fein vergessen.

Gleich fröhlich ward die ganze Nacht
Von Braut wie Gästen hingebracht,
Man tanzte bis zum Morgen,
Vergessend alle Sorgen.“

Wie wild und roh unser Volk noch vor hundert Jahren trotz strengster Kirchenzucht geblieben war, können wir aus einzelnen Notizen der alten Kirchenbücher erfahren. In Benkheim kommt es 1792 vor, daß der Wirtssohn *Freis* Ungerat den öffentlichen Gottesdienst dadurch stört, daß er während der Predigt vom Chor Aepfelstücke auf das Weibsvolk wirft und sie durch allerlei Gestikulationen, lautes Lachen und verstelltes Husten zum Gelächter reizte. In das Schulhaus bricht er des Nachts mit Gewalt ein, um die schlafenden Mägde zu überfallen. Er bekam dafür eine „Belehrung“ von 40 Peitschenhieben und wurde zu zweimonatlicher Zwangsarbeit verurteilt. — Frau Rektor Frank in Buddern besucht eines Sonntags im Jahre 1760 die Kirche. Als sie ihr stilles Eingangsgebet verrichtet hat und sich auf ihren gewohnten Platz niedersetzt, schreit sie plötzlich vor Schmerz laut auf. Ihre eigne lebenswürdige Schwägerin hat ihr nämlich aus

Nache viele spitze Nägel in ihren Sitz einschlagen lassen, welche ihr tief ins Fleisch eingedrungen sind. — Ein trauriges Sittenbild aus dem vorigen Jahrhundert findet sich im Kutter Kirchenbuch. In demselben sind in der kurzen Zeit von 1½ Jahren, nämlich vom I. Trinitatissonntag 1780 bis Ende 1781 im Ganzen 52 Personen eingetragen, welche wegen schwerer sittlicher Vergehen im Pfarramt angezeigt waren. Einer von diesen, der Wirt Kolipost aus Grodzisko, ist wegen Ehebruchs angezeigt und soll sich vor dem Pfarrer verantworten. Er gesteht sich nicht, sondern läßt dem Pfarrer durch den Schulmeister sagen, er möchte gerne von seinem faulen Weibe geschieden werden, wenn der Herr Pfarrer ihm dazu verhelfen werde, wolle er ihm auch einen gemästeten Ochsen schenken.

Das Diebs- und Räuberwesen war von jeher in unserm spärlich bewohnten Lande eine Plage der Bewohner gewesen. Die ungeheuern Waldwüsten und Wildnisse boten dem Raubgesindel die bequemsten Schlupfwinkel. In den Zeiten des deutschen Ritterordens hießen diese räuberischen Wildnisbewohner „Struter“ oder „latrunculi“ d. i. Räuberchen.*) Der Orden nahm sie in seinen Dienst, um sich im Kampfe mit den Litauern von ihnen die Schlupfwege durch die Wildnis zeigen zu lassen. Am berüchtigtsten war durch ihre Schreckensthaten die Struterbande des Martin Gollin geworden. In den Hütten der Litauer nannte man diesen Räuber mit Schrecken und auf den Burgen und im Lager der Ordensleute kürzte man die Stunden mit den Erzählungen seiner Abenteuer. Als Knabe war er einmal zugleich mit seiner älteren Schwester von den heidnischen Sudauern bei einem Ueberfall gefangen worden. Da sie wegen ihres Zustandes dem eiligen Haufen nicht so schnell folgen konnte, durchhieb ihr der Heide, welcher sie mit sich schleppte, mit dem Schwerte den Leib, so daß die Frucht in den Staub fiel und das Weib elend umkam. Bei diesem Anblick schwur der Knabe allen Heiden blutige Rache und hat, nachdem er der Gefangenschaft entkommen war, von dieser Rache ein vollgerüttelt und geschüttelt Maß genommen. Unter seinen Genossen zeichnete sich besonders Konrad der Teufel aus. Gollin bewohnte mit ihnen eine Burg in der Nähe von Rheden. Einst geht er mit einem Ordensritter in den Wald. Da stoßen sie auf drei Preußen; zwei schlagen sie tot, der dritte soll ihnen den Weg aus der Wildnis zeigen. Als sie aber merken, daß der Preuße ihnen falsche Wege zeigt, schlagen sie auch ihn tot. In demselben Augenblick werden sie von fünf preußischen Reitern eingeholt und gebunden. Während drei Preußen dem entlaufenen Rosse des Ritters nachjagen, rüsten sich die beiden andern, ihre Gefangenen umzubringen. Schon saß dem Martin Gollin das Messer an der Kehle, da bemerkte er, sie würden die Kleider durch das Blut verderben, und riet ihnen, ihm seine Kleider auszuziehen, ehe sie ihm den Garaus machten. Kaum sah der Struter seine Hände frei, als er auf seine beiden Feinde stürzte und sie niedermachte. Nachdem er auch seinen Gefährten losgebunden hatte, setzten sie jenen drei andern Preußen nach, erschlugen auch sie und kehrten dann glücklich nach Rheden heim. — Um das Jahr 1287 kam ein vornehmer Litauer, Namens Beluse, zum Komtur nach Königsberg und bat um verwegene und starke Leute, die ihm helfen sollten, an einem vornehmen Litauer für geschene Beleidigung Rache zu nehmen. Der Komtur gab ihm Martin Gollin, Konrad den Teufel und 21 andere Struter mit. Gerade feierte jener Litauer, an dem sich Beluse rächen wollte, die Vermählung seiner Tochter, und sein Haus war voll jubelnder Hochzeitsgäste. Da brach plötzlich tief in der Nacht Gollin mit seinen Mordgesellen in das Hochzeitshaus ein

*) A. Thomas: Die Struter. Altpr. Monatschrift 21 S. 301 u. f.

und überfiel die Ahnungslosen. Mehr als siebenzig, unter ihnen der Wirt, wurden im berauschten Zustande getödtet. Die Brautleute, alle Weiber, Kinder und das Gesinde wurden gefangen fortgeführt, dazu 100 Rosse und große Schätze an Gold und Silber. — Wieder schwärmte Gollin mit wenigen Genossen in der Wildnis. Da sah er auf dem Flusse Bucka ein mit Waaren beladenes Schiff. Unbemerkt folgten die Struter. Als sich die Schiffer nach der Abendmahlzeit zur Ruhe gelegt hatten, stürzte sich Gollin über sie und erwürgte sie. Das Schiff führte er nach Thorn und verkaufte es samt den Waaren. Auf jeden Räuber kamen bei der Verteilung 20 Mk. Dieser blutdürstende Räuber soll seine Raubgesellen mit wahrer Freundschaft geliebt haben. Als im Kampfe des Ordens mit den aufständischen Samländern im Jahre 1295 vier Genossen Gollins fielen, hat ihnen dieser, wie die Volksfage erzählt, jene räthelhafte „Bierbrüder säule“ in der Kapornischen Heide als Denkmal gesetzt.

Auch die Chronik der Stadt Angerburg erzählt uns manche graufige Mordgeschichte. In hiesiger Gegend hausten im vorigen Jahrhundert zwei berühmte Straßenräuber: Joseph Muszioriski und Karl Prengel. Nach vielen blutigen Mordthaten wurden sie endlich ergriffen und in Heilsberg eingekerkert. Doch der stärksten Ketten, in welche man sie geschmiedet, entledigten sie sich, überfielen des Nachts den Gefängniswärter Wollwitz, erdrosselten ihn und legten dem Leichnam ihre eignen Ketten an. Im Walde der Heiligen Linde überfiel der Räuber Joseph Muszioriski ein Mädchen, that ihr Gewalt an und hängte sie dann unmittelbar über einem Ameisenhaufen mit den Füßen an einen Baum auf. Nachdem er noch einen Studenten, einen Juden und in Warschau einen Hühnerhändler ermordet hatte, trieb er sich zusammen mit Prengel als reisender Handwerksbursche in hiesiger Gegend herum. Im Winter des Jahres 1785 trafen sie unterwegs den zu Schlitten heimkehrenden Bauer Dmuß. Sie baten ihn, eine Strecke Weges sie mit zu nehmen. Der arglose Bauer ließ sie hinten auf seinen Schlitten sitzen. Als sie in den Wald kamen, stieg Joseph herunter, vorgeblich um sich im Gehen zu erwärmen. Er zog unbemerkt die hintere Kunge aus dem Schlitten und versetzte damit dem Bauer zwei Hiebe über den Kopf, so daß dieser nach hinten in den Schlitten fiel. Auch Prengel gab ihm noch ein Paar Hiebe, nahm ein Messer aus der Tasche und schnitt ihm die Kehle ab. Die Leiche plünderten sie aus und warfen sie, nachdem sie den Beutel mit 6 Thalern an sich genommen hatten, am Ende des Waldes in den Schnee. Dann jagten sie davon, um das Fuhrwerk zu verkaufen, wurden aber bald ergriffen und des Verbrechens überführt. Auf dem hiesigen Schloßhof wurden sie hingerichtet und zwar mit dem Hade von oben herab, worauf ihr Körper auf ein Rad geflochten, ihre Köpfe aber sammt einer Tafel, auf der ihre Mordthaten verzeichnet waren, öffentlich an einem Pfahl angeschlagen wurden.

Im Jahre 1811 war in Königsberg eine große Feuersbrunst gewesen. Da wurde auch unser Ort durch zwei Brandbriefe in großen Schrecken versetzt. In diesem drohte „eine aus 150 Personen bestehende Räuberbande“ dem hiesigen Kaufmann Milthaler zuerst sein Gütchen und dann ganz Angerburg in einen Schutthaufen zu verwandeln. Der große Brand zu Königsberg sei ihr Werk. Jetzt hätten sie es auf Angerburg abgesehen. Aber man habe innigstes Mitleid mit der armen Stadt. Nur eine Rettung gäbe es: Würde die Stadt ihnen 400 Thaler zahlen, so würde man sie gnädigst verschonen. Diese Abfindungssumme solle der Herr Bürgermeister ganz allein in einer Nacht neben einer Brücke vergraben, welche sich hinter dem Vorwerk Friedrichswalde am Wege von Schemedien nach Nastenburg in einem Walde befinde. Die Stelle, an

welcher das Geld liege, solle er mit Sand bestreuen und an der Brücke mehrere Kerben einschneiden zum Zeichen, daß das Geld hinterlegt sei. Dieser Brief war in einen andern an den Bürgermeister gerichteten Brief hineingelegt. Dem Bürgermeister, der das Geld an jenen Ort bringen sollte, gestattete die Räuberbande sehr großmüthig, sich für seine Bemühung 100 Thaler von jenen 400 abzunchmen. Magistrat und Bürgerschaft gerieten in große Aufregung. Allen schien unzweifelhaft, daß wirklich eine Rotte böser Menschen dahinter stecke, die wohl im Stande sei, ihre Drohungen auszuführen. Aus den Kriegsjahren 1806 und 1807 war eine Menge von Taugenichtsen und Diebsgesindel im Lande zurückgeblieben. Tausende von Polen trieben sich, seitdem sie aus dem preussischen Militairdienst entlassen waren, brotlos umher. Wunderbarer Weise gelang es bald den Schreiber dieser schrecklichen Briefe zu entdecken. Damals war es ein seltenes Ereignis, wenn ein Mensch auf der Post einen Brief abgab. Der Postbeamte in Köffel, welchem jener Brief am 29. Juli übergeben war, hatte denselben nicht nur in sein Postbuch eingetragen,*) sondern erinnerte sich noch deutlich des Mannes, der ihn gebracht hatte. Es war der Horndrechsler Graßmann aus Rastenburg, der diesen Brief geschrieben und die Adresse dazu von einem Kaufdiener in Köffel hatte machen lassen. Bei einer Haussuchung in der Wohnung des Drechslers Graßmann fand man noch andere ähnliche Drohbrieife von derselben Hand geschrieben. Graßmann wurde in das hiesige Gefängniß gebracht und gestand sein Verbrechen. Die bitterste Not in der er sich befinde, habe ihn auf den Gedanken gebracht, dergleichen Erpressungspläne zu schmieden. Er wurde zu dreijähriger Zuchthausarbeit verurtheilt, doch gelang es ihm bald, aus dem Gefängnis zu ent schlüpfen.

Staunen und Grausen erfasst uns, wenn wir heute an die zahlreichen raffinierten **Marterinstrumente** denken, welche die gute alte Zeit erfunden hatte, um einen Angeklagten zum Geständnis zu zwingen. Wie hatte es der Untersuchungsrichter damals doch so bequem! In seiner Nähe sitzt ja stets der Scharfrichter mit seinen unheimlichen Foltermaschinen. „Hans, hast du gestohlen?“ — fragt der Richter den Angeklagten und währenddessen schaut der Folterknecht mit teuflischem Lächeln auf den armen Sünder, raffelt etwas mit seinen Zangen und Schrauben oder probiert seine Martermaschinen, ob sie für den bevorstehenden Fall noch in Ordnung seien. Der Angeklagte erblaßt. Angstschweiß perlt von seiner Stirn. Behebend und zitternd wagt er dennoch dem Richter zu antworten: „Gestrenger Herr, so wahr Gott im Himmel lebt, ich bin unschuldig, ich habe nicht gestohlen!“ Ein Wink — und wie ein Tiger stürzt sich der Folterknecht auf sein Opfer. Im Nu sind Daumen und Füße in die Schrauben gelegt. Die Knochen prasseln. Das Blut quillt aus den gequetschten Gliedern. Ein furchtbarer Schmerzensschrei ertönt. Der Angeklagte schreit: „Herr, ja, ich hab's gethan!“ Der Herr „adliche Gerichtschreiber“ schreibt's nieder. Das Urtheil wird gefällt. Mit dem stolzen Bewußtsein, ein großes Werk vollbracht zu haben, glättet sich der hochweise und gelahrte Gerichtsherr wohlgefällig seine zerzauste Perücke. Nach der Gerichtsitzung ist gewöhnlich großer Schmaus. Hier findet er Gelegenheit, beim Schoppen seine wohlgelungene Heldenthat zu rühmen und die neuesten Erfindungen auf dem Gebiete der Folter- und Henkerkunst näher zu beleuchten. — Weit schmerzlicher als Daumen- und Zehenschrauben waren die „spanischen Stiefel“ oder Weinschraube, ferner die „pommerische Mütze“, eine Presse für den Kopf, sodann der

*) Dieser Brief kostete damals für die Tour von Köffel nach Angerburg 16 Groschen Postporto.

„gespickte Hase“, eine Rolle mit stumpfen Spizen, über welche der Gepeinigte auf- und abgezogen wurde, das Brennen einzelner Glieder mit glühendem Eisen und viele andere schauerlichen Marterwerkzeuge.

„Der Mensch in seinem Wahn“ ist doch, wie Schiller sagt, „der schrecklichste der Schrecken.“ Das Mädchen Vena Lessowna zu Angerburg*) war im Jahre 1708 angeklagt worden eine *Flasche* gestohlen zu haben. Sie leugnete hartnäckig und bestand auf ihrer Unschuld. Der hiesige General-Feldzeugmeister und Hauptmann Zubus von Tettau hatte für Recht erkannt, die Angeklagte auf die Folterbank zu spannen, um sie zum Geständnis zu zwingen. Der Wirkliche Geheime Rath und Hofrichter von Hoverbeck in Königsberg ändert unter dem 27. April d. J. dieses Urtheil dahin, daß der Angeklagten „zwar der Scharfrichter mit dem Instrumente *torturae* vorgestellet und falls nach nochmaliger Anmahnung zur Bekenntniß selbte auf ihrer Unschuld bestehen sollte, dieselbe von dem Scharfrichter angegriffen, entkleidet und auf die Folterbank gesetzt, Daum- und Beinschrauben angeleget, auch angeschroben, und in solcher Marter eine halbe viertel Stunde, nicht aber angezogen, noch suspenso gehalten werden soll.“ Vena Lessowna überstand die Tortur, wurde deshalb freigesprochen, aber aus dem Angerburger Amte ausgewiesen.

Als König Friedrich II. bei seinem Regierungsantritte 1740 die Folterbank abgeschafft hatte, geriet mancher Richter mit seiner bisherigen Weisheit in die Brüche. Nicht alle waren so erfindereich wie ein hiesiger Richter, der sich als *Teufel* mit Hörnern und Pferdefuß *auskleidete*, um den Angeklagten sich als leibhaftigen Satan vorzustellen und sie durch den Schrecken zum Geständnis zu nötigen. So erzählt G. C. Bisanski (Hagens Preuß. Provinzialblätter III. S. 464) folgende Geschichte:

„Aus dem Hause des Pfarrers der Grabooschen Gemeinde im Angerburgischen Kreise wurde im J. 1748 eine nicht geringe Summe Geldes durch Diebstahl entführt. Für verdächtig dieses Verbrechens galt ein Diener, welcher jedoch standhaft leugnete, es begangen zu haben; die Sache ward dem Gericht zu Angerburg hinterbracht, welches in Fällen, die sich auf die äußeren Angelegenheiten der Kirche beziehen, Recht spricht. Ein Richter wird abgesendet, um am Orte des Verbrechens selbst die Untersuchung zu führen. Zwar stellt er alles auf, um den Diener zum Bekenntnis der That zu bringen, aber es ist Zeit und Mühe verloren. Durch Schreckbilder glaubt er daher, würde der schlichte und vom Aberglauben beherrschte Mensch mit leichtester Mühe zu bewegen sein. Bei einbrechender Nacht sperrt er ihn in die Kirche des Dorfes ein, damit er ihm daselbst im Schauer der Finsternis und in der Angst der Gespensterscheu die Wahrheit entlocke. In der elften Stunde der Nacht ist es der bestellte Richter selbst, der in einem Aufzuge, wie gewöhnlich der Böse gemalt zu werden pflegt, mit Hörnern, die am Kopfe befestigt sind, und mit einer glühenden Kohle zwischen den Zähnen, als plötzlich mit Getöse die Thüren aufgeschlossen werden, in die Kirche einbricht und mit schaudervollem Gebrüll auf den Diener losfährt, indem er als der Teufel selbst sich ihm mit Drohungen darstellt, daß wenn er nicht sofort den Diebstahl bekenne, er ihn vom Boden hinweg, in die Hölle schleppen würde. Jener vom übergewaltigen Schreck erschüttert, fällt sofort auf die Erde und verhaucht die Seele. Als der Richter sieht, daß der Würfel anders gefallen ist, als er geglaubt hatte, ruft er jene herbei, die vor den Thüren der Kirche auf seine Rückkunft harreten und befiehlt, den Todten hinauszutragen, in der Meinung, daß derselbe nur an einer Betäubung der Seele leide. Er versucht alles, um ihn ins Leben zurückzurufen, doch mit vergeblichem Erfolg. Über wenige Tage nachher wird der

*) Chronik der Stadt Angerburg.

Thäter des begangenen Diebstahls ergriffen; so wird es offenbar, daß ein unschuldiger, fälschlich verdächtigter Diener durch den unwürdigsten Tod hinweggerafft sei. Sorgfältig wurde das abscheuliche Gerichtsverfahren von denen, die dabei beteiligt waren, verheimlicht und unterdrückt, und der bestellte Richter hatte für die Unbesonnenheit und den schmählich verübten Mord keine Strafe zu erleiden.“

Es ist erstaunlich, wie wenig sich die Leute in alter Zeit durch Pest, Krieg, Hungersnot und die grausamsten Strafen der Obrigkeit in ihren Vergnügungen aufhalten ließen. Das 16. und 17. Jahrhundert war die Zeit, in welcher am meisten gegessen und getrunken wurde. Das Saufen ist bei den Deutschen stets „in der Übung gewest“; „übergroß drinken war ain ehr“ und „für kain schand oder unlop zu achten.“*) Vor den Gerichtsfigungen wurde „die gewonlich zech gehalten, nachher mann und weiber zusammen kommen, um zu verzechen die gefallenen straffen und seind frölich, gueter ding mit danzen und springen.“ Kam man zu einem Kauf oder einer andern Handlung zusammen, so war wieder „ain groß drinken von die herren und edelleute.“**) Ihre heitere Stimmung äußerten die Zecher durch Zerreißen der Tischlaken und durch Zerschlagen der Schüsseln, Teller und Gläser. Das war die Zeit, wo hier in Angerburg so viel Wirtshäuser als überhaupt Häuser waren. Das müste Essen und Trinken nahm ab gegen Ende des 17. Jahrhunderts. An die Stelle des Vielessens trat das Feinessen. Viel trug dazu bei die Einführung der neuen Genußmittel, des chinesischen Thees, des arabischen Kaffees, des amerikanischen Tabaks. Zwar eiferte die Regierung gegen alle drei Genußmittel und suchte sie zu unterdrücken. Am schärfsten predigten die Geistlichen auf den Kanzeln gegen den Rauchteufel. Es fehlte nicht an Spottschriften und Spottbildern gegen den Tabaksgenuß. Ein solches Spottbild aus jener Zeit hat die Ueberschrift:

„krafft, Tugent und würkung
des hochnuzbarlichen Tabac, durchs
A b c gezogen fein gröblich.“

Dann kommen sechs Bildchen, die die Wirkungen des Tabaks darstellen, Erbrechen und

*) Henne am Rhyn III. 61.

**) „Als Beispiel des Gesagten geben wir näheres über ein Gastmahl an, das 1569 der Rat von Braunschweig dem Herzog Julius zu seiner Thronbesteigung gab, und das 4 Stunden dauerte. Der erste Gang bestand in Rindfleisch mit Suppe, Braten, Hasen und Rebhühnern, Birnen und Pasteten, der zweite in gekochten Vögeln und frischem Lachs, der dritte in Hirsch mit Semmelu Gebäck und Weinmus, der vierte in Hirschwildbret und Mandelkase, der fünfte in Hirschpasteten und Schafsfleisch, der sechste in gebratenen Vögeln und Quappen, der siebente in gebratenen Ferkeln und trockenen Forellen, der achte in Mandeltorte und Gründlingen, der neunte in Ferkeln in Gallert, der zehnte in Mustern und Gebäck, der elfte in Krebsen, Karpfen und Pasteten, der zwölfte in Bratfischen, Gebäckem und Parmesanfälle. Man schaffte zu diesem Male her: 8 Ochsen, 32 Hammel, 13 Schweine, 50 Hasen, 17 anderes Wildbret, 236 Hühner, 82 Rebhühner, 190 Krammetz- und 260 andere Vögel, über tausend Eier, 9 Aale, 304 Karpfen, 203 Hechte, 1140 Gründlinge, 101 Barsche, 30 Bratfische, 3600 Krebse, eine Tonne 66 Pfund Lachs, keine Tonne u. 56 Pfd. Butter, 246 Pfund Speck. Dann an Getränken: 7 1/2 Ohm Wein, 8 Tonnen und 22 Faß Bier. Die Kosten für das Verzehrte betragen 3085 Gulden 7 Schilling 5 Pfennig, die für mutwillig zerstörte Gegenstände 2111 Gulden 2 Pfennig. Dieses Mahl gehörte noch keineswegs zu den verschwenderischsten.“

In Leipzig trank man 1561 bei einer Hochzeit aus 3600 Eimer und 1000 Fässer Wein. — Karl V. brachte zur Fürstenversammlung in Regensburg 3000 Eimer Wein mit. — Es war die Zeit der großen Trinkgefäße und der ungeheuren Weinfässer, deren berühmteste das Schloß Heidelberg barg und noch birgt, das letzte von 1750 enthält 250 Fuder. Ein Weinfäß auf der Festung Königstein, das aber nicht mehr existiert, enthielt sogar 850 Fude.“ Henne am Rhyn III. 61 und f.

heftige Nasenentleerung.*) Trotz alledem wurde das „Tabakkaufen“ so allgemeine Sitte, daß auf allen Büreaus, in allen Rats- und Gerichtssitzungen, ja selbst zuweilen in den Kirchen Tabak gekostet wurde. (S. S. 46.)

Dieselbe Ausschweifung, die sich in unmäßigem Essen und Trinken kundgab, trat auch auf dem Gebiet der **Kleidung** hervor. Alle Kleiderordnungen und strengen Edikte, durch welche die Obrigkeit den Kleiderluxus ihrer Unterthanen zu bekämpfen bemüht war, wurden wenig beachtet. Die ehemals enge Kleidung wurde im 16. Jahrhundert im lächerlichsten und übertriebensten Maße breit und weit. Ärmel und Beinkleider der Männer waren bauschig und ausgeschlitz. Es kommen die „**Pluderhosen**“ auf. Diese Ungetüme von Kleidungsstücken, in langen Streifen und Fetzen herabhängend, erforderten 60 bis 130 Ellen Tuch, und weil das Tuch zu schwer war, wurde dazu Seidenstoff gewählt. Umsonst predigte der Berliner Generalsuperintendent Muskulus gegen den „zerluderten, zucht- und ehrverwegenen pludrigen Hosenteufel“. Umsonst ließ Kurfürst Joachim II. solche Modenarren öffentlich in einem Käfig ausstellen, andern auf der Straße die Hosen ausziehen. Die Unsitte dauerte das ganze 16. Jahrhundert hindurch. Um den Hals, der vordem entblößt gewesen, trug man das sogenannte **Gekröse**, d. h. eine Krause, die einen solchen Umfang annahm, daß man sie nicht unpassend als „**Mühlsteinkragen**“ verspottet. An der Fußkleidung verbreitete sich der Vorderteil immer mehr, so daß er den Namen **Ochsen- oder Kuhmaul** erhielt; aber bald wurden die Schuhe spizig und schnabelförmig. Nach dem 30jährigen Kriege wurde die Mode immer französischer und Friedrich von Logau schuf den Spruch:

„Wir kleiden jeztund, ihr Franzosen,
Der Deutschen Ruhm in eure Hosen,
Ihr könnt es schwerlich anders machen,
Ihr müßt zu unserer Thorheit lachen.“

Nach dem Vorbilde Ludwig XIV. von Frankreich fing man an auch in Deutschland die gepuderte **Perücke** zu tragen, die mit jedem Jahre an Größe und Umfang zunahm. Nachdem Friedrich I. sie angenommen hatte, um damit seine verwachsenen Schultern zu decken, eroberte dieses unnatürliche Monstrum schleunigst die preussische Männerwelt. Um seine Perücke nicht zu zerzausen, trug man seinen Hut unter dem Arm. Auch unser Städtchen hatte mehrere Perückenmacher. Aus der Perücke wird um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Haarbeutel und aus diesem der militärische **Zopf**. Es würde uns zu weit führen die tausend launischen und närrischen Wandlungen der Mode zu verfolgen, nur weniges noch über die Frauenmoden. Die Frauenkleider sind im 16. und 17. Jahrhundert weit einfacher und natürlicher als bei den Männern. Gegen Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts kamen die **Reifröcke** und die immer breiter werdenden **Kröse** auf. Der Reifrock schwindet seit 1630, um jedoch im 18. Jahrhundert einen desto glänzenden Triumphzug durch die Frauenwelt zu halten. Die Frauentrachten des 18. Jahrhunderts zeichnen sich aus durch ungeheure Haargebirge, so daß die Haarkünstler auf hohe Tritte und Leitern steigen mußten, um einer Dame den Turm auf ihrem Haupte kunstmäßig aufzubauen, und von Natur kleine Frauen eine riesenähnliche Höhe erlangten. Dem hohen Gebirge auf dem Haupte entsprach ein kolossaler **Reifrock**,

*) Die Unterschrift unter diesem Spottbild lautet: „Ausbüdige Ala mode Bauchpurgation, lausiert Durchlauf, effektuirt Farzen, Großen, Husten, Turgen, Kozen, Vufft in hosen, Murmeln in Leibe, Kieften, operiert, purgiert, qualifiziert, Noß, Schnupffen, Spenen; Tabac vertreibt Wutigkeit, Hanto yn Zähnen.“

von unerhörtem Umfange, enger Taille und langer Schleppe. Nun schau der Dame einmal ins Gesicht! Was sind denn das für kleine schwarze Pechpflaster, mit welchen ihr Gesicht ganz bunt beklebt ist? — Das sind die Schönheitsflästerchen, nach damaligem Geschmack die feinste Zierde einer jungfräulichen Schönheit. In einem Hochzeitsgedicht d. a. 1707 heißt es:

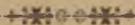
„Schwarz und weiß giebt hellen Schimmer,
Das weiß unser Frauenzimmer,
Darum kleben sie zu hauff
Ihnen schwarze Mouches auf.“

Daß im Wechsel der Zeiten die Menschen auf diese oder jene der oben geschilderten Unsitte und Narheiten zurückkommen können, ist wohl möglich, doch von Bestand ist nur das Rechte wie Goethe sagte: „Das Rechte bleibt der Nachwelt unverloren.“ Was seine Wurzel hat in dem ewigen und unvergänglichen Wort der Wahrheit, das überdauert alle Stürme und Wechsel der Zeit. (Jesaias 40, 8.)



Kapitel 15.

Die sieben Kirchen des Landkreises.



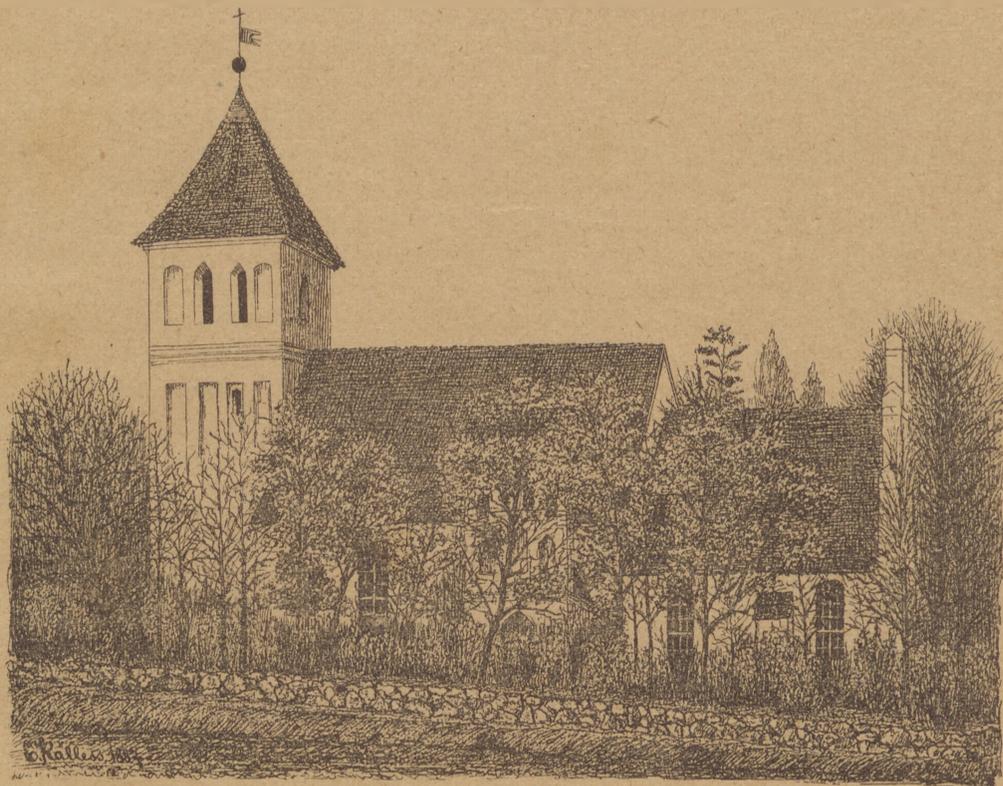
Erstaunlich ist das langsame Vordringen des Christentums in hiesiger Gegend. Schon zweihundert Jahre waren seit dem Einzug der deutschen Ordensritter in Preußen vergangen — und im ganzen hiesigen Kreise stand erst eine einzige Kirche, die zu Engelstein. Ein schwacher Versuch im 13. Jahrhundert, die Söhne der Wildnis für das Evangelium zu gewinnen, war mißlungen. Ein zu den Sudauern geschickter Bischof mußte unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Wohl mochte auch hie und da ein Kirchlein erbaut worden sein, aber in den furchtbaren Kriegsstürmen wurde bald daraus eine einsame Waldrüine, darinnen Wölfe und Bären sich ein Lager bereiteten. Weber der ermländische Bischof, zu dessen Sprengel unsere Gegend gehörte, noch der mit Kriegen

Alöppel ist bereits eine große Bucht ausgeschlagen. Als im Jahre 1846 der Blitz in den Turm einschlug und das Innere desselben zu brennen anfing, versuchte man, um die kleine Glocke zu retten, das Gebälk, an welchem sie hängt und das Glockenohr zu durchhauen, was aber nicht gelang. Das Feuer wurde übrigens gelöscht. Ein Blitzstrahl fuhr auch im Jahre 1881 am Tage vor der Kirchenvisitation in den Turm, ohne jedoch zu zünden. Die beiden größeren Glocken ließ der oben erwähnte Pfarrer Borcius im Jahre 1721 durch Johann Jacob Dornmann in Königsberg gießen. Unter dem Turm, der eine Höhe von 32 Meter hat, befindet sich ein vermaueretes Gewölbe. Der Altar ist 1632 von der Angerburger Gemeinde für 500 Gulden abgekauft, nachdem er hier bereits seit 1611 gestanden hatte. Unter dem Altar befindet sich eine Gruft, wo noch Ueberreste von Särgen und Ausrüstungsstücken vorhanden sind. Genau stimmen die Maße des heutigen Altarraums mit jenen der gefundenen Kapellenruine überein. Die Apfisis ist nämlich 12 Meter d. i. „36 Schuh“ lang. Das angebaute höhere Kirchenschiff hat eine Länge von 21 Meter. Die jetzige Orgel ist aus dem Jahr 1845. Früher gehörten auch noch Prinowen, Wilkowen und Thiergarten zur Engelsteiner Kirche, wurden aber schon 1740 abgezweigt und nach Angerburg eingepfarrt. Dasselbe geschah mit Jakimowen 1856. Sehr übel hausten die Tartaren in Engelstein. Sie überfielen den Ort am 11. Februar 1657 am Sonntage *Esto mihi* nachmittags, nachdem sie die Nacht zuvor Angerburg zerstört hatten. Einen gewissen Willimeig hieben sie auf der Schwelle des Pfarrhauses in Stücke. Der Pfarrer Reimer hatte sich mit mehreren Einwohnern des Dorfes in die Kirche geflüchtet und dieselbe fest verriegelt. Mit ihren Speißen durchlöcherten die wilden Horden die Kirchenthür, und hätten an den in der Kirche versteckten Leuten die schändlichsten Grausamkeiten verübt, wenn sie nicht zum Glück durch die Nachricht, daß die kurfürstlichen Truppen im Anzuge wären, daran gehindert und zu schleunigem Abmarsch veranlaßt worden wären. Vor ihrem Abzuge hieben sie noch einem alten Wirten an einem Brunnen den Kopf ab zum Dank dafür, daß er sich vor ihnen gedemüthigt und dienstbeflissen gezeigt hatte, indem er ihnen als Wegweiser gedient hatte. Noch an demselben Abend sah man die Flammen des brennenden Drengrurth. Weiter sind die Tartaren nicht gekommen.



2. **Rosengarten** Auch hier wie in Engelstein fällt die Gründung des Kirchspiels mit der Anlage des Dorfes zusammen. Im Jahre 1437 wurde in der Verleihungsurkunde bestimmt: „Von den 58 Huben soll haben der Pfarrherr vier Huben in die Ehre Gottes des Allmächtigen und des Herrn Sankti Nicolai.“ In einer im Jahre 1826 angelegten Kirchenchronik findet sich zwar die Annahme, daß „unter dem Hochmeister Hans von Tiefen (1489—1497) das erste Bethaus daselbst gegründet sei, doch läßt sich diese Annahme durch Urkunden nicht belegen, beruht vielmehr nur auf einer Mitteilung des Pfarrers Albert Cibulcovich (1658—83), der in einem Bericht behauptet, die beiden Kirchen in Rosengarten und Doben seien gleichen Alters, „alle beyde noch im Babsthum unter dem Hochmeister Hans von Tiefen, Wie auff beyden alten Altare geschrieben war, erbauet“. Wenn in der Handfeste über Rosengarten vom Jahre 1437 der heilige Nikolaus als Schutzpatron

beschäftigte Orden kümmerten sich um Ansiedelung der Wildnis oder Anlage von Kirchen. Nur einzelne Mönche schweiften umher und taufte hie und da die Kinder der zerstreut lebenden deutschen Kolonisten oder Preußen. Erst im 15. Jahrhundert entstehen am Rande der Wildnis die Kirchen Engelstein, Rosengarten und Angerburg. Der Erzpriester von Kößel hatte die Aufsicht über diese Kirchen. Als aber bei Einführung der Reformation der ermländische Bischof katholisch blieb, wurde ihm Masuren abgenommen und dem pomesanischen Bischof Erhardt v. Queiß unterstellt. Dieser sollte schon 1528 eine Kirchenvisitation in Masuren abhalten, starb aber, bevor er sie begonnen. An seiner Stelle visitierte der Rastenburger Pfarrer Michael Meurer die Kirchen zu Rhein, Lyck, Stradaunen, Angerburg, Löben, Nordenburg und Sehesten. Auch in Zukunft blieben die Kirchen des Angerburger Amtes dem Erzpriester von Rastenburg, der übrigens im ganzen 49 Kirchen zu beaufsichtigen hatte, unterstellt, bis 1725 die selbstständige Superintendentur Angerburg eingerichtet wurde. Das riesige Angerburger Kirchspiel, das anfangs einen Flächeninhalt von ca. 12 Quadratmeilen hatte, wurde schon im Jahrhundert der Reformation in 4 Kirchspiele zerteilt. Fast gleichzeitig nämlich wurden 1570—1580 noch drei neue Kirchen angelegt, zu Benkheim 1570, Kruglanken 1574, Ruten 1576. Dazu ist Buddern 1738 und das neue Kirchspiel Possessern in diesem Jahre gekommen. Auch die meisten der erwähnten Landkirchen hatten früher zwei Geistliche, obwohl die Zahl der Gemeindeglieder weit geringer wie heute war. Außer dem Pfarrer gab es noch einen Kaplan oder Diakonus. Engelstein, wo der Kurfürst George Wilhelm der dortigen Kaplansstelle im Jahre 1620 7 Morgen Land schenkte, hatte einen Kaplan bis 1742, Benkheim bis 1739, Kruglanken bis 1819. Hören wir nun das geschichtlich Merkwürdige der einzelnen im Bilde uns veranschaulichten Landkirchen.



1. Engelstein. Diese freundliche Kirche liegt in einem überaus lieblichen Thal an

einem kleinen See, von hohen Bergen umgeben. Unter letzteren ist der sogenannte Fuchsberg, ein hoher, weithin sichtbarer Kegel auf dem Pfarracker zu merken. Den Eingang in dieses anmutige Thal hatten die alten Preußen durch hohe Schanzen, die noch heute die Heidenschanzen heißen, gesichert. Ein tiefer Hohlweg, seit 1887 die neue Chaussee, durchbricht diese Schanzen. Dies war in alten Zeiten gleichsam der Eingang in die dahinter liegende Wildnis. Daher stammt auch der Name. „Angela“ heißt der enge Eingang und „Engelstein“ heißen die Bewohner eines solchen engen Eingangs. Es war im Jahre 1406, als eine Schaar rüstiger Männer mit Arten bewaffnet an den Mesauer See wanderten, um hier ein Stück des dichten Waldes auszuwiden, sich Häuser zu bauen und eine neue Heimat zu gründen. Schon stand eine Zahl von Wohnhäusern und Schoppen aufgerichtet, als sie beim weiteren Vordringen in den Wald eine verfallene Kapelle fanden. Das Dach war ganz eingestürzt. Dichtes Gestrüpp und große Bäume wuchsen zwischen den Wänden und wilde Schweine hatten hier ihre Behausung gewählt. Das verfallene Kirchlein war 36 Schuh lang, 24 Schuh breit und die Sakristei 12' lang und 9' breit. Nach einer andern Tradition soll diese Kapellenruine von Jägern aus Jakunowen gefunden sein, was aber unwahrscheinlich ist, da es einen Ort „Jakunowen“ damals noch nicht gab. Die Kolonisten vom Mesauer See waren über ihren Fund so hoch erfreut, daß sie ihre erste Ansiedelung verließen, die bereits errichteten Gebäude abbrachen und hier ihre Wohnungen rings um die entdeckte Kirche aufschlugen. So ist das heutige Engelstein entstanden. Die Verschreibung des Dorfes mit 64 Hufen, unter welchen bereits 4 Hufen zum Gotteshause und zur Pfarre bestimmt waren, wurde ihnen am Tage Mariä Geburt 1406 von dem Ordensmarschall Ulrich von Jungingen ausgestellt, demselben, der nachmals als Hochmeister in der Schlacht bei Tannenberg gefallen ist. Als sie mit ihren Wohnhäusern fertig waren, reinigten sie die verfallene Kirche und bauten ein großes Stück aus rohen Feldsteinen nach Sonnenuntergang an und zwar, wie schon der Pfarrer Borcius aus Engelstein 1724 rühmlichst hervorhebt, so „standhaftig und feste, daß die Mauer sowohl bei der gefundenen als auch nachgehends an dem angebauten Stücke niemahlen darff gebeßert werden, sondern sie stehet also feste und unverändert als wenn sie heute ist aufgeföhret worden.“*) Gerne hätte uns dieser Geistliche noch mehr über die Geschichte der Engelsteinschen Kirche mitgetheilt, aber „unsere Vorfahren“ jagte er, „seyen also curieuse (neugierig) nicht gewesen, daß sie die Ausfindung der Kirchen beschreiben und der Nachwelt hinterlassen hätten, sondern sie haben es mit ihrem Namen sterben und in der Erde verscharren lassen.“ Aber noch besitzt die Kirche manches wertvolle Andenken alter Zeit. Vor der Kirche steht ein auch von Borcius erwähnter großer Weihwasserstein, aus Granit schön gemeißelt, in Form einer halben umgekehrten hohlen Ruß. Hierhin pilgerten einst die Fischer und Bauern aus Kehlen, Thiergarten und Neudorf (Angerburg), um sich mit dem heiligen Wasser aus diesem Stein zu besegnen und beim katholischen Pfarrer Johannes Lichtscher Messe zu hören.***) Auch ist die kleinste der drei Glocken noch eine Erinnerung an die katholischen Zeiten. Die Inschrift läßt freilich das Jahr ihrer Entstehung nicht mehr entziffern, doch ist noch die Widmung deutlich zu lesen: „in die ehr Gottis † Marien † und aller Hilgen.“ Durch den

*) „Nachricht von der Kirche zu Engelstein“ in „Erläutertes Preußen“ II. S. 230 von Pfarrer Borcius, mitgeteilt dem Königl. Land-Meßer Reimer. Ein Irrtum in dieser Nachricht ist die Angabe, daß Engelstein im Jahre 1488 angelegt und seine Verschreibung erhalten hat. Das Privilegium ist vom Jahre 1406.

**) Scriptorum rerum Warmiensium I. 378. Johannes Lichtscher aus Kulm wurde am 13. Dezember 1484 vom ermländischen Bischof Nikolaus von Tüngen angestellt.

der Rosengarter Kirche angegeben ist, so läßt sich daraus schließen, daß diese Kirche entweder schon gestanden oder im Bau begriffen gewesen ist. Auch war die Kirche bereits 1574, als der Pomesanische Bischof George Benediger hier seine Visitation abhielt, so baufällig, daß ein Neubau beschlossen wurde. Dazu kam es aber erst 100 Jahre später, als Graf Nhasverus von Lehndorff die ganz verfallene Kirche umzubauen unternahm. Da er jedoch im Sommer 1673 mit seinem in Preußen geworbenen Regiment gegen die Schweden ziehen mußte, konnte er den Bau nicht vollenden, legte aber denselben recht dringend seiner daheim gebliebenen Mutter ans Herz. Der Kurfürst erteilte ihm in Anerkennung seiner für die Kirche gebrachten Opfer das Patronat über Rosengarten unter dem 4. November 1683. Diese von Nhasverus von Lehndorff gebaute Kirche sah nun freilich etwas anders aus als die heutige. Sie war 78 Fuß lang, 43 Fuß breit, hatte einen mit Schindeln gedeckten, stumpfen Turm, in welchem drei Glocken hingen. Außer der Sakristei war noch eine Chor- und Kirchenhalle angebaut, in welcher sich das Steinortsche Chor für die gräflichen Herrschaften befand. Auch gab es eine Taufhalle, in welcher ein stark vergoldeter Engel ein silbernes Taufbecken hielt, auf dem das Lehndorff-Wallenrodtsche Wappen zu sehen war. Eine Orgel gab es nicht, sondern nur ein Positiv mit 6 Zügen. Auf der Kanzel stand ein Stundenglas. Unter der Kirche befanden sich zwei Gewölbe, das „Lobabsche“ und das „Pilwische“. Im Jahre 1812 sollte die Kirche einen Umbau erfahren. Der Durchmarsch der französischen Truppen in diesem Jahre und die darauf folgenden Freiheitskriege verhinderten seine Ausführung. Zehn Jahre später genügte mehr kein Umbau, sondern es war bereits ein Neubau nötig geworden. Doch Mißwachs und Hagelschlag hatte die Gemeinde in große Not versetzt. Da wandten sich die Kirchenvorsteher an den König Friedrich Wilhelm III., welcher aus seiner Chatouille ein Gnadengeschenk von 1000 Thalern zum Neubau hergab. Der kunstsinige Kronprinz, nachmaliger König Friedrich Wilhelm IV., verfertigte den Plan, nach welchem die Kirche die eigentümliche Gestalt eines regulären Achtecks erhielt. Der Patron, Generalmajor Reichsgraf Christian Friedrich Ludwig von Lehndorff, lieferte sämtliches Material. Die Baukosten kamen beim Mindestgebot auf 1495 Thaler, so daß der ganze Bau der Gemeinde selbst nur 495 Thaler kostete. Bauunternehmer war Johann Steiner, Inspektor der gräflichen Güter, nachmaliger Besitzer von Gudellen. Die Einweihung der neuen Kirche fand am 5. August 1827 durch den Superintendent Neumann aus Angerburg statt. Den Festzug eröffnete der Rektor Borkowski mit seiner Schule. Hierauf wurden die heiligen Kirchengeräte vom ältesten Mitglied der Gemeinde, dem Generalpächter der gräflich Steinortschen Seen, dem 81jährigen, greisen Holstein getragen. Dann folgte der Patron, Graf von Lehndorff mit seiner Frau Gemahlin, geb Gräfin von Schlippenbach und der Feuerkassen-Mendant Werner aus Angerburg, der den Grafen in dessen häufiger Abwesenheit als Kirchenpatron vertrat. Dann folgten der Landrat von Köller und 6 Geistliche. Dieser Zug sang unterwegs das Lied: „Gott, der Du ohne“. Zwei weißgekleidete Mädchen, die Töchter der Kirchenvorsteher Gefner und Hoyer, überreichten den Kirchenschlüssel dem Patron, der ihn an den Superintendenten weiterreichte. Diese Kirche steht noch heute. Sie ist bis zur äußersten Spitze 25 Meter hoch und enthält ca. 450 Sitzplätze.

Als unser Doktor Martin Luther den freundlichen Weihnachtsheiligen St. Niklas, dem die Rosengarter Kirche gewidmet ist, durch sein Reformationswerk in den Ruhestand versetzte, hat das edle Lehndorffsche Grafengeschlecht*) die Geschäfte des katholischen Heiligen mit echt evangelischer Treue wahrgenommen und ist nicht nur der Gemeinde ein Muster christlicher Tugend und Frömmigkeit gewesen, sondern hat die Kirche auch

*) Eine kurze Geschichte des Grafen von Lehndorff mit Bildern folgt in einem späteren Kapitel.

zu allen Zeiten bis heute mit zahlreichen Wohlthaten und Geschenken bedacht. Die auf Seite 92 bereits erwähnte Gräfin Marie Eleonore Lehndorff geb. Dönhoff legte im Jahre 1706 ein Kirchenhospital zur Verpflegung alter Leute in Rosengarten an. Dasselbe wurde 1767 neu umgebaut und 1787 zur Pfarwiddem eingerichtet, weil das alte Pfarrhaus ganz verfallen war. Ein höchst sonderbares und komisches Geschenk machte die Gräfin Marie Louise von Lehndorff der Kirche zu Rosengarten im Jahre 1738. Es hatte nämlich der König Friedrich Wilhelm I. in einem Rescript vom 23ten Dezember 1737 allen lutherischen Pfarrern das Tragen der Chorrockes oder Kasels im Gottesdienste und das Anzünden der Kirchenlichte während der Feier des heiligen Abendmahls aufs strengste verboten unter Androhung sofortiger Amtsentsetzung. Es geschah dies aus Sparsamkeit, es sollte kein Licht unnötiger Weise in preussischem Staat verbrannt werden und die Geistlichen keine unnötigen Ausgaben für den Talar machen. Durch diese Verordnung war die Gräfin von Lehndorff aufs höchste erfreut, zumal da sie für die reformirte Lehre große Vorliebe hatte. Sie schenkte in freudiger Zustimmung zu dieser Verordnung der Kirche zu Rosengarten ein Kapital von 1000 Gulden zur Aufbesserung der Gehälter der Kirchenbeamten unter der Bedingung, daß in der Kirche niemals mehr Lichte beim heiligen Abendmahl angezündet würden. Sollte die abgeschaffte Ceremonie des Lichtbrennens aber jemals in der Kirche wieder eingeführt werden, so sollte die Rosengarter Kirche diese 1000 Gulden an eine andere Kirche abtreten, in welcher keine Lichte brannten. Sofort bei seiner Thronbesteigung hob König Friedrich II. (d. d. Ruppin d. 3. Juli 1740) die Verfügung seines Vaters auf und stellte es den Gemeinden frei, wieder Lichte anzuzünden, und den Geistlichen, wieder Chorröcke zu tragen. Lauter Jubel ging durch alle lutherischen Kirchen. Die Altarlichte wurden doppelt so lang gegossen, und wo früher nur zwei gebrannt hatten, steckte man jetzt in einzelnen Kirchen bis 12 an. Die Gräfin erschrak. Eine Zeitlang vermochte sie den Pfarrer davon abzuhalten, den Leuten die letzte Königliche Verordnung bekannt zu machen. Aber der wohlunterrichtete Kapitain von Queiß auf Pilwe verlangte aufs dringendste die Kirchenlichte und mit ihm ein großer Theil der Gemeinde. Ihrem stürmischen Drängen konnte der Pfarrer nicht mehr standhalten. Die Gräfin erblaßte, als vor ihren Augen die verhaßten Lichte angezündet wurden. Aber sie hatte das geschenkte Kapital noch in ihrer Verwahrung. Nun sollte es den Rosengartern verloren gehen. Doch die Kirchenväter verklagten die Gräfin beim Hofgericht. Die Gräfin weist darauf hin, daß sie die Schenkung an eine bestimmte Bedingung, die nicht erfüllt sei, geknüpft habe. Auch habe die Zahl der Kommunikanten seit der Zeit, da keine Lichte brannten, bedeutend zugenommen. Früher hätte man jährlich nur 6 bis 7 Stof Kommunionwein verbraucht, jetzt ohne Licht dagegen 18 Stof. Das Hofgericht entschied jedoch unter dem 16. August 1744 zu Gunsten der Kirchenväter und der Kirchenlichte. Die Gräfin zahlte sodann nach langer Weigerung die Schenkung im Jahre 1749 aus.

Das Kirchdorf Rosengarten hat wechselvolle Schicksale gehabt. Dreimal wurde es von den Landesfürsten verpfändet. Marggraf Albrecht Friedrich verpfändete es für ein Darlehn von 2000 Thalern im Jahre 1572 an den Grafen Casper von Lehndorff und gestattete letzterem auch die Verlegung der Rosengarter Wassermühle an eine günstigere Stelle. Alle an den Landesfürsten aus Rosengarten zu zahlenden Abgaben waren an die Lehndorffs zu zahlen. Wiederum wurde das Dorf im Jahre 1636 an Meinhardt von Lehndorff verpfändet, der dem Kurfürsten Georg Wilhelm 9000 Mk. (oder 2000 Reichsthaler) borgte und ihm dadurch aus großer Not half. Als besondere Gnade erhielt der Graf bei dieser Gelegenheit die Inspektion über die Kirche, d. h. über die Gebäude und Einkünfte derselben, dazu die Erlaubnis, die verfallene Kirche neu

zu bauen. Die dritte Verpfändung fand im Jahre 1680 statt. Der große Kurfürst war dem Obrist Klingsporn 10000 Gulden schuldig. Ahasverus von Lehndorff riß den Kurfürsten aus dringendster Verlegenheit, indem er die Klingspornische Schuld für ihn bezahlte.

Sehr arg litt das Kirchdorf in den Zeiten der **schwedisch polnischen Kriege**. Wie hungrige Wölfe hausten Freunde und Feinde. Walbeds Reiter, die Vaterlandsbeschützer überfielen den Krüger Hans Krause bei Nacht und raubten ihm sein Vermögen von 1698 Gulden. In der Zeit vom Jahre 1655 bis 1663 hatten 15 Durchmärsche größerer Truppenteile stattgefunden. Oft lagen ganze Regimenter wochenlang im Quartier, so die Armee des Generals Dörfling mit 370 Pferden 30 Tage und des Generals Canneberg Armee mit 115 Pferden 21 Tage. Da blieb den armen Bauern kein Strohalm auf dem Dach, kein Körnlein auf dem Speicher. Im Tartarenkriege hatte die Ortschaft mit einem Male 103 Scheffel Korn, 107 $\frac{1}{2}$ Scheffel Gerste und 204 $\frac{1}{2}$ Scheffel Hafer für das Militair aus Amt Angerburg abzuliefern. Der Schaden, den das Dorf in diesen 8 Jahren erlitten hat, wurde auf 42998 Gulden 15 $\frac{1}{2}$ Groschen oder 34968 Mark 15 $\frac{1}{2}$ Groschen berechnet.*) Früher hatte das Dorf 82 Hufen 25 Morgen, mit wohlhabenden Bauern besetzt, welche durch Ankauf von Land die ursprüngliche Hufenzahl von 58 so bedeutend vermehrt hatten. Was für ein Elend über die Leute gekommen war, geht daraus hervor, daß im Jahre 1670 nur 13 Hufen mit 13 armenfeligten „Bauern“ besetzt waren. Die übrigen waren alle fortgelaufen. Ihre Aecker blieben wüste. Und doch sollten diese 13 verarmten Bauern jährlich 1549 Mark

*) Das darauf bezügliche interessante Altenstück lautet wörtlich:

„Den 30. Augusti Ao. 1663. Laut Churf. gnädigen Befehl ist alles und Jedes, so in diesem Dorf Hofgarten von an. 55 an biß Dato an Durchzügigen, einquartirung, Schoßstation, Verpflegung, Werbung alle und jede Unkosten und Verzehrung richtig verzeichnet.

I. an Durch Zügen.

- 132 fl. Oberst Polenz mit 120 pferde eine nacht.
- 250 fl. Obr. Schöneich mit 112 pferden 2 nacht.
- 92 fl. Obr. Wallenrod mit 100 pferden Dragoner eine nacht.
- 102 fl. Obr. Brünell mit 100 pferden eine nacht.
- 600 fl. ein ganz regiment Schweden eine nacht.
- 100 fl. an 3 pferden Von der Post.
- 162 fl. Ober. Klut 3 fähnchen zu Fuß eine nacht.
- 106 fl. Oberl. Stobenwecker 100 pf. eine nacht.
- 100 fl Major Quilla 50 Dragoner 2 nacht.
- 58 fl. Rittmeister Hölchnitz von Hallen Regiment 50 pf. eine nacht.
- 89 Obrl. Gaubecker 56 Dragoner 1 nacht.
- 307 fl. 3 fähnchen Quartianer 280 pferd 1 nacht.
- 148 fl. Obrl. Schmit mit 75 pferden 2 nacht.
- 720 fl. der Graf von Waldeck mit 1200 Mann zu Fuß Und 12 stück geschütz, hiebei 150 Mann Und 300 pferde 1 nacht gestanden und Verzehret.
- 560 fl. an 28 pferden so sie von hie genommen.

Summa 3526 fl. an Durch Zügen.

II. An einquartirung.

- 726 fl. 28 gr. Obrl. Fabian Welcher von Lehndorff mit 12 Mann, 6 pferden 18 wochen.
- 11643 fl. nb. des General Dörfling armee Verzehret in 30 Tagen mit 370 pferden. nb. damals sind 13 paner Erbe Verlassen und verwüstet worden.
- 2093 fl. des General Cannebergs armee, davor Rest, so ihnen nachgelassen worden mit 115 pferden 21 tage gestanden.
- 1698 Graf Walbeds Reiter bez nacht Zeiten eingefallen Und den Krüger Hans Krause beraubt.

Summa 16160 fl. an einquartirung Und Beraubung.

Staatsabgaben aufbringen! Nicht ganz so schlimm, aber doch schlimm genug erging es den Rosengartern zur Zeit des **Franzosenkrieges** 1807 und 1812. Der Grundbesitzer Przyborowski in Rosengarten weiß aus dem Munde seines Vaters, der es ihm oft erzählt hat, folgendes zu berichten. Die Franzosen kamen nach Rosengarten, um Vieh, Pferde und Nahrungsmittel zu requirieren. Die Rosengarter hatten in Anbetracht der Gefahr Vorsichtsmaßregeln getroffen und sämtliches Vieh auf die Werder getrieben, welche damals der noch vorhandene „faule See“ bildete. — Der faule See ist durch einen Kanal in letzten Jahren entwässert und lag zwischen dem Pfarrland und dem Gut Rosenhof. — Die Werder waren mit Wald und Gesträuch bewachsen und von der Landstraße aus wegen der dazwischen liegenden undurchdringlichen Morraste unerreikbaar. Das Vieh war unter großen Schwierigkeiten von der Blausteiner Seite her auf die Weide getrieben worden. Die Franzosen hatten es aber bald ausspioniert und wollten das Vieh zu erreichen suchen, aber alle Versuche mißlangen, da sie im Sumpf stecken blieben. Zwei jedenfalls versprenkte und verirrte Franzosen waren einmal von der Blausteiner Seite an die Werder gekommen und hofften durch einen Handstreich reiche Beute zu machen. Sie forderten die Hirten auf, das Vieh zu übergeben, welche sich jedoch weigerten. Da thaten die Franzosen, als ob sie nach dem Walde eilten, um sich mehrere ihrer Kameraden zu Hilfe zu holen. Indes eilte einer der Hirten mit Lebensgefahr durch eine seichte Stelle des Bruches in das Dorf, um die Bewohner zu benachrichtigen. Die Bauern kamen mit Forken und Heugabeln bewaffnet, um ihr Vieh gegen die Räuber zu schützen. Doch die Franzosen kamen nicht. Sie entflohen, als sie in der Richtung von Bartsch Trommelwirbel hörten, was auf den Anzug größerer Truppenmassen schließen ließ. — Was die Franzosen sonst in den Häusern an Nahrungsmitteln fanden, nahmen sie weg. Eine Wirtsfrau Karkutsch in Rosengarten hatte aus Mangel an andern Verstecksorten ein Fäßchen Butter unter einer aufgehobenen Diele im Pferdestall versteckt. Ein Franzose hatte alsbald das kostbare Fäßchen im Pferdestall entdeckt und brachte es unter Jubel und Hohn hervor mit den Worten: „Vous savez caecher, nous savons chercher!“ (Ihr versteckt zu verstecken, wir verstehen zu suchen.) — Eines Tages requirierten die Franzosen Pferde. Es waren aber sämtliche Pferde aus Rosengarten nach den sogenannten Hasenwinkel getrieben, einem dichten Gebüsch in der Nähe des Gutes Rosengarten an der Lababer Grenze. Nur der Wirt Przyborowski hatte seine Pferde zu Hause, von denen er drei sofort abgeben mußte. Alles Bitten und Wehklagen half ihm nichts. Ja selbst die beiden letzten Pferde mußte Przyborowski herausgeben, um einen Marktenderwagen zu befördern. Der junge Przyborowski wurde genötigt, das Amt des Rosslenkers zu übernehmen. Unterwegs jedoch suchte er sich das Zutrauen der Reisegefährten zu gewinnen. In Krausendorf bei Kastenburg hielt man an und überließ es dem jungen Wirtsohn, dem man völlig vertraute, die Pferde zur Weiterreise ordentlich zu füttern. Da faßt dieser plötzlich den kühnen Entschluß, seines

III. An Station nach Friedland.

173 fl. den Schweden.

689 fl. an Werbung und Mundirung sowohl Reiter als Dragoner und Webrandung auß diesem Dorf.

85 fl 17½ gr. an Auricher Dragoner Verpflegung.

709 fl. an Sastrachen Und Cölerichs Reiter An Vaarem gelde so vf. quittung.

9862 fl. 20 gr. in's ambt entrichtet Laut quittung An getreide 7 Last 5¼ Schffl. nemlich 103 Sch. Korn 107 Sch. ¾, gerste 204 Sch. ¾, Haber undt belauffet die Summe an geld 23206 fl. 15½ gr.

106 fl. Noch an Exequirer Aurich zu Unterschiedenen mahlen.

Summa 23312 fl. 15½ gr.

facit. M. Summa 34968 Mark 15½ gr.

Vaters Kofse zu retten. Er strängt die Pferde ab, schwingt sich hinauf und jagt in vollem Galopp davon. Die Franzosen schreien ihm nach. Er ist aber bald ihren Augen entflohen und gelangt auf Umwegen durch den Wald nach Hause. Hier findet er seinen Vater weinend über den Verlust seiner Pferde. Er tröstet ihn über das Unglück und erzählt sein Abenteuer. Darauf führt er seine Pferde in das sichere Versteck des Hasenwinkels. Der mutige junge Bauernsohn begnügt sich mit dem wohlgelungenen Wagstück nicht. Er möchte auch noch die drei andern Pferde seines Vaters zurückholen. Er eilt also zu Fuß auf die große Heerstraße, auf welcher die Franzosen nach Rastenburg abgezogen sind und sucht seine verlorenen Kofse. Endlich trifft er seinen lieben ihm wohlbekannten Fuchs, geritten von einem rothofigen Franzmann, der auch den alten Braunen noch nebenbei am Zaum führt. Der junge Preuße stellt sich müde und bittet den Franzosen, ihn aufsitzen zu lassen. Dieser gewährt ihm die Bitte, giebt ihm aber nicht die Zügel des Kofses in die Hand, sondern erklärt ihn für seinen Gefangenen. Der junge Mann sucht vergebens eine Gelegenheit zu entschlüpfen. Da — bei Charlottenberg kurz vor Rastenburg stürzt er sich vom Pferde, springt mit Geschwindigkeit über einige Gräben, wohin ihm der Franzose nicht folgen kann und entkommt glücklich nach Hause. — In Stawisten fanden die Franzosen die Leiche eines französischen Soldaten in einem Brunnen. Da sie annahmen, daß ihn die Stawister getödet hätten, umzingelten sie das Dorf, um es einzuzüschern. Gegen ein hohes Strafgeld standen sie von ihrem Vorhaben ab.*) Beim Durchzuge der Franzosen nach Rußland hatte das Dorf Rosengarten an die französische Armee Pferde, Vieh und Lebensmittel im Werte von 1462 Thaler und 72 Groschen zu liefern.**)



3. **Doben** Filialkirche von Rosengarten. Der Insel Gilm gegenüber, auf der noch heute die Trümmer einer alten heidnischen Burg zu sehen sind, von schönen Wäldern umgeben, dicht am Ufer des Mauersees, entstand im Jahre 1496 das Dorf Doben. Herzog Albrecht schenkte es 1529 als Mannlehn dem Herrn Christoph Schenk zu Lautenburg, einem aus Thüringen stammenden Edelmann, dessen Nachkommen noch heute im Besitze Dobens und der umliegenden Güter sind. Es scheint gleich

*) Vorstehende Mitteilungen verdanke ich Herrn Pfarrer Ziegler in Rosengarten, der die mündlichen Erzählungen des Grundbesizers Przbrowski zu Papier gebracht hat.

**) 1. Wirt Hoyer lieferte zwei Pferde = 60 Th., 1 Ochse = 30 Th., 60 Ellen Weinwand = 6 Th., 1 1/2 Ohm Branntwein = 90 Th., ein Schwein = 12 Th., Kasse, Zucker = 26 Th., Bier = 24 Th., 1 Scheffel Mehl = 6 Th., 20 Scheffel Hafer = 66 Th. 60 Gr., 1 Mästel Butter = 15 Th., in Summa 335 Th. 66 Gr. 2. Wirth Przbrowski 4 Pferde = 120 Th., 3 Schweine, 6 Schaafe, 9 Hühner, Zucker und Kasse, 10 Pfd. Butter, 8 Stück Weinwand, 30 Mannshemde, 9 Laken, 6 Bettbezüge, 4 seidene Tücher, 1 Wagen, zwei Sielen, in Summa 329 Th., 9 Gr. 3. Blank ähnliche Lieferungen = 297 Thaler 30 Groschen; 4. Molinka = 171 Th. 18 Gr.; 5. Sauer = 98 Thaler; 6. Kefelburg = 92 Th.; 7. Werner = 129 Th. 45 Gr.; 8. Weiß = 14 Th. — Summe aller Lieferungen = 1462 Th. 72 Groschen.

bei der Anlage des Dorfes eine Kapelle erbaut zu sein. Nach einem Bericht des Pfarrers Cibulcovius zu Rosengarten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stand auf dem Altar zu Doben der Name des Hochmeisters Hans von Tiefen, der 1489—1497 dem deutschen Orden vorstand. Die Dober Kirche wird zuerst im Jahre 1574 bei der Visitation, die der Pomesanische Bischof George Benediger in Rosengarten und Doben abhielt, als Filiale von Rosengarten erwähnt. Der Pfarrer von Rosengarten hatte um den dritten Sonntag zu Doben „das Amt zu halten und zu predigen,“ wofür ihm etwas „vor seine reise auf seine Pferde und etwas für die Küche nach Hause mitgegeben“ wurde. Zur Dober Filialkirche gehörten die drei Güter Steinhof, Kühnort, Deygunen. Häufig versuchte es die widerspenstige Tochterkirche sich von ihrer Mutter loszureißen, um sich entweder ganz selbstständig zu machen oder sich an andere Nachbargemeinden anzuschließen. Als um das Jahr 1650 der junge Pfarrer Brodinus in einer Predigt zu Doben die Herrschaft sehr scharf getadelt hatte, weil sie das aus dem Dienste entlaufene Gesinde zu strenge gestraft hatte, und auf Gottes Barmherzigkeit hinwies, wurde die Herrschaft erbittert und bedrohte den Geistlichen mit Schlägen. Dieser wartete furchtlos, ohne sich einschüchtern zu lassen, seines Amtes, doch er fand in der Kirche keine Zuhörer; denn es hielt sich hierauf die Herrschaft zu Doben mit ihren Leuten bald zur Kirche in Stürlack, bald zum Kaplan in Löben. Zuweilen ließ auch die verwittwete Baronin von Schenk auf Steinhof ihren „Hoffpræceptor“ (Hauslehrer) predigen, weil es in Doben noch keinen „Schulmeister“ oder „Prädikanten“ gab. Dieser „Hoffpræceptor aber ist einmahl trunkener weise auff die Sangel kommen und hat damit groß ärgernuß den Leuten von sich gegeben, und solch ärgernuß weder Er selbst in der Kirchen abgethien noch durch meine wenige Persohn“ — so erzählt Pf. Cibulcovius — „dieselbe lassen abbitten wollen.“ Infolgedessen wurde auf Bitten des Pfarrers Cibulcovius dessen „Schwesterson für einen Schul-Meister in Doben angenommen, um zugleich die Jugend in Cathegismo zu informieren.“ Des Pfarrers Nefte, eine Waise, hatte das hohe Studium auf der Universität vollbracht, und „weil wir dazumahl auch mangel an solchen gelehrten Menschen gehabt,“ widerfuhr ihm das seltene Glück, gleich nach seinem Abgang von der Universität Schulmeister in Doben zu werden. Freilich bekam er noch kein Gehalt, sondern „ich habe ihn“, sagt der Pfarrer, „auff mein Brodt gehalten und ihn alle zwey Sonntag in der Dobischen Kirchen daß ganze Jahr durch predigen laßen. Biß der Selige Herr kanzler Tettau 1672 daß Gutt Doben käuslich an sich gebracht“. Dieser bewilligte dem Pfarrer in Rosengarten jährlich „12 Mark vor die reise auf die Pferde“ und dem Schulmeister in Doben eine Besoldung, zu welcher das ganze Kirchspiel beizutragen hatte. Seitdem waren fast ein ganzes Jahrhundert hindurch „studierte Schulmeister“ in Doben angestellt, welche außer ihrem Schulunterricht an allen den Sonntagen zu predigen hatten, an welchen nicht der Pfarrer aus Rosengarten amtierte. Für dieses Doppelamt erhielten sie eine so äußerst dürftige Besoldung, daß sie sich vor der bittersten Hungersnot kaum schützen konnten. So kam es denn, daß der Schulmeister Monnovius sich aus Verzweiflung dem Trunke ergab, den Schulunterricht oft ausfallen ließ, um sich seine Nahrung zusammenzubetteln und auf der Kanzel die gröbsten Flüche ausstieß: „Der Teufel mag alles holen, mich, euch und die Kirche!“ Als der Erzpriester G. H. Helwing bei der Visitation 1746 den Schulmeister vor der versammelten Gemeinde wegen dieser Flüche zur Verantwortung aufforderte, entschuldigte er sich damit, daß er in Doben verhungern müsse, auch sei er „polnischer Nation und daher sei ihm das Fluchen angebohren“. Er dankte von selber ab; die Königliche Regierung befahl hierauf einen „gewöhnlichen Landschulmeister“, der nicht studiert hatte, in Doben anzustellen. — Der Streit wegen der von den Grafen von Steinort ausgeübten Patronatsrechte über Doben währte länger

als 200 Jahre; die Besitzer von Doben wollten das Patronat der Grafen von Lehndorff nicht anerkennen. Ein Baron von Schenk stellte sogar 1694 die Behauptung auf, daß die Dobische Kirche älter als die Hofengarter sei, also die letztere für eine Filiale der ersteren zu halten sei. Das königliche Geheime Ober-Tribunal stellte durch Erkenntnis vom 19. März 1849 endgiltig fest, daß das Patronat der Dobener Kirche zu Steinort gehöre.

Bis in die neueste Zeit war das alte, aus rohen Feldsteinen erbaute Kirchlein zu Doben ohne Turm. Es war für mich daher eine freudige Ueberraschung als mir bei der diesjährigen Kirchenvisitation Herr Baron von Schenk die Mitteilung machte, daß er der Kirche einen Turm zu schenken beabsichtige. Auf meine Frage, welche Gestalt der neue Turm habe solle, entwarf er, da wir gerade bei der Mittagstafel saßen, eine kleine Zeichnung mit Blei auf dem Tische. Schon nach einigen Tagen, am 3. Juli 1887, wurde der Grundstein gelegt. Pfarrer Ziegler aus Hofengarten hielt die Weihrede. Nachrichten über die Kirche wurden, in einer Blechkapsel verschlossen, unter dem Grundstein eingemauert. Schon im September d. J. ist der Turm fertig geworden. Zu seiner Ausführung sind 40 Fuder Steine und 20000 Ziegel nötig gewesen. So ist denn hier ein recht sonderbares Paar mit einander vermählt: der neugeborene Turm, dieser 55 Fuß hohe Kiese, die danebenstehenden Pappeln weit überragend, steht stolz wie ein junger Bräutigam da und schaut weit in's Land, über Wasser, Inseln und Wälder hinweg. Neben ihm steht das alte, fast 400jährige Kirchlein, bemooft und verwittert, wie ein altes, zusammengeschrumpftes Mütterchen voller Runzeln und Gebrechen. Jedoch der neue Anstrich, den die Kirche erhalten und ihr neues Dach haben den Unterschied in den Jahren zwischen Turm und Kirche einigermaßen ausgeglichen. Da Baron von Schenk das Patronat nicht hat und daher auch keine Verpflichtung zu diesem Bau, so verdienen die bedeutenden Opfer, die er für diese Kirche gebracht hat, die höchste Anerkennung.

4. **Benkheim.** Dieser Ort ist von der Natur mit den anmutigsten Reizen ausgestattet. Von dichtem Weidengebüsch beschattet, fließt rauschend durch's Dörfchen die Goldap. Auf der westlichen Seite erheben sich hohe Berge, gegen Osten liegt in der Nähe die herrliche, 200 Hufen große Skalische Forst. Sie erinnert uns mit ihrem Namen an jenen Erzschwindler und gefährlichen Betrüger Paul Skalich, der als verkappter Jesuit ins Land gekommen war, um durch seine Ränke den altersschwachen Herzog Albrecht von Preußen zum Papsttum zurückzuführen. Mit gefälschten Papieren hatte er sich als Markgraf von Verona und Fürst von Stala am Hofe des Herzogs einzuschleichen gewußt. Ein Ansehen wußte er sich dadurch zu geben, daß er behauptete mit dem Geisterreiche in Verbindung zu stehen und im Besitze einer kabbalistischen Geheimlehre zu sein, durch welche ihm die tiefsten Geheimnisse offenbar seien. Er zeigte dem Herzog auch eine Schrift mit den wunderlichsten Figuren, Circeln, Triangeln und Quadraten und gebrauchte die unverständlichsten und ungeheuerlichsten Worte in seiner Rede, deren Inhalt häufig nichts als Unsinn war. Fünf Jahre lang, von 1561 bis 1566, stand der Herzog unter dem unheilvollen Einfluß dieses Schwindlers und erregte dadurch große Unzufriedenheit im Lande. Er schenkte dem Abenteuerer ein Haus in Königsberg, die Stadt und das Amt Kreuzburg und im Jahre 1564 auch im Angerburger Kreise 200 Hufen Land, die noch heute nach ihm benannte Skalische Forst. Doch der Gaukler wurde 1566 entlarvt, aus dem Lande gejagt und für vogelfrei erklärt. In demselben Jahre wurde am Rande der erwähnten Forst das Dorf Bianitz, das heutige Benkheim, angelegt. Von einer Kirche und Landdotations ist in der Gründungsurkunde des Dorfes noch keine Rede. Ganz in der Nähe jedoch hatten schon 1539 sich deutsche und litauische Kolonisten „unter dem Schulzen Martin“ angesiedelt und das Dorf Sperling gegründet. Hierhin reiste einige

Male im Jahre der litauische Kaplan aus Angerburg, um den Leuten eine litauische Predigt zu halten. Es war höchst nötig. Noch steckten die Leute daselbst in heidnischem Aberglauben. Der Goldapfluß, der ihre Wiesen und Acker so fruchtbar machte, wurde von ihnen abgöttisch verehrt und angebetet, doch pflegten, so erzählt Dr. Cölestin Wislenta, der im Nachbarkirchspiel Ruten geboren ist, diese „adoratores fluvii Golbae“ (Anbeter des Flusses Goldap) mit Blindheit geschlagen zu werden. Selbst das Feuer beteten diese am Goldapflusse wohnenden Leute an, wie uns Hennerberger erzählt, welche „Einfalt und Unwissenheit“ jedoch Hartknoch für unglaublich hält. Wegen der weiten Entfernung von Angerburg stellte sich bald das Bedürfnis heraus, eine Kirche in Bentheim anzulegen. Man begann 1569 daran zu bauen und nannte sie anfangs „Kirche zum Sperling“, weil sie auf Sperlingschem Grund und Boden stand, auch die Pfarrehufen wahrscheinlich ursprünglich zu Sperling gehörten. Sie war anfangs Filialkirche von Angerburg, weshalb auch



die Baukosten von der hiesigen Kirchenkasse bestritten wurden. 1570 war sie so weit fertig, daß sie „ausgebrückt“ werden konnte. Auch wurde in selbigem Jahre sämtliches Inventarium an Büchern und Kirchengeräten angeschafft.*) Noch im Jahre 1574 wird der Dezem aus Sperling von der Angerburger Kirchenkasse vereinnahmt. Doch schon 1579 hat Bentheim seinen eigenen ersten Pfarrer, es ist Paulus Rosinski, der in diesem Jahre die Konkordienformel unterschrieben und daselbst 53 Jahre lang im Amte gestanden hat. — Bis zum Jahre 1738 gab es auch

einen zweiten Prediger in Bentheim. Als der letzte Diaconus von Bentheim, Rüdiger, als Pfarrer nach Buddern versetzt wurde, verscholl auf eine bisher unerklärliche Weise auch die zu seiner Stelle gehörende Predigerhufe und war im Jahre 1788, als das Konsistorium danach forschte, nicht wieder aufzufinden. Hundert Jahre später, also in diesem Jahre, hat das königliche Konsistorium wieder angefragt: „Wo ist die Predigerhufe geblieben?“ Es läßt sich aber nicht mehr nachweisen, ob sie vom Fiskus eingezogen und zu Sperling gekommen ist, oder wo sie sonst geblieben ist.**)

*) In der Kirchenrechnung zu Angerburg v. J. 1571 heißt es: „3 Mark vor 3 Schabzielen zu schneiden zur Sperlingschen Kirche damit die Kirche auszubrücken 1570. 40 Mark dem littauischen Vicario zum Sperling. 10 Mark dem Schulmeister daselbst. 3 Mark vor 4 Exemplare des corpus doctrinae für die Kirche Angerburg und Sperling. 70 Mark dem litt. Pfarr zu Sperling als zum Inventario.“

**) Man war in früheren Zeiten mit Kirchengut sehr freigiebig. Im Jahre 1812 schenkte die Kirche zu Angerburg der hiesigen Stadt 800 Thaler aus der Schulkasse, das Hospital und die Hospitalkasse mit 3140 Thaler Vermögen. Es ist heute keine Spur mehr weder vom Hospital noch Hospitalkasse. Im Jahre 1828 schenkte die Kirche der Stadt einen Bauplatz zur Schule.

Hennerberger im Jahre 1578 gefertigten Zeichnung hatte die Kirche zu Bentheim ursprünglich einen hölzernen Turm als Dachreiter. Der jetzige, 28 Meter hohe, massive Turm ist 1698 erbaut. Der Maurer Mörz und der Zimmermann Pietrzikowski sind seine Werkmeister. Am Tage der „Börung“ des Turmes trank der Zimmermann mit seinen Gesellen 10 Tonnen Bier für 50 Mark aus, während die ganze Zimmerarbeit am Turm nur 300 Mark kostete. Die Gesamtkosten des Turmbaues beliefen sich auf 2500 Mark, davon kamen auf den Belag des Turmes mit 30 Schock Bleiplatten 100 Mark, die Vergoldung der Spitze 25 Mark; zu Kupfer für den Knopf und die Fahne wurden 37 Mk. ausgegeben. Die beiden im Turm befindlichen Glocken sind im Jahre 1721 von Dornmann gegossen. Die letzte bedeutende Kirchenreparatur, bei welcher besonders das Innere erneuert wurde, geschah im Jahre 1876 und kostete 2245 Mark. Die neue Orgel*) mit 19 klingenden Stimmen auf 2 Manualen, mit einem Pedal, einem Nebenzug, 2 Koppeln und 2 Kollektivzügen, ist vom Orgelbauer Max Terletzki in Königsberg im Juni und Juli 1884 erbaut und kostet 5200 Mark. Vom ursprünglich sehr umfangreichen Kirchspiel sind zweimal bedeutende Stücke abgetrennt, nemlich 1589 der nordöstliche Teil zur Gründung des neuen Kirchspiels Grabowen und der westliche Teil 1739 zur Gründung des Kirchspiels Buddern. — Dorf nebst Kirche zu Bentheim wurden 1657 am Sonntage Estomihl von den Tartaren durch Feuer zerstört, ebenso die in der Nähe liegenden Höfe Popiollen und Sperling. Die Pest raffte 1709 und 1710 aus dem Kirchspiel 2115 Personen hinweg, so daß in manchem Dorfe nur zwei bis drei Menschen übrig blieben. Auch Pfarrer Gregorovius starb an derselben. Unter den Geistlichen, die an dieser Kirche gestanden, hat sich besonders Christoph Gottfried Mostock durch seine außergewöhnlich große Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Sein Körper war von Natur häßlich gestaltet. Eine ungeheure, lange Nase, die trotz seiner äußersten Mäßigkeit rot glühete, verunzierte sein Antlitz. Sein Herz war aber voll Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit. Er hatte nicht Weib noch Kind. Aber alle Armen und Notleidenden waren seine Kinder. Seine Ersparnisse verwendete er zum Wohlthun. 47 Jahre lang wirkte er wie ein Vater in seiner Gemeinde. Einst wanderte er, wie erzählt wird, zu Fuß nach Königsberg, um sich für seine Bibliothek einige Bücher zu holen. Dort stellte er sich auf eine Brücke, um dem bunten Leben und Treiben im Hafen zuzuschauen. Seine lange Nase erregt allgemeines Aufsehen. Der gute Pfarrer aus Bentheim merkt nicht, wie sich um ihn her ein großer Schwarm von Menschen ansammelt, welche, während er die großen Schiffe bewundert, seine wunderbare Nase anstaunen. Da auf einmal ertönt aus dem Menschenhaufen der Ruf: „Feuer, Feuer!“ Erschreckt schaut der Pfarrer um sich. Gewohnt stets zu helfen, wo nur irgend ein Unglück geschah, zieht er seine Börse, um nachzusehen, wie viel er wohl den durch die Feuersbrunst Verunglückten von seiner Barmherzigkeit mitteilen könnte. Schon reicht er einem der Nächstehenden ein Geldstück mit der Bitte, an den Ort des Feuers zu eilen und den Verunglückten die Kleinigkeit mitzuteilen, als ihm dieser lachend antwortete: „Dat Füergeschröcht öß man von wegen June rode Näs!“ (Das Feuerschreien ist nur wegen Ihrer roten Nase.) Als der edle Mann 1842 starb, vermachte er seine große Bibliothek der hiesigen Kreissynode, sein ganzes Vermögen aber von 1100 Thaler der Kirche zur Bekleidung armer Waisenkinder. Sein Grab ist vor dem Eingang in die Kirche. Das Denkmal, welches ihm die dankbare Gemeinde setzte, ist auf unserem Bilde zwischen zwei Bäumen zu sehen.

*) Der jetzige alte Pfarrer Czjgan ist im Orgelspiel ein ausgezeichneteter Künstler. — Die alte Orgel war 1765 vom Orgelbauer Ungefug aus Lych erbaut.



5. **Kruglanken.** Kruglanken, ein polnischer Name, der „Rabenwiese“ bedeutet, entstand im Jahre 1545 und gehörte anfangs zur Kirche in Angerburg, wo es in den ältesten Kirchenrechnungen unter dem Namen „Kraucklin“ vorkommt. Dies ist ein litauisches Wort und bedeutet „Krähenthal“. Die ältesten Bewohner waren litauische Bauern. Schon im Jahre 1557 hatte das Dorf einen Pfarrer, vier Pfarrhufen, aber noch keine Kirche. *) Mit dem ersten Pfarrer Nicholovius hatte die Gemeinde Un-

glück; derselbe wurde wegen unchristlichen Lebenswandels abgesetzt. Da die Familie in bitterster Not geriet, mußte der Sohn des abgesetzten Pfarrers das Mitleid der Angerburger Kirchenväter zu erregen, welche „aus freier Güte“ ihm 10 Mark schenkten. Später suchte Nicholovius in aufrichtiger Reue die Gnade des Herzogs Albrecht an und wurde in Grabnick an der dort 1565 neu erbauten Kirche als erster Geistlicher wieder angestellt. Die Kirche in Kruglanken wird als „neu erbaut“ zuerst im Visitationsrecess von 1574 erwähnt. Zur Anfertigung der Kanzel und des Altars wurde 1612 ein Schoß gesammelt. Turm und Kirche sehen noch heute ganz genau so aus, wie sie in Hennebergers Landtafel 1578 gezeichnet sind. Der Turm hat eine Höhe von 25 Meter. Die beiden Glocken sind aus dem 18. Jahrhundert, die größere, 17 Centner schwere ist im Jahre 1713 von Dornmann, die kleinere 7 Centner schwere von Kinder in Königsberg a. 1737 gegossen. Die Orgel ist im Jahre 1795 vom Orgelbauer Preuß in Königsberg erbaut und hat 8 Stimmen. Zur Anschaffung einer neuen Orgel wurde im Jahre 1881 eine Hauskollekte im Kirchspiel gehalten, durch welche ein Orgelbaufonds von 238,86 Mark gesammelt ist. Aus alter Zeit befindet sich in der Kirche noch ein Hirschgeweih mit 14 Enden, das früher als Kronleuchter gedient hat. Früher war die Kirchendecke mit Bildern bemalt, welche in grellen Farben biblische Geschichten veranschaulichten. Dieselben sind 1874 durch eine gewölbte, einfarbig gestrichene Holzdecke ersetzt. Die in diesem Jahre ausgeführte bedeutende Kirchenreparatur kostete 4000 Mark. Bei dieser Gelegenheit öffnete man auch die unter dem Boden befindlichen Grabgewölbe. Die Leichen und ihre Kleider sahen noch ganz unversehrt aus, zerfielen aber bei der leisesten Berührung in Staub. Der kunstvoll gemeißelte, vor dem Altar liegende Leichenstein der adligen Familie von Gansen, von welcher das Gut Gansenstein den Namen hat, ist ein Werk des Kruglancker Schulmeister Nowak und liefert den Beweis, daß Schulmeister der alten Zeit nicht nur Kinder zu unterrichten wußten, sondern auch zuweilen in andern Künsten wohl bewandert waren. Die Inschrift lautet: „Hier liegen begraben Frau Anna Maria von Gansen eine geborne von Proeken Nebst Ihrem Sohne Gottfried Wilhelm von Gansen, welcher der Familie hier in Preussen der letzte

*) Kirchenrechnung v. Angerburg d. d. 1557.

gewesen, sind beiderseits anno 1710 in dem Monath Septembris an der contagion gestorben. Excudit Christian Nowak ludimadorator ecclesiae Kruglankensis.“ Als man die Särge dieser beiden an der Pest verstorbenen Personen öffnete, waren die Gesichter der Leichen noch kenntlich, die seidnen Kleider schienen noch unversehrt, aber nach wenigen Minuten fiel alles zu einem kleinen Aschhaufen zusammen. Die männliche Person hatte einen seidnen Tract an; an den Füßen hatten beide Leichen große Holzschuhe, sogenannte Gänserümpfe, wie sie im Wappen der Familie von Gansen zu sehen sind. — Da freche Diebe im Jahre 1850 in die Pfarrwohnung eingebrochen und sämtliche heiligen Geräte der Kirche gestohlen hatten, ohne daß der Diebstahl entdeckt noch die geraubten Gegenstände wieder erlangt sind, mußte sich die Kirche mit zimmernen Geräten begnügen, bis der Mittergutsbesitzer Buchholz auf Regulowken im Jahre 1875 die Kirche mit massiv silbernen Altarleuchtern und eben solchen Abendmahlsgeräten beschenkte.*) — Die Kirche ist seit ihrer Erbauung durch Gottes Gnade vor Brandschäden bewahrt geblieben. Doch sind die übrigen kirchlichen Gebäude häufig durch Feuer zerstört. Achtmal wütete im Jahre 1766 das Feuer im Kirchdorfe. Von den hölzernen mit Stroh bedeckten Häusern blieben nur wenige stehen. Auch das kurz vorher neu gebaute Pfarrhaus, das kirchliche Brauhaus, das Hospital und die Schule brannten nieder. Pfarrer Golenzio verlor seine ganze Habe. Da er sonst nirgends im Dorfe Wohnung fand, mußte er in einem Insthause mit seinen Instleuten in einer Stube ein Jahr lang zusammenwohnen, bis seine Widem im nächsten Jahre wieder aufgebaut war.

Ein wichtiges Ereignis für den Ort war die Anlage des 100 Fuß breiten, und bis 20 Fuß tiefen Kanals, der mitten durch das Dorf geht, und durch dessen Anlage der Wasserspiegel des Kruglanner Sees um 20 Fuß gesenkt ist, so daß durch diese Senkung eine Wiesenfläche von 2024 Morgen gewonnen ist. Nachdem der Baukondukteur Major bereits im Jahre 1840 die Vorarbeiten gemacht hatte, kaufte die königliche Regierung vom Besitzer Graffenberger die Kruglanker Mühle ab, um die Mühlenschleusen abzubrechen. Der polnische Beiname für Kruglanken, Sumniwoda d. i. Brausenwasser (wegen der brausenden Schleusen), hörte auf. Für ein geringes Kaufgeld traten auch die Kruglanker Bauern ihre Gärten zur Anlage des Kanals ab, weil sie sich freuten, durch die Entwässerung des Kruglanker Sees in der Nähe Wiesen zur Pachtung zu erlangen. An diesem riesigen Werke arbeiteten mehrere Jahre täglich 1000 Menschen. Es herrschte ein sehr reges Leben und Treiben am Orte. Früh morgens, ebenso mittags und abends wurde das Zeichen zur Arbeit oder zur Ruhe durch das Blasen eines Waldhornes gegeben. Still und emsig wie ein großer Ameisenhaufe arbeiteten diese 1000 Kanalgräber, ohne daß je eine Ueberschreitung der guten Zucht und Ordnung vorkam. Das ganze Werk ist 1851 vollendet und hat 46277 Thaler gekostet.

6. **Kutten.** Zu einer ausführlichen Beschreibung dieser Kirche und Erzählung ihrer Geschichte hat mich die Einweihung der in diesem Jahre vollendeten neuen Kirche ver-

*) Der kirchliche Sinn der Kruglanker Gemeinde hat sich in neuester Zeit löblicher Weise in verschiedenen Verehrungen und Geschenken offenbart. Frau Girod aus Stewken schenkte eine neue Altarbekleidung, Frau Buchsteiner eine Kanzelbekleidung. Durch freiwillige Gaben konnte Pfarrer Wszezel zwei neue Kronleuchter und ein Ciborium anschaffen. Wittve Buchsteiner in Kruglanken verschaffte beim Begräbnis ihres Schwiegersohnes, des Herrn Skreczka-Gronden, eine schwarzthuchene Decke zur Todtenbahre.



anlaßt.*) Daher wird hier nur das Bild der Kirche mitgeteilt und im Übrigen auf die unten angeführte Schrift hingewiesen.

7. Buddern.

„Komme ich das nächste Jahr nach Buddern, und finde hier wieder keine Kirche, so soll Er, Amtmann, an diesem Baum, und Er, Landkämmerer, an jenem Baum hängen! Verstanden?“ so schrie wütend, wie die Tradition erzählt, König Friedrich Wilhelm I. bei einem

Besuch in Buddern, indem er seinen Krückstock gegen die beiden angeredeten Herren drohend erhob, welche wie arme Sünder zitternd vor ihm standen. Der eine dieser historischen Bäume



ist auf unserm Bilde rechts zu sehen, Was hatte denn des Königs Zorn in so hohem Grade erregt? — Schon seit einer Reihe von Jahre war wegen Gründung einer Kirche in Buddern verhandelt worden. Die Eingefessenen mehrerer Ortschaften hatten im Jahre 1724 um eine solche gebeten, weil der Weg nach Angerburg oder Bentheim zur Kirche zu weit

sei. Der König befiehlt dem Amtmann v. Waldburg zu Papiollen, die Sache zu untersuchen, ob sie „rathsam und practicable“ sei. Dieser wendet sich an die Pfarrherren und Kirchenväter zu Angerburg und verlangt verschiedene Nachrichten über diese Angelegenheit, erhält aber „alles sollicitirens ungeachtet“ keine Antwort.

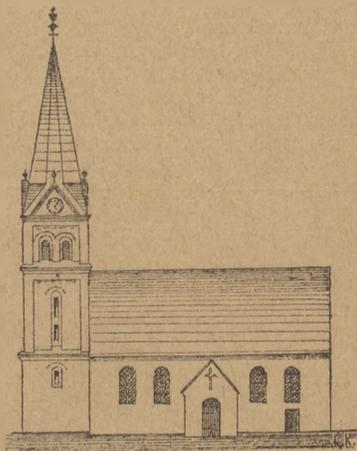
Damit schließt die Sache für 5 Jahre sauft ein. Wiederum schreibt der Landjäger Eckert aus Buddern mit mehreren Eingefessenen des Ortes im Jahre 1729 einen Brief an den König und fleht um eine Kirche: „Als dorten Salomon den Tempel zu Jerusalem erbauen lassen, so gefiel es dem Herrn unserem Gott sehr wohl; es verhieß der Allerschöpfung dafür dem Salomon den Stuhl seines Königreichs zu bestätigen ewiglich, und das um eines Tempels halber. Weit herrlicher aber ist das Wohlgefallen des großen Gottes über Ew. Königliche Majestät, da dieselben dem Salomon weit zuvorkommen, indem Sie zur Ehre Gottes soviel 100 Kirchen in dero Provinzen huldreichst

*) Denkschrift der Einweihung der neuen Kirche in Kuttan im Jahre 1887 von S. Braun, Druck von F. F. Priddat, Angerburg, Verlag Pfarrer Willamowski, Kuttan (15 Pfg.).

errichten lassen, in welcher unterthänigster Zuversicht auch wir sämmtliche Einsassen Ew. Königl. Majestät fußfällig anzutreten abgenötigt werden, da wir auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meile Weges von den Häusern Gottes entlegen, wodurch in Sonderheit bei üblen Wegen bei Herbst und Frühjahrszeiten viele Kranken ohne communiciert seufzend und kleine Kinder ohne getauft dahin sterben müssen, wie solches die Priester des Orts selber davon werden Zeugnis geben können, nicht weniger werden am grundbösen Wege zur Kirche reisend, wir an unserer Gespann enervieret, die zarte Jugend dagegen im Christenthum merklich verwahrloset, daß Vater und Mutter auch Kinder über die Thüren darüber öfters mit Thränen seufzen müssen“ u. s. w. Hierauf wurde auf Königlichen Befehl vom Amtshauptmann von Kanitz und dem Probst Helwing aus Angerburg mit Zuziehung der andern Geistlichen und Beamten eine Lokaluntersuchung der Kirchenbaufache in Buddern abgehalten. Der Landjäger Eckert bot gegen eine niedrige Entschädigung den Platz zu Kirche, Kirchhof und Pfarrwidder an. Der Amtshauptmann berichtete nach dieser Untersuchung, daß die ganze Kirchspielseinrichtung unnötig sei und ließ durchblicken, daß der Landjäger Eckert nur aus Eigennutz um eine Kirche in Buddern gebeten; er habe zwei Krüge in Buddern, welchen er mehr Nahrung zuwenden möchte. Auch das Konsistorium stimmte dem Amtshauptmann bei. Eckert ließ jedoch nicht nach. Er erreichte es durch den Grafen von Dönhoff, daß eine andere Kommission den Plan eines neuen Kirchspiels nochmals untersuchte. Diese bestätigte das Bedürfnis einer neuen Kirche in Buddern und führte unter andern Gründen, auch diese an, daß ein in Sobieschen als Lehrer angestellter abgedankter Tambour den Leuten gepredigt und einen solchen Zulauf gehabt habe, daß ihm das Predigen endlich habe untersagt werden müssen, daß in Buddern ein Kind 7 Wochen hindurch wegen der Ueberschweimung ungetauft habe liegen müssen u. s. w. Der König befahl nun durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 9. August 1731, „daß der Budderer Kirchenbau ohne das geringste fernere Einwenden ungesäumt vorgenommen werde“. Trotzdem verzögerte sich der Bau noch 7 weitere Jahre. Erst am 6. Mai 1738 wurde der Grundstein gelegt. Der Zimmermann Naß aus Königsberg baute sie für 1898 Thaler und wurde damit noch in demselben Jahre fertig. Bevor man die Kirche angefangen, schaffte man sich 1737 eine Turmfahne an, und bevor man einen Turm hatte, ließ man eine größere Glocke im Jahre 1735 vom Glockengießer Kinder in Königsberg gießen, eine kleinere 1736. Die Einweihung fand im Jahre 1739 durch den Probst Helwing statt. Der erste Pfarrer zu Buddern war der Benkheimer Kaplan Albrecht Christoph Rüdiger. Der erste Schulmann war Johann Georg Beutner. Die erste Seite des Kirchenbuches enthält den Wunsch, daß „die Berschonen nicht nur in diesem Kirchen-Buche mögen consignieret, sondern auch in das Buch des Lebens mögen mit dem Finger des Geistes Gottes eingeschrieben Werden und der Majestätische Gott Verstegele diesen Wohlmeinenden Wunsch mit dem Siegel des Geistes Gottes uns Jesu Christi Willen. Amen!“ Die Orgel, durch den Orgelbauer Rippert in Justerburg 1799 gebaut, perlfarben mit Gold angestrichen, mit zwei Engeln geziert, hat in diesem Sommer ihren Dienst eingestellt. Orgelbauer Terlezki aus Königsberg hat sie wieder für einige kurze Zeit dienstfähig gemacht. Die Kirche selbst ist fast schmucklos. Nur zwei Bilder erregen die Aufmerksamkeit des Besuchers. Es ist ein kolossales Bild Luthers, in Del gemalt, auf welchem er als ein ungeschlachter Riese von 10 Fuß dargestellt wird. Dieses Bild, einst Privateigenthum des früheren Pfarrers Schulz, ist von demselben an die Kirche verkauft. Ein zweites Delbild auf dem Altar stellt den kreuztragenden Christus dar. Dasselbe ist das Werk eines armen Jungen aus Buddern. Matthus, so heißt dieser Jüngling, Sohn eines Bäckers aus dem Orte, lernte das Handwerk eines Stubenmalers. Auf

seiner Wanderschaft reiste er zu Schiff von Danzig nach Stettin. Bei einem rasenden Unwetter strandete das Schiff. Ein Teil der Schiffsinsassen ertrank, ein Teil wurde mit Rettungsseilen ans Land gezogen. Unter Letzteren befand sich auch der Malergeselle Mathus. Da ihm bei seiner Rettung die Sehnen der Hände von den Stricken, an welchen er ans Land gezogen war, durchschnitten waren, konnte er vorläufig keine Stelle annehmen, sondern kam zu seiner Genesung nach Hause. Aus Dankbarkeit für die ihm widerfahrne Rettung und mehrere ihm vom Pfarrer Paczynski erwiesene Wohlthaten malte er für die Kirche das erwähnte Altarbild.

Der alte hölzerne Kirchturm, welcher sehr schadhaft geworden war und mit Einsturz drohte, wurde im Jahre 1882 abgetragen. Die Königliche Regierung genehmigte den Abbruch desselben nur unter der Bedingung, daß ein neuer Turm innerhalb 6 Jahren wieder erbaut werde. Der Anschlag dazu ist bereits vor mehreren Jahren gemacht. Danach soll der zukünftige Turm die hier im Bilde dargestellte Gestalt haben. Dieser mächtige, stolze Turm würde ganze Umgebung zieren, der Gemeinde allzeit aus Staub himmelwärts zum Obwohl sich die Baukosten 3300 Mark belaufen sollen, von 4500 Mark auf den Fond fallen, hat sich die treter trotz häufiger An- von Seiten der Königlichen Turmbau der schlechten Zeiten Paczynski hat deshalb eine Gaben zum Zwecke des



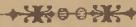
nicht nur Buddern und die sondern auch die Herzen dem vergänglichen Erden- ewigen Vaterland weisen. für die Gemeinde nur auf indem die übrigen Kosten Königlichen Patronatsbau- Gemeinde durch ihre Ver- mahnung und Anregung Regierung bisher gegen den wegen gesträubt. Pfarrer Sammlung freiwilliger Turmbaus eröffnet.





Kapitel 16.

Alte Schulgeschichten: Der Circuitus und das zerbrochene Fenster. Ein Löwe wird zum Lamm. Die lateinischen Schulen in Ostpreußen. Von Verzehung, Gezeugniß, hervorragenden Köpfen, Abiturientenarbeiten. Die Landschulen und der Branntweinschank. Der Musterknabe, so das ganze Dorf im Gebet lehret. Die Principia-Regulativa. Der Lektionskatalogus. Der Prinower Schulkrieg und sein tragisches Ende. Was die Schulmeister vor Karalene rettete. Von den Gaumenthalern und warum aus Zabienen kein Heil kommt. Seminar und Taubstummenanstalt.



An einem schwülen Sommerabende des Jahres 1746 bewegt sich ein langer Zug durch die Straßen unserer Stadt. Die lateinische Schule, angeführt von Rektor C. F. Helwing und Kantor Tobien hält ihren „Circuitus“. Eine Schar Neugieriger, einige müßige Frauen und die lärmende Straßenjugend ziehen nebenher. Vor den einzelnen Bürgerhäusern hält der Zug still. Der Kantor hebt seinen Takfstock in die Höhe und die Schuljugend singt ein mehrstimmiges erbauliches Lied. Der Rektor und die ältesten Schüler singen den Bassus. Das Lied ist zu Ende. Der Rektor geht, den Hut in der Hand, in das Haus und klopft an die Thür. Die Hausfrau erscheint und legt ihm einige Kupfermünzen in den Hut. Mit tiefen Bücklingen und überschwenglichen Dankesbezeugungen entfernt er sich und führt seinen Sängerkhor dann vor das nächste Haus. Es ist dies ein wichtiger Tag für den greisen Schulmonarchen und seinen Kollegen. Mit welcher Sehnsucht haben sie diesem Tage entgegengesehen! Zweimal im Jahre ist es ihnen gestattet, auf diese Weise sich ihre kümmerliche Nahrung zusammenzuznurren. Der Herr Perückenmacher freilich hat den Gesang mit heftigen Schelt- und Schmähworten unterbrochen und die Schule von seiner Thür fortgejagt, alldieweil der Rektor seine neue Perücke nicht bei ihm, sondern anderswo gekauft hätte. Aber an solche bitteren Pillen haben sich Rektor und Kantor schon lange gewöhnt. Sie freuen sich, daß sie noch vor dem losbrechenden Ungewitter mit ihrem Circuitus fertig geworden sind und eilen heim. Im kleinen Rektorstübchen, das mit Ziegelsteinen ausgepflastert und einigen armseligen Möbeln ausgestattet ist, sitzen beide am Tisch, zählen die Kupferstücke und teilen sich die kärgliche Ernte ihrer mühevollen Arbeit. Da mit einem Mal — welch ein Schreck! — es klingern die Fenstern. Ein heftiger Windstoß hat das eine Fenster der Rektorwohnung aus seinem morschen Rahmen gehoben und zerschmettert. Regengüsse strömen ins Zimmer. Sobald das Unwetter etwas nachgelassen hat, eilt Rektor Helwing zum Kirchenvorsteher George Barschnick, das ihm widerfahrene Unglück zu melden und um einen Glaser zu bitten, der den Schaden ausbessere. Der Herr Kirchenvater schüttelt bedächtig sein Haupt: „Sehr schlimm! — sehr schlimm! Müßt Ihr selbst ex propriis bezahlen — oder, wenn's unsere Kirchenlade bezahlen sollte, erst Sr. Königl. Majestät vermelden.“ Der Rektor ist erschreckt: O wehe! 4 neue Kauten bezahlen!

— dann ginge ja fast die ganze Ernte seines Circuitus drauf. Da wendet sich Rektor Helwing an den höchsten Vorgesetzten der Kirchen- und Schulverwaltung „den Herrn Tribunals-Vice-Präsidenten“ in Königsberg in folgendem Schreiben:*)

Hochwohlgebohrner, Hochgebietender Herr Tribunals-Vice-Präsident und Gnädiger Herr!

Sw. Hochwohlgebohren muß hiedurch in aller Unterthänigkeit vorstellen, welcher gestalt es an dem gestrigen Tage geschehen, daß des abends bey einem entstandenen Winde ein fenster auf meiner Wohnstube herunter geworfen und gänzlich zerschmettert worden. Ersuche also hiedurch in tiefster Demuth, Sw. Hochwohlgebohren wollen die Gnade haben und denen hiesigen Kirchen-Vorstehern gnädigst nachzugeben die 3 Groschen dem Glaser dafür zu bezahlen, weilen es doch ohne mein Verschulden geschehen und meine jezige Umstände so beschaffen, daß ich kaum meinen dürftigen Lebens-Unterhalt kümmerlich haben und solches ex propriis zu bezahlen mich nicht im Stande sehe.

Ich werde Gott anrufen, daß er Sw. Hochwohlgebohren für die gnädige Erhörung meiner unterthänigen Bitte mit tausend Segen krönen und Sw. Hochwohlgebohren als einen mächtigen Gönner unserer Schule mit allen Wohlthaten überschütte. Ich bin mit aller Unterthänigkeit Sw. Hochwohlgebohren Meines hochgebietenden Herrn Tribunals-Vice-Präsidenten und gnädigen Herrn

Angerburg, den 8. Juli 1746.

unterthänigster Knecht

C. F. Helwing

Rektor.“

Als auf diesen Brief, der auch ein steinernes Herz bewegen muß, nach einiger Zeit auf Befehl des gnädigen Herrn Tribunals-Vice-Präsidenten der Glaser kam und das Fenster auf Kosten der Kirchenkasse mit neuen Scheiben versah, war das wieder einer von den wenigen Freudentagen in dem traurigen Hungerleben unserer Rektors.

Die Rektorstelle war gleich bei Gründung der hiesigen Kirche eingerichtet. Später kam noch ein Kantor und ein „dritter Schulkollege“, der „Organist“ oder „Prorektor“ hinzu. Ihre Besoldung lag allein der Kirche ob und bestand teils aus einem festen Einkommen, teils aus unbestimmten Nebeneinkünften. Was das feste Einkommen betrifft, so bezog der Rektor, der den gewöhnlichen Titel „Schulmeister“ führte, im Jahre 1539 ein Gehalt von drei Mark aus der Kirchenkasse. Als dann aus dem Fischerdorf eine Stadt, aus der Dorfschule eine gelehrte lateinische Schule geworden, erhielt der Rektor 1571 ein Gehalt von 30 Mark, welches dann 230 Jahre später bis auf 16 Thaler 50 Groschen erhöht wurde. Erst im 18. Jahrhundert empfangen Rektor, Kantor und Prorektor ein „Speisegeld“ aus der städtischen Kammereikasse, das a. 1804 beim Rektor 28 Thaler 60 Groschen beträgt. Außer diesen bestimmten Einnahmen hatten sie ihr übriges Einkommen zusammenzubetteln. Vom Circuitus ist schon die Rede gewesen. In jedem Jahrmarktstage und zu Martin hielten Rektor und Kantor ihre bittende Hand vor den Schülern auf, und diese legten dann das „Jahrmarkts- oder Martinsgeld“ zusammen. Da jedes Kind einen Groschen zu bringen pflegte, betrug ihre Jahrmarktseinnahme in etwas mehr als einem Thaler. Im Herbst mieteten sich Rektor und Kantor Fuhrwerk und besuchten die Bauern auf dem Lande, um sich die Kalende zu sammeln. 2 Scheffel Erbsen, 18 bis 20 Scheffel Roggen, 2 Schock Eier und ein Stein Flachs brachte jeder der sehnfüchtig wartenden Gattin heim. Um ihre Nahrung zu bessern, übernahmen die hiesigen Rektoren und Kantoren allerlei Nebenämter als Stadtschreiber, Bürgermeister, Advokaten, Richter, oder suchten kleine Nebenverdienste, indem sie die „Kloeken schmierten“, die Leuchter in der Kirche putzten oder die Altarkleider reinigten. Die Möbel wurden ihnen von der Kirche als Inventarium der Stelle angeschafft; aber sie bekamen nur einen kleinen Tisch,

*) Kirchen-Registratur zu Angerburg.

zwei Stühle, ein Paar Leisten zur Aufbewahrung der Tellern und Bücher, ein Seidel zum Trinken und ein Spannbett, während dem Pfarrer ein Himmelbett angeschafft wurde. Viele Rectoren hielten es nicht lange auf ihrer Hungerstelle aus. Rector Heinrich Horning*), dessen Vater als Feldprediger mit dem Heere Gustav Adolfs, des Schwedenkönigs, nach unserer Provinz gekommen war, verließ 1662 sein Amt und wurde hier Stadtschreiber, später Pfarrer in Deutsch Thierau. — Rector Kalfowski, der im Jahre 1804 seine Einnahmen auf 57 Thaler 80 Groschen baar und 120 Thaler Naturalien und Wohnung berechnet, stößt bei seiner Einkommensnachweisung folgende Seufzer aus: „Für die 2mahlige Betteley im Jahr, da Rector und Cantor mit den Kindern von Hauß zu Hauß singen geht, und zufrieden seyn muß, wenn ihn viele Conditionirte ohne Effect vor der Thür warten lassen, jedem in Summa jährlich 20 Thaler“. — Der Circuitus wurde erst 1811 abgeschafft. — Bei der Wohnung bemerkt er: „Die Wohnung, die in einem 21 Fuß langen und 8 F. breiten Stübchen, ferner in einer 9' breiten und ebenso langen Kammer besteht, ob ich gleich vor 23 Jahren als Haus Lehrer 2 geräumige Stuben hatte, konnte ich mit 8 Th. in Anschlag bringen. Diesem Wert entgeht aber dadurch alles, das man von 7 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags in beständigen Gesum und Lärm auch vom werfen der Schul Stuben Thüren, wohnen, und mit meinem Gesinde in einer Stube arbeiten muß.“ Zum Schluß stößt er den Seufzer aus: „Bey meinen Einkünften ist's nicht möglich, ein sorgenfreies Leben zu führen und die Schul Arbeit ist überdem Slaverei. Gul wär es, wenn jedem Schul Lehrer gewisse Jahre zum Ziel seiner Schul Arbeit angewiesen wären, da er jeßo, wenn er nicht Gönner hat, bey'm Schul Hunger Brod sterben muß, obgleich junge Studenten fette Stellen bekommen haben.“ Wie er, hatte schon mancher seiner Vorgänger geseufzt. Bei der Schulprüfung und Abiturientenentlassung im Jahre 1750 hatte der Schulinspektor eine lateinische Rede „de ornamento studiosae juventuti convenienti ratione amissi gladii“ gehalten. 4 Abiturienten hatten dann lateinisch „de angelis bonis und de angelis malis“ mit einander disputiert. Hierauf spricht der Rector C. F. Helwing lateinisch „de incremento quod schola Angerburgensis post luem pestiferum sub gratia Dei et praesidio Regis cepit“, erzählt zuerst von jener schrecklichen Pest, in welcher sämtliche Lehrer und sämtliche Schüler hingerafft werden, wie dann allmählich die Schule gewachsen, so daß er durch Gottes Gnade nunmehr 42 Subjecta zur Universität habe dimittiren können. Zuletzt giebt er „in Demut zu erkennen, daß er nunmehr ins 28. Jahr im Schulstaube steckt und so sich wohl bei seinen herannahenden Jahren nach einer Veränderung sehnt**)“. Der Kopf voll, der Magen leer — so war es bei jenen gelehrten Schulmeistern der alten Zeit. Sie sprachen lateinisch, griechisch und hebräisch so geläufig wie deutsch; in der Schule waren sie Ciceros, zu Hause Lazari. Ihre Schularbeit war Eselsgepäck, ihre Nahrung Sperlingsfutter. Heute ist der ärmste Landschullehrer ein Krösus gegen die studierten Rectoren der alten Zeit. Mit Wissenschaften vollgepfropft ging der gelehrte Magister von der Universität ab. Mit stolz geschwellten Segeln fuhr er ins Philisterland. Die Welt lag zu seinen Füßen. Was konnte er nicht alles werden! Zuerst Prorektor an einer dreiklassigen lateinischen Schule, dann Rector, dann Kaplan, dann Pfarrer, zuletzt

*) Er hat verfaßt: „Das Angerburger Scheibenschießen“, „Angerburgisches Vale“ und andere Schriften. Seine Schreibart war im höchsten Grade pedantisch und phantastisch. Nachkommen dieses Angerburger Rectors Horning sind bedeutende und berühmte Geistliche im Elsaß gewesen. Der jetzige Pfarrer Wilhelm Horning an der Jung St. Peterkirche in Straßburg hat in freundlicher Erinnerung an die Heimat seines Vorfahren der hiesigen Kirche und dem Verfasser eine große Zahl wertvoller, von ihm resp. seinem Vater verfaßter Bücher geschenkt.

**) Die Veränderung kam 1757, wo H. Pfarrer zu Gerzswald in der Uckermark wurde.

wohl gar noch Erzpriester! O jerum! quae cummutatio rerum! Ein Beispiel. Der Magister Martin Christian Joswich ist vom „Erzpriester“ Gisevius zu Lyck, dem Inspektor der dortigen lateinischen Provinzial-Schule, in sein Amt eingeführt. Er hat den Hunger noch nicht gespürt, darum ist er noch gar trozig und übermütig. Das **Buchstabieren**, das er in der Tertia als jüngster Lehrer laut confirmirtem Schul-Catalogo erhalten, erklärt er für die „niederträchtigste Arbeit“, obwohl solches doch „zu denen Pflichten des Prorectoris gehört“. „Einen zur Schul gehenden und bey der hiesigen Garnison bereits in Renth und Glied stehenden Juncker v. Hülsen, peitscht er ohne die geringste Ursache, bloß aus einem vorzeßlichen affect mit einem Riemen“. Als der junge Soldat und Schüler beim Herrn Erzpriester sich beklagt und dieser den Prorektor aufs liebreichste verwarnt, „so stellt er den v. Hülsen in Gegenwart der gesammten Schulsjugend hierüber sogleich mit den Worten zur Rede: was er sich doch unterstünde über ihn zum Erzpriester Magen zu gehen, er wüsse ja, daß ihm in Lyck Keiner was zu befehlen habe“. Seine drei hungerblassen Kollegen, die schon lange den Schulstaub geschluckt haben und daher schon recht de- und wehmütig aussehen, mag der übermütige junge Magister gar nicht leiden. „Den Konrektorem Schusterus schimpft er in Gegenwart der Schüler einen **ganzen Schlingel**.“ Den Sekundanern diktiert er zum Gelächter ein lateinisches Exercitium, welches „eine würckliche Schmah-Schrißft in der Form eines exercitii zur Kränkung des Cantoris Ferber“ enthält. „Dem Cantori macht er die Direktion des Schul-Chors bey dem Singen ohne Grund und Ursache strittig, viele Leichen will er zur Angebühr nicht begleiten“. Als der Herr Erzpriester beim öffentlichen Examen einige Fragen an die Schüler richtet, beantwortet sie der Magister Joswich selbst und entreißt ihm dann das Wort mit der Bemerkung: „Et haec sufficiunt.“ Nach dem Examen fragt er den Erzpriester spöttisch, ob „er nicht vor anderen Ehre eingelegt und darum verdient hätte, besonders recommendiert zu werden.“ — Doch es währte nicht lange, so mußte der übermütige Magister seinen stolzen Nacken beugen. „Alldieweilen Prorektor Joswig zur höchsten Angebühr“ u. s. w., so beginnt eine Strafverfügung des königlichen Ostpreussischen Konsistoriums vom 14 April 1775, welches dem Angeklagten nach erfolgter Untersuchung einen derben Verweis erteilt und ihn dazu verurteilt, die Untersuchungskosten mit 71 Thaler 83 Groschen zu bezahlen. Als er sich diese hohe Straffsumme von seinem kärglichen Einkommen abgehungert hatte, war der trozige Magister ein sanftes Lamm geworden.

Im ganzen gab es am Anfange dieses Jahrhunderts 17 gelehrte Bürger- oder „Lateinische Schulen“, welche „Universitäts-Bürger“ vorbereiteten.*) Folgende Tabelle zeigt uns die Zahl der Lehrer und Schüler an den gelehrten Schule im Jahre 1801.

Name der Schule	Zahl		Zahl	
	der Lehrer	der Schüler	der Lehrer	der Schüler
1. Königsberg Colleg. Friederic.	19	217	10. Heiligenbeil	2 46
2. „ deutsch. Ref. Parochialsch	7	100	11. Lyck	4 60
3. „ Königl. Waisenhaus	6	30	12. Pr. Holland	3 60
4. „ Altstadt. Stadtsch.	10	220	13. Insterburg	3 64
5. „ Kneiphöf. „	10	109	14. Masteenburg	4 90
6. „ Löbenicht. „	8	100	15. Saalfeld	3 51
7. Angerburg Lat. Schul.	3	175	16. Tilsit.	6 173
8. Bartenstein „ „	3	62	17. Wehlau	4 110
9. Memel „ „	4	162		

*) Nachrichten von den Schulen in Ostpreußen von D. Sam. Gottlieb Walb. Königsberg 1801.

Die Tabelle zeigt uns, daß die lateinische Schule zu Angerburg zwar nur 3 Lehrer, doch nächst der Altstadt und dem Collegium Friedericianum in Königsberg die meisten Schüler hatte. Sie feierte 1712 unter Rektor Dorn ihr hundertjähriges Jubelfest. Die Schule war der Stolz der Stadt. Beim Abiturienten-Examen im Jahre 1627 bezahlte die Kirche 13 Mark 4 Schilling, „so auf das Examen zum convivio draufgegangen.“ Selbst der Magistrat that bei solchen Gelegenheiten seine milde Hand auf. Anno 1816 rührte ihn das gut bestandene Examen der Schüler also, daß er sie mit „Weißbrodt, Aepfel, Kreide und Papier erfreute.“

In Bezug auf das Abiturienten-Examen der zukünftigen Universitätsbürger hatten die Landesfürsten in väterlicher Fürsorge die eingehendsten Instruktionen erlassen. So heißt es in einer Verordnung d. d. Berlin den 25. October 1735: „Keiner soll ad studia Academica dimittiret werden, der nicht eines tüchtigen Ingenii ist, weil die Untüchtigen denen Geschickten die beneficia präcipiren. Dahero denn auch die Inspektoren Scholarum dahin zu sehen haben, daß die Schüler nicht nach **ihren Jahren und Größe**, sondern nach ihren Profectibus aus einer Classe in die andere translociret werden.“ In einer anderen Verordnung vom 26. März 1774 heißt es: „Es sind keine gewisse Zeiten zu setzen, wie lange jemand auf einer Klasse sitzen muß, sondern wenn jemand auch der letzte auf der untersten Klasse genommen wäre, kann er, **wenn er tüchtig, auf die oberste Klasse genommen werden, als welches die übrigen reizen wird, seinem Exempel zu folgen.**“ — Da sich oft die Söhne unbemittelter Leute zum Studium drängten, häufig aus dem Grunde, um von aller Werbung zum Militärdienste frei zu sein, hatten die Söhne der Bürger und Bauern, wenn sie studieren wollten, vor dem Examen die Erlaubnis des Regiments einzuholen, zuvor aber noch „ihre Studierfähigkeit“ vom Erzpriester prüfen zu lassen. Die Kabinettsordre vom 27. Juli 1784 sagt: „Die Söhne der Bauern, Bürger in kleinen Städten z. B. Magnit und dgl. was haben diese nöthig zu studieren? Erstere werden wieder Bauern und letztere was ihre Väter waren.“

Über die Reife eines Schülers für die Universität hatte der Erzpriester als Schulinspektor und der Rektor als Scholarchus demselben ein „Gezeugniß“ auszustellen. Hatte der entlassene Schüler nicht die erforderlichen „profectus“ und doch das Gezeugniß „ad studia Academica“ erhalten, so hatten Rektor und Erzpriester 5 Thaler Strafe zu zahlen, welche ihnen von ihrem Gehalte abzuziehen waren. Ein Edikt vom 23. Dez. 1789 ordnete an, daß die Prüfungsarbeiten dem königlichen Provinzialschulcollegium einzureichen seien. Auch wird über die Menge unfähiger Studenten geklagt. „Es ist unbegreiflich, wie aus einer einzigen Anstalt wie diesmal bei dem Collegium Friedericianum 23 Subjekte als **hervorstechende Köpfe** haben für studierfähig erklärt werden können. Ja man hat sogar mittelmäßige Köpfe für studierfähig erklärt“*). „Viele Schulen z. B. die Provinzialschule in Lyck und die Altstädtische in Königsberg stehen in dem Wahn, es sei nicht rühmlich für eine Schule, einen Geprüften für unreif zu erklären; die drei in Lyck und der Wentzek in der Altstädtischen Schule sind, wie aus den schriftlichen Arbeiten zu ersehen ist, unreif“**). Die drei Schulmeister zu Angerburg lieferten ein Meisterstück pädagogischer Kunst, über das wir staunen müssen. Sie bereiteten ihre Schüler in drei Klassen vom ersten Buchstabieren bis zum Universitätsstudium vor. Sie unterrichteten ihre Schüler nicht nur in allen elementaren Gegenständen, sondern auch noch in 5 fremden Sprachen, in Latein, Griechisch, Französisch, Hebräisch und Polnisch, in Logik, Theologie, Mathematik, der Dichtkunst, Physik, Natur-

*) Ministerialrescript vom 14. April 1795.

***) Rescript vom 7. Dez. 1790.

geschichte u. s. w. Die mir vorliegenden Abiturienten-Arbeiten von 31 Zöglingen der hiesigen Schule die in den Jahren 1789 bis 1808 zur Universität entlassen sind, gewähren uns einen höchst interessanten Einblick in die Leistungen der damaligen lateinischen Schulen. Es geht daraus hervor, daß die damaligen Abiturienten im Lateinischen, Hebräischen und der „Dichtkunst“, d. i. Versmachen, den heutigen Gymnasialabiturienten weit über waren. In allem Übrigen waren ihre Leistungen jammervoll. Beim Examen hatten sie 13 schriftliche Prüfungsarbeiten zu liefern: zwei lateinische, eine griechische, eine hebräische Übersetzung, je eine Arbeit in der Geschichte, Geographie, Dichtkunst, Rechenkunst, Geometrie, Altertumskunde, Naturlehre, Redekunst und Epistolographie. Später kam dazu noch eine französische Arbeit. Der Abiturient Theophilus Nikolaiski, Sohn eines Kirchschulrektors, 20 Jahre alt, liefert bei seiner Prüfung am 13. April 1798 in der Epistolographie folgende Arbeit:

„Ein Benachrichtigungs-Schreiben über die bevorstehende Königliche Huldigung.

Freund!

Wenn ich Ihnen melde, daß unser weise König, wie die Zeitungen schreiben, den 5. Junii sich in Königsberg huldigen lassen wird; so schlägt mein Herz als Preuße doppelt. Welche schöne Aussicht, ein junger Monarch, desto länger wird er regieren, ein weiser Beherrscher aber auch ein sehr gnädiger Herr. Aufforderung genug für jeden Unterthanen, an dem Tage vornehmlich, da er gehuldigt wird, für unseren guten König langes Leben und Gesundheit, für uns Segen und Glück von Gott zu erflehen. So schwebt noch immer der gute Genius über die Preussische Beherrscher und alle treue Unterthanen. Es verlasse uns nie. Doch es wird sich öfters Gelegenheit finden über diese gute Aussicht manche schöne Bemerkung an Sie zu überschreiben.

Ihr treuergebenster Diener und Freund, Nikolaiski.“

Ähnlich sind die deutschen Arbeiten aller übrigen Abiturienten. Der 1797 zur Universität entlassene Gottlieb Schrage, Sohn eines Pfarrers aus Rydzewen, schließt einen ähnlichen Brief mit den Worten: „Schreiben Sie mir doch bester Freund, ehestens, welche Empfindungen und Gedanken Sie bey durchlesung dieses meines Schreibens empfunden haben und überzeugen Sie Sich, daß ich mit aller Hochachtung jederzeit bin Ihr wahrer Freund“. Die Aufgaben in der Geometrie, welche bei den schriftlichen Abiturientenprüfungen gegeben wurden, waren folgende: „Zu beweisen, daß alle Scheitelwinkel einander gleich sind“, oder „daß alle Winkel eines Dreiecks zusammen 2 Rechte betragen“. „Die Diagonalen teilen die Quadrate in zwei gleiche Teile“ u. s. w. In der Rechenkunst werden leichte Regeldetri-Aufgaben gestellt, z. B.: „32 Arbeiter verdienen in 86 Wochen 72 fl , wieviel werden 43 Arbeiter in 24 Wochen verdienen“. In der Geographie: „Von welchen Ländern wird die Ostsee umgeben“. Geschichte: „Die Geschichte des Cyrus, oder Gustav Adolfs u. A. m. zu erzählen“. In der Naturgeschichte war die Aufgabe gestellt: „Erklärung des Blitzes“. Diese Aufgabe wird von den Abiturienten also gelöst: „Wenn eine elektrische Wolke auf eine un-**elektrifizierte** andere Wolke oder auf einen nicht elektrifizierten Gegenstand kräftig heraufstößt, so fährt ein mächtiger Funke heraus, den man Blitz benennt“. Die griechische Arbeit bestand in der Übersetzung eines kurzen Verses aus dem neuen Testament. Das ganze französische Exercitium für den Abiturienten Carl Leitner im Jahre 1808 bestand in der Übersetzung des deutschen Verses: „Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist = Celui est heureux, qui sait oublier ce, qu'il ne sait pas changer“. — Nicht wahr, geneigter Leser, ein solches Abiturienten-Examen hätten wir auch beinahe bestehen können? —

Im Jahre 1811 streicht die königliche Regierung aus dem Stundenplan der hiesigen lateinische Schule das Hebräische und die Logik. Allmählich sinkt die Schule in ihren Leistungen so herunter, daß im Jahre 1830 die hiesigen Primaner höchstens die Quinta eines Gymnasiums erreichen. Auch wird geklagt, daß die hiesigen Primaner nicht fertig addiren könnten. Es hatte dazu wesentlich der Lehrermangel beigetragen. Nach den Kriegsjahren hatten sich invalide Soldaten um hiesige Lehrerstellen beworben. Der verabschiedete augenfranke Lieutenant Gallus aus Löben, der in seinem sehr fehlerhaften Brief an den Schulinspektor schreibt: „Der Magistrat macht mich Hoffnung die Stelle zu erlangen“ und der Unteroffizier Szezesny waren 1818 die einzigen Bewerber um die vierte Lehrerstelle. Der Unteroffizier wurde gewählt. Das Schulhaus war so verfallen, daß die Schweine im Hausflur der Schule wühlten und ihr Grunzen fortwährend den Schulunterricht störte. Es waren die Schweine des Kantors Weininger, welche die schadhafte Mauer ihres Stalles durchbrachen und der lateinischen Schule jeden Morgen ihren Besuch abzustatten pflegten. Um die gefunkene Schule zu heben, wurde von den Lehrern die Einrichtung getroffen, daß die wöchentlichen Sittenzugnisse und Censuren öffentlich und feierlich in der Kirche den Schülern übermittelt werden sollten. Eine wesentliche Hebung der hiesigen Bürgerschulen erfolgte im Jahre 1868. Der 6klassigen Knabenschule mit fakultativem fremdsprachlichem Unterricht wurde als Ziel die Vorbereitung für die Sekunda einer höheren Lehranstalt gesteckt. Die Mädchenschule, welche der sehr wohlthätige Superintendent Dr. Wisanski im Jahre 1803 gegründet und der er zum Ankauf eines Hauses*) 1000 Thaler geschenkt hatte, stand zuerst unter der Leitung des Konrektors Stupch und wurde allmählich bis auf 4 Klassen erweitert. Im Jahre 1868 wurden dem neu angestellten Rektor Wagner sämtliche drei Schulen, die Bürger-, Mädchen- und Volksschule unterstellt. Er und seine tüchtigen Nachfolger, Dr. Gröhe, Lehnhardt u. Buhrow haben das Schulwesen wesentlich gehoben.

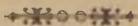
Das **Landschulwesen** im hiesigen Kreise beschränkte sich bis zum Jahre 1733 auf die Einrichtung der Kirchschulen, welche zugleich mit der Kirche angelegt, von der Kirchengemeinde unterhalten und mit Kandidaten der Theologie besetzt wurden, welche außer ihrem Schulamt die Orgel zu spielen oder der Gemeinde vorzusingen und dem Geistlichen im Pfarramt behilflich zu sein hatten. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen war die Leitung des Bespergottesdienstes von Fastnacht bis Martini, der wesentlich im Singen einiger Lieder und dem gemeinsamen Hersagen des Katechismus bestand. Um ihre dürftige Nahrung zu verbessern, erhielten sie das Privilegium, die Höckerei und einen Branntweinschank zu betreiben. Machten sie von diesem Privilegium während der Predigt Gebrauch, so wurden Waren und Branntwein ihnen weggenommen. Der Branntweinschank bei den Schulen wurde durch eine Verordnung vom 5. Januar 1699 abgeschafft. Von diesen wenigen Kirchschulen abgesehen lag die Schule während des 17. Jahrhunderts gewaltig im Argen. Verkommene Handwerker, die in ihrem Handwerk Stümper waren und daher sich nicht ernähren konnten, abgedankte Soldaten und stellenlose Handwerksburschen, die des Wanderns müde waren, und ähnliche Personen, wurden als Schulhalter oder Schulmeister angenommen. Was sollten auch die Geistlichen, denen die Einrichtung der Schulen oft dringend ans Herz gelegt war, anders machen? Sie waren froh, wenn sie jemand fanden, der sich für dieses elende Bettelbrod einigermaßen eignete. Für ein Honorar von 5 Groschen brachten diese Schulmeister Alten und Jungen die Kenntnis der 5 Hauptstücke bei. Unverheiratete erhielten außerdem den sogenannten „Reih-Tisch“ bei den Bauern, von welchen sie reichum beköstigt wurden. Verheiratete

*) Das Haus des heutigen Kürschners Pulver neben der Kirche.



Kapitel 17.

Garnisonsgeschichten. Der siebenjährige Krieg. Sibirski's Räuberhorden. Der typfere Pfarrer. Die Russen in Diegko und Goldap Die Tragödie zu Ragnit. Der gefieberte Proviandmeister Die Russen in Angerburg. Die Treuen im Lande. Masurische Kanäle. Die Landschaft. Gewerbe und Handel. Der unglückliche Franzosenkrieg. Die Freiheitskämpfe. Aus neuerer und neuester Zeit



Um die Osterzeit des Jahres 1748 gräbt man auf dem hiesigen Schlosshofe eine tiefe, große Grube. In der Abenddämmerung senkt man drei Leichen hinein. Trostlos die Hände ringend und wehklagend steht neben der Gruft eine Frauengestalt. Ach, es ist eine gar tragische Geschichte. Lieutenant v. Lenz, der Gatte der weinenden Wittwe, hat im Zehnjorn seinen Jugendfreund, den Fährich Magge erstochen und ist enthauptet. Das einzige Töchterlein des Enthaupteten ist an selbigem Tage, an welchem man den Vater aufs Schaffot führt, gestorben. Alle drei nimmt auf ein gemeinsames Grab. Bald darauf werden an selbiger Stelle drei gemeine Soldaten zu Tode gerädert, weil sie öffentlichen Straßenraub verübt und die Beraubten ermordet haben. Es war eine wilde Zeit. An aufregenden Geschichten fehlte es nicht, seitdem unser Städtchen nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges wieder Garnison geworden war.*) In mehreren Dezembernächten veranstalteten drei Fähriche eine öffentliche Straßenkneiperei, um den Bürgermeister zu ärgern. Vor seinem Hause haben sie einen Tisch mit Bierkannen, Gläsern und Laternen aufgestellt und singen Spottlieder auf das Oberhaupt der Stadt. Bald darauf schlagen Soldaten die Fenstern der Bürgerwache ein und zertrümmern darin alle Tische und Stühle. Als die Bürger dem Unfug steuern wollen, rotten sich die Soldaten zusammen, arretieren einen Bürger, schlagen die anderen in die Flucht und verfolgen sie bis in die Häuser, ja, suchen die Verfolgten sogar mit Licht in den Scheunen und auf den Heuböden. Doch dieser kleine Krieg zwischen Militär und Bürgerschaft, der, von einigen blutigen Köpfen abgesehen, den Bierstuben recht interessanten Unterhaltungsstoff lieferte, war bald unter den furchtbaren Drangsalen vergessen, welche im siebenjährigen Krieg über unsere Stadt und das ganze Land hereinbrachen.

*) Es haben in hiesiger Garnison gestanden: 1718—41 das Ratt'sche Kürassierregiment; 1745—1748 das Puttkamer'sche Regiment; 1748—58 das Regiment v. Manteuffel; 1763—68 das Regiment v. Kanitz; 1768—94 Teile der Regimenter v. Lettenborn, Hallmann, Boose; 1794 das Husaren-Regiment v. Göding; 1797 das Grenadier-Regiment v. Haußen: nach den Befreiungskriegen bis 1855 das III. Bat. des III. Landwehrregiments.

Von Osten her kommt der Morgen, aber auch die Nacht. Jene grauenvollen Nächte des Jahres 1657, da die wilden Tartarenhorden alle Städte und Dörfer Masurens niedergefengt hatten, sollten sich 100 Jahre später wiederholen. Ganz Europa hatte sich verschworen, den jungen Preußenstaat in Fetzen zu reißen. Uns Ostpreußen umklammerte der Russe, anfangs freilich sanft lieblosend. Vor ihrem Einfall versuchten es die Russen, durch verlockende Bekanntmachungen preußische Unterthanen zum Abfalle zu verleiten. Alle Bürger, Handwerker und Fabrikanten sollten nur schleunigst wegen der großen Bedrückung und unerhörten Strenge des preußischen Regiments nach Rußland fliehen und sich hier unter eine gelinde Herrschaft und freie Lebensart verfügen. Die preußischen Soldaten sollten nur desertieren, sie bekämen in Rußland 15 Rubel mit Aussicht auf gute Anstellung. Diesen trügerischen Vorspiegelungen folgten über 700 Familien, die aber sämmtlich in Rußland zu Grunde gegangen sind. — Die Verteidigung war dem Feldmarschall Lehwaldt übergeben. Es war ein Mann von streng sittlichen Grundsätzen. Als der Fleischer Engel aus Stallupönen eine Menge Speck den russischen Marketendern fortgenommen und ins preußische Lager bei Wehlau gebracht hatte, wo man die äußerste Not litt, erklärte Lehwaldt sein Verfahren für völkerrechtswidrig und wollte den mutigen Patrioten den Russen ausliefern. Engel entging der Auslieferung nur durch die schleunigste Flucht. Als Lehwaldt bei Groß-Jägersdorf am 30. August 1757 die Russen vor sich hatte und zu einer Schlacht entschlossen war, ließ er seine Soldaten unter den rauschenden Klängen der ganzen Feldmusik 4 Uhr morgens bei dichtem Nebel gegen den Feind rücken, obwohl er die Russen hätte überraschen und schlagen können. Den Feind zu überfallen schien ihm wider die Soldatenehre. Solche zarten Rücksichten kannten die Russen nicht. Sie wußten nichts von Soldatenehre, nichts von Völkerrecht. Einige Mannszucht herrschte freilich in den beiden russischen Armeen, welche unter Fermor und Apragin in Littauen einbrachen. Aber das dritte Heer der Russen, welches unter Sibilski zwischen Dyk und Olesko die preußische Grenze überschritt, war eine unmenschliche Räuberhorde. Sibilskis Truppen hausten in Masuren wie wilde Bestien. Die russischen Offiziere konnten ihre eigene Soldaten nicht mehr bändigen. Da rotteteten sich die Bauern zusammen, bewaffneten sich mit Sensen und Forken, um die Plünderer zu verjagen und das geraubte Vieh ihnen zu entreißen. Besonders mutig zeigte sich in diesem Bauernkriege der junge Pfarrer Drigalski von Stradaunen, ein Sohn des Pfarrers zu Kutten. Seine Schwester — die spätere Frau Erzpriester Johanna Fiedler — brachte er zu einem Förster tief in den Wald. Des Försters Kinder aber hatten die Pocken und so ging sie, da sie es in der Krankenzube nicht aushalten konnte, mit einem anderen Mädchen auf den Schuppen, um hier in frisch eingebrachtem Heu zu schlafen. Des Morgens fanden die Mädchen, daß sie auf Schlangen gelegen, die mit dem Heu auf den Schuppen gebracht, von der Wärme des Körpers gelockt, unter die Bettstücke der Schlafenden gekrochen waren. Auf das Geschrei der Mädchen kamen die Männer des Hauses und erschlugen noch 9 von den Schlangen. Während also Hannchen Drigalski aus Kutten von häßlichen Schlangen in Schrecken gesetzt wurde, kämpfte ihr tapferer Bruder an der Spitze seiner Bauern gegen die räuberischen Kosaken und jagte ihnen alle Beute ab. Doch klagten die Bauern über die harten Schädel und das zähe Leben der Kosaken, daß sie fast härter als auf einen Wolf zuschlagen müßten, bis sie den Geist aufgegeben. Die Stadt Marggrabowa hatte schon früher ihre Unterwerfung erklärt und wurde als russische Stadt behandelt. Hier wie in Memel und Stallupönen waren die Geistlichen gezwungen, die Einnahme der Stadt durch ein Dankfest zu feiern, und sodann mußten alle Beamten der russischen Kaiserin den Eid der Treue schwören. War Marggrabowa

glimpflich davongekommen, um so schrecklicher wütheten die Kosaken auf dem Lande. Die Dörfer Monethen und Daniellen wurden von ihnen vom Grunde aus zerstört. Die Stadtbehörden von Goldap kamen gleichfalls ins russische Lager, um ihre Unterwerfung entgegenzutragen. Dessenungeachtet wurde die Stadt völlig ausgeplündert. Alles bewegliche Eigenthum, welches von den Plünderern nicht fortgeschafft werden konnte, wurde auf dem Marktplatze zusammengeschnitten und den Flammen überantwortet, alle Häuser wurden verwüstet. Von den Einwohnern kam niemand ums Leben, nur wenige sahen sich mißhandelt, wie der Bürgermeister und der greise Kaplan Gloger. Daß gerade die evangelischen Geistlichen in diesem Kriege mehr als jeder andere Stand von der russischen Brutalität zu leiden hatten, zeigen folgende Beispiele. Pfarrer Wessel in Brökuls saß an der Thür seines Hauses, eine Magd war neben ihm, um ihm behilflich zu sein, da er an Pobagta litt. Plötzlich stehen einige Kosaken vor ihm und fordern Geld. Als er sich nun entschuldigt, daß er keines habe, ergreifen sie ihn bei den Haaren, und stechen ihn mit einem Messer von hinten durch. Auch der Erzpriester Lindenau in Ragnit wurde nach gräßlicher Verstümmelung an Händen und Füßen hinter dem Altar seiner Kirche verbrannt. Aehnlich erging es dem Bürgermeister Volk daselbst. Der Kosakenoberst hatte wenige Stunden vorher die Gastfreundschaft des alten, fränkischen Bürgermeisters in Anspruch genommen, seinen Wein sich schmecken lassen und ihn durch die freundlichsten Versicherungen beruhigt. Als er darauf abends an der Spitze der Plünderer wiederkehrte, beraubte er den Bürgermeister seines Geldes und seiner Kleider und ließ ihn, von Rantschuhhieben und Lanzenstichen zerfleischt, sterbend in seiner Behausung zurück, wo die Leiche verbrannte. Ueberhaupt hat die Stadt Ragnit den schrecklichsten Tag ihres Daseins am 23. September 1757 erlebt. Abends um 10 Uhr wurde die Stadt ohne jegliche Ursache von den Russen an allen Ecken angezündet und die Einwohner durch Gewaltthat am Löschen gehindert. In den Häusern, auf den Gassen und in den Gärten wurde inzwischen schonungslos und unter bestialischen Ausschweifungen geraubt, mißhandelt und gemordet. Kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter wurde geschont. Alle Einwohner der Stadt wurden aus ihren brennenden Wohnungen vertrieben, die Kleider ihnen vom Leibe gerissen und dann die nackten Menschen aus Muthwillen mißhandelt. Man denke sich eine ganze Stadtbevölkerung als gehetzte und gepeinigte Flüchtlinge, nackt und blutend, hinsinkend unter dem Säbel und der Peitsche entmenschter Würger, die herzerreißenden Klagelaute der Gemarterten, das Aechzen der Sterbenden, dazwischen die wilden, grimigen Gestalten der Peiniger — dies alles beleuchtet von dem unheimlichen Scheine der prasselnd zum Himmel emporzüngelnden Flammen — das war die Tragödie von Ragnit. Der Herr Proviantmeister Fehr, welchem die Russen auch die Kleider fortgenommen, suchte sich dadurch vor den Mißhandlungen der Plünderer zu retten, daß er sich wahnsinnig stellte. Er übertünchte sein Gesicht mit Kirschmuß und tauchte es in einen Federhaufen, so ausstaffiert und ver mummt neckte er die Kosaken durch tecke Scherze, die wie Worte eines Wahnsinnigen klangen. Es half ihm nichts. Er bekam trotz alledem die unbarmherzigsten Schläge.

Auf eine höchst merkwürdige Art endigte dieser russische Feldzug vom Jahre 1757. Die Russen hatten durch ihre Uebermacht die Preußen bei Gr. Jägersdorf am 30. August 1757 geschlagen. Man erwartete, daß sie jetzt nach Königsberg vorrücken würden, aber — sie wichen vor den Besiegten zurück und kehrten nach Rußland heim. Kabale und Ränke, in welche der russische General Apraxin verflochten war, hatten dieses auffallende Zurückgehen des Siegers verursacht. Nun aber rief unser König Friedrich II., von allen Seiten hart bedrängt, alle Truppen aus Ostpreußen fort, stellte den alten Lehwaldt in

Greifswald zum Schutz Pommerns hin und überließ unsere Provinz schutzlos den Russen. Als daher die Russen im nächsten Jahre 1758 wiederkehrten, nahmen sie ohne allen Widerstand unsere Provinz ein. Die Grenadiere des Regiments v. Manteuffel hier zogen zum Königsberger Thor hinaus, drei russische Regimenter kamen zum polnischen Thor hinein. Dieses Mal war ihnen alles Blündern aufs strengste untersagt und hörte man nirgends von Gewaltthaten. Das gab dem Bürger Nehring hier selbst den Mut, sich mit den Russen einen kleinen Scherz zu erlauben, der ihm aber teuer zu stehen kam. Er stand gerade vor dem städtischen Brauhaus und hatte an einer langen Stange einen eisernen Spieß befestigt, um damit das Holz unter die Braupfanne zu schieben und das Feuer zu schüren. Die Russen fragten ihn, wozu er dieses Ding gebrauche. Er bedeutete sie durch Mienen und Geberden, daß er damit die Russen aufspießen wolle. Sofort wurde er festgenommen und mußte lange Zeit im Gewahrsam bleiben, bis er auf die Beschwerde des Magistrats entlassen wurde. In Angerburg mußten ebenso wie allenthalben alle Beamte und Bürger der russischen Kaiserin den Eid der Treue schwören, sämtliche Risse, Karten und Zeichnungen an den General Fermor abliefern, alle preußischen Adler und Wappen schleunigst entfernen und dafür die russischen Doppeladler*) an die Stelle setzen. Nur das königliche Waisenhaus in Königsberg durfte mit besonderer russischer Genehmigung den preußischen Adler zum Andenken an den Stifter, Friedrich I., behalten. So war unsere Stadt 5 Jahre lang unter dem russischen Doppeladler. Kaiserlich russischer Gouverneur war ein Herr v. Jakowlew. Die Stadt hatte eine ansehnliche Kriegskontribution zu zahlen, 30 Gewehre, auch 5 beschlagene Troßwagen nebst einer Zahl von Cavalleriepferden zu liefern. Zum Führer der Troßwagen wurde der Tuchmacher Schrickel durch das Loos bestimmt, für den sich die ganze Bürgerschaft verbürgen mußte. Auch der hiesigen Kirche legte „Ihro Kaiserliche Majestät Elisabeth Petrowna“, eine Kontribution von 209 Thaler 55 Groschen auf. Das war für die Kirchenväter eine harte Nuß. Sie raisonnieren zwar hin und her, haben aber nicht das geringste Mittel ausdenken können, die Summe zu beschaffen. Es muß das „Legat der seligen Frau Görkin von 66 Th. 60 Groschen“ hingegeben werden. Der Magister wird von den Kirchenvätern gebeten, die Dezensreste und sonstigen Schuldner zu exekutieren. Doch dieser antwortet unter dem 12. März 1758, es sei eine absolute Unmöglichkeit in diesen kümmerlichen Zeiten, diese Kapitalien aufzubringen, „zu mahlen die städtischen Einwohner mit Erlegung der enormen Kontribution an die Kaiserliche Kriegskasse so embrassieret sind, daß sie weder aus noch ein wissen.“ Schwerer als dieses Geldopfer drückte die Kirche der Zwang, in öffentlichem Gottesdienste alle die russischen Staatsfeste und Siege der russischen Armee zu feiern. Des großen Heldenkönigs, der mit einer Hand voll Soldaten kühn dem ganzen bewaffneten Europa trozte, durfte die Gemeinde nicht mehr in der Fürbitte gedenken, sondern mußte für die russischen unbekanntem Prinzen und Prinzessinnen beten. Hier und da wagte es freilich ein treuer Geistlicher stehende Hände für Preußen zu erheben, aber in finstern Kerker wurde er bald still gemacht. So ging es dem Hofprediger Dr. Arnoldt in Königsberg, der es gewagt hatte, zum russischen Siegesfeste nach der Schlacht bei Kunersdorf in Gegenwart der russischen Generale auf Grund von Römer 11, 22 und 23 an die Pflichten der Ueberwinder und der Ueberwundenen zu erinnern. Er kam dafür in strengen Arrest. Vor dem Transport nach Sibirien rettete ihn nur das Wohlwollen des Generals Fermor. Der ihm auferlegte Widerruf wurde

*) Ob die in unserer Kirche befindlichen Doppeladler an den Kronleuchtern aus dieser Zeit herkommen, ist zweifelhaft, da die Kronleuchter aus dem 17. Jahrhundert stammen und sie mit den Adlern aus einem Stück gegossen zu sein scheinen.

durch den Ruf „Feuer“ unterbrochen, welcher der „Feier“ ein Ende machte. Seit diesem Vorfall schrieben die Russen den Geistlichen die Texte vor, über welche sie bei russischen Festen zu predigen hätten. Trotzdem Angerburg russisch geworden war, raubten und plünderten die hier in Garnison stehenden Kosaken in den Dörfern der Umgegend. Die Bauern von Engelstein, Thiergarten und Prinowen bewaffneten sich mit Sensen und Forken und verjagten die Räuber. Sonst aber schützte der russische Adler, unter welchem die Provinz 5 Jahre stand, unser Ostpreußen wenigstens vor jenen greulichen Verwüstungen, welchen die übrigen Provinzen im siebenjährigen Kriege ausgefetzt waren. Der König Friedrich II. warf freilich einen bis an sein Lebensende nie vergessenen Groll auf die Ostpreußen, weil sie so schnell russisch geworden waren. Dem ostpreussischen Adel machte er den Vorwurf: „Die Herren haben sich im Sibenjährigen Krig nicht So aufgeföhret, das man an Sie denken Sol, Sie Seint auf dem Landt Schlechte Wirte und Windbeutel und durch der Armeec fallen Sie durch wie durch ein Sip.“ Dem nachmals in Angerburg stehenden Tettenbornschen Regiment machte er den Vorwurf: „Das Regiment hat den ganzen Krig gebereneheitert. Solche Leute Krigen nichts.“ Doch erzählt die Geschichte auch rührende Beispiele standhafter Treue. Vor allem ist hier der Kammerpräsident Domhardt in Gumbinnen zu nennen. Er leistete zwar als Gutsbesitzer den russischen Huldigungseid, fühlte sich aber in seinem Amte durch seinen früheren Eid gebunden und wirkte still im Interesse des Königs. Die Russen trauten ihm nicht und machten Klingstädt zu seinem Aufpasser. Dieser aber liebte zu sehr das Vergnügen, und um ihn unschädlich zu machen, bereitete Domhardt seinem russischen Kollegen eine Festlichkeit nach der anderen. Während Klingstädt sich amüsierte und wochenlang in Königsberg weilte, wo er gewisse Liebchaften angeknüpft hatte, wirkte der treue Präsident für das Wohl seines Königs. Er schickte dem bedrängten Könige oft im Geheimen große Geldsendungen. Der bereits bejahrte Strumpfwirker Kapeller in Gumbinnen, ein eingewanderter Salzburger, besorgte dieses gefährliche Geschäft, das ihm und dem Präsidenten leicht den Hals hätte kosten können. Einmal brachte er von Domhardt eine auf mehrere Wagen verpackte Geldsendung von 100000 Thaler durch die russischen Linien in die Hände des Königs. Der König belohnte diesen wackeren Strumpfwirker später dadurch, daß er ihm Geld zur Anlage einer Strumpffabrik vorschob. So vorzüglich hatte Domhardt gewirtschaftet und so ausgezeichnet hatte er es verstanden, sein Wirken vor den Augen der Russen zu verbergen, daß er nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth sogleich zum Könige nach Schlessien eilen konnte, um ihm 300000 Dukaten auszuhändigen, die er aus der Verwaltung seines Bezirks heimlich erspart hatte. Unter den Treuen ist auch der Postmeister Wagner in Pillau zu nennen, der die Briefe Domhardt's an den König zur See beförderte. Wegen Hochverrats von den Russen angeklagt, sollte er in 4 Stücke geschnitten und so getödet werden, aber begnadigt, wurde er nach Sibirien geschickt, wo er 5 Jahre lebte. Er wurde später Hofpostdirektor in Königsberg. „Nun, wie geht's in Sibirien?“ mit diesem Scherz redete ihn später der König jedesmal an, so oft er ihn sah.

Trotz der Ungnade, mit welcher Friedrich der Große unsere Provinz nach Beendigung des siebenjährigen Krieges strafte, ließ er doch die väterliche Fürsorge für unser Masuren nicht außer Acht. Auf Domhardts Betrieb wurden 1764 zur Verbindung der **masurischen Seen** mit dem Pregel **Kanäle angelegt**, auf welchen das Holz aus den Johannsburg, Nikolaiter, Grondowker und Kruttinger Haiden bis nach Königsberg gefloßt werden konnte. Die fünf Kanäle zwischen dem Nikolaiter- und Talter-Wasser, Röttsee, Schimonsee, Gurfelsee, Löwentin- und Mauersee wurden freilich auch fertig,

aber zu große Schwierigkeiten bot die Angerapp wegen ihres sehr gekrümmten Laufes und starken Gefälles. Man grub den tiefen Flußkanal, der noch heute hinter dem Kirchhofe zu sehen, aber längst trocken gelegt und zum Teil verschüttet ist. Die ersten Flößversuche scheiterten. Die Gellen wurden durch Stürme auseinandergerissen. Die Langflößerei mußte gänzlich eingestellt werden. Man versuchte nun wenigstens Brennholz in Gefäßen zu transportieren. Es wurde hier ein großer Holzgarten eingerichtet, in welchem 1180 Raummeter hartes, 4720 Raummeter weiches Holz lagerten. Man verkaufte 1767 hartes Holz mit 6 Thaler pro Achtel, d. h. das Raummeter mit 60 Pfennig. Der Holzgarten ging schon nach einigen Jahren ein, weil das Holz keine Abnahme fand. Die Einrichtung einer Landschaft, um welche der ostpreußische Adel den König Friedrich II. vergeblich gebeten hatte, weil sie, wie der König sagt, „Windbeutel sind“, erfolgte nach dem Tode des Königs erst im Jahre 1788. Die Generallandschaftsdirektion hatte ihren Sitz in Angerburg. Die ersten Geschäfte, welche die Landschaft machte, waren nicht glänzend. Die von Banken zu 4 % empfangenen Gelder ließ sie zu 4 1/3 % aus. Trotz größter Vorsicht mußte sie häufig verschuldete Güter übernehmen. Die ostpreußischen Pfandbriefe standen im Kurs häufig nur 30 %, also 70 % unter dem Nennwert. In den unglücklichen Kriegsjahren 1806 und 1807 bekam die Landschaft gar keine Zinsen und erklärte sich für zahlungsunfähig. Im Jahre 1859 verlor leider unsere Stadt die Landschaftsdirektion, indem diese ihren Sitz nach Königsberg verlegte.*)

Von dem Aufblühen der hiesigen Stadt und dem Aufschwung der Gewerbtätigkeit im vorigen Jahrhundert zeugen mehrere neue Fabrikanlagen. So entstand eine Saffian- und Fuchtenleder-Fabrik und eine „Toback-Companey“.***) Wenn nun auch auf allen Angerburger Bureaus so stark geraucht wurde, daß die Regierung den „Tobackstolz und Biergestank“, den die Berichte und Briefe aus Angerburg ausdunsteten, nicht ertragen konnte, so war diese edle Companey doch nicht lange lebensfähig und bereits 1793 verschwunden. Die Lederfabrikanten machten bessere Geschäfte. Die kinderlosen Haasenschen Eheleute hatte sich ein Vermögen von 15000 bis 20000 Thaler durch ihr Gerbereigewerbe in kurzer Zeit erworben und vermachten bei ihrem Tode 1841 66 Thaler 20 Groschen den städtischen Armen. Das große Salzmagazin beschäftigte 6 Beamte und verkaufte im Jahre 1793 495 Fässer Salz. In selbigem Jahre kamen 22094 Scheffel Getreide, darunter 5742 Malz und 4801 Branntwein-Schrot zur Einfuhr und Versteuerung, was auf einen sehr lebhaften Handel schließen läßt.

Dieser blühende Wohlstand der Stadt ging in den unglücklichen Kriegsjahren 1806 und 1807 zu Grunde. Als die Preußen in den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt von Napoleon geschlagen waren, sammelten sich die Trümmer des geschlagenen Heeres in Ostpreußen. Der preußische General l'Estocq verlegte um die Weihnachtszeit 1806 sein Hauptquartier von Neidenburg nach Angerburg und rückte hier am Neujahrstage mit seiner Armee ein. Von hier zog er weiter über Drengfurt und Bartenstein und lieferte zusammen mit den Russen unter Bennigsen jene mörderische, aber unentschiedene Schlacht bei Pr. Eylau am 7. Februar 1807. Napoleon wich zwar jetzt hinter die Passarge zurück, schlug aber die Russen am 14. Juni d. J. bei Friedland so ent-

*) Das Landschaftshaus hat die Stadt für 3050 Thaler gekauft und zur Mädchenschule eingerichtet.

**) Das Siegel der Toback-Companey zu Angerburg befindet sich in der Sammlung der Altertums-Gesellschaft zu Insterburg. Einen Abdruck dieses Siegels schickte mir freundlichst Herr Rechtsanwalt A. Horn daselbst.

scheidend, daß unser König sich zu jenem traurigen Frieden zu Tilsit genötigt sah. Während dieses unglückseligen Winters 1807 wurde im hiesigen Schloß ein russisches Militairlazarett auf Kosten der Stadt mit einem Aufwande von 3000 Thalern eingerichtet. Bevor die Räumung des Schlosses geschah, wurde eine beträchtliche Anzahl kranker Russen in die Bürgerhäuser verlegt, wodurch sich eine sehr bössartige Krankheit, der Typhus, in der Stadt verbreitete und viele Bürger, darunter auch den Kreisphysikus Flach, hinwegraffte. Von den erkrankten Russen starben im Lazarett 165 in wenigen Monaten. Während der Tage des Tilsiter Friedensschlusses fingen die Durchmärsche der französischen Truppen an. Zuvörderst rückte polnische Cavallerie hier ein, welche das hiesige königliche Salzmagazin plünderte und 2092 Tonnen Salz im Werte von 20920 Thaler theils wegführte, theils verkaufte, außerdem den baaren Kassenbestand von 2858 Thl. 7 Sg. 12 Pfg. mitnahm. Die nachfolgenden Franzosen requirierten alles Mögliche, Kleider, Lebensmittel, Getränke, Pferde und Wagen im Werte von 6000 Thl. Nach dem Abmarsch derselben hatte die Stadt eine Kriegssteuer von 7516 Thl. 80 Gr. 6 Pfg. zu bezahlen. Zu diesen Kriegslasten kam noch im selbigem Jahre eine schreckliche Viehseuche, so daß die Stadt in die tiefste Armut geriet. Handel und Verkehr hören auf, die hiesigen Fabriken gehen ein, der Umlauf des Geldes stockt, die Zahl der Bankerotte wird übergroß, und die Bedürfnisse des täglichen Lebens werden unerschwinglich. Die Menge der Armen wächst zum Erschrecken. Dem preußischen Staate, dem Napoleon nur ein Scheinleben gelassen, sind alle Adern geöffnet, damit er verblute. Auch die demütigen Bestimmungen des Tilsiter Friedens wurden von den übermütigen Franzosen verändert. Die Festungen geben sie nicht zurück, wie sie gelobt, die Millionen von Kriegskosten steigern sie mit raffinierter Grausamkeit ins Ungeheure. Mehr als 300 Millionen werden in wenigen Jahren dem elenden Lande ausgezogen. Wie grausam sie die hiesige Landbevölkerung behandelt haben, zeigt folgendes Beispiel. Als die Franzosen 1812 durch unsere Gegend nach Rußland zogen, trieben die Bauern in Butschen ihr Vieh und ihre Pferde in die Skalscher Forst und ließen sie auch dort während der Nacht, nur der Lehrer des Dorfes holte an jedem Abend seine Pferde nach Hause. Eines Morgens erscheint eine Abtheilung Franzosen und nimmt die Pferde des Lehrers mit. Als nun dieser es zu hindern sucht, ergreifen ihn zwei Soldaten, legen ihm einen Strick um den Hals und hängen ihn an einem Haken der Scheunenthür auf. Die Frau des Lehrers eilt aber ihrem Manne sogleich zu Hilfe und schneidet den Strick entzwei. Der Gehängte fiel zusammen und blieb eine Weile leblos liegen. Als er wieder zum Leben erwachte, waren Franzosen und Pferde schon fort. Er nahm nun den entzweigeschnittenen Strick, ging zu dem Offizier, welcher beim Schulzen in Quartier lag, zeigte demselben die Striemen am Halse und beklagte sich über das brutale Verfahren. Doch der Offizier sagte: „Hier der Schulz sagt, daß alle Bauernpferde schon von früheren Heeresabtheilungen zum Vorspann weggenommen und nur noch Ihre Pferde zu haben sind.“ Da berichtete der Lehrer, daß alle Pferde des Dorfes in der Forst versteckt seien, worauf der französische Offizier ihn nötigte, mit zehn Soldaten in die Forst zu gehen, um die Pferde der Bauern zu holen. Den Lehrer gereute es bald, die Pferde seiner Nachbarn verraten zu haben, er wollte seine Begleiter im Walde irre führen. Diese jedoch merkten es und wollten ihn niederhauen. Als sie die Pferde endlich fanden, ließ der Offizier dem Schulzen für seine Lüge 20 Hiebe aufzählen. — — Als elender Bettler, in Lumpen gehüllt, mit gelähmten Gliedern kehrte derselbe Offizier auf dem Rückzuge aus Rußland beim Lehrer in Butschen ein. Dieser schenkte ihm ein paar Stiefel, Socken, Handschuhe und ein warmes Tuch und brachte ihn dann nach vier Tagen nach Nordenburg.

Ja, das stolze Heer der Weltoberer war zurückgekehrt als eine Herde armer Sünder, wandelnder Leichen. Lautlos wie ein Todtenzug nahen sie unserer Stadt. Alle waren unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber. Um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen, hatte sich jeder damit behängt, was er gerade gefunden: mit alten Säcken, zerrissenen Pferdebedecken, frisch abgezogenen Häuten von Katzen und Hunden. Man sah Grenadiere in großen Schafspelzen, Kürassiere in Weiberröcken, das Gesicht mit bunten oder weißen Nachtmützen verhüllt. Den meisten waren Ohren und Nase erfroren, glanzlos lagen die dunklen Augen in ihren Höhlen. Selten trug einer Schuhe oder Stiefel, viele hatten die Füße mit Stroh oder Lappen oder dem Filz alter Hüte umwickelt. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. Ihr Hunger war nicht zu stillen. Gierig verschlangen sie das von mitleidigen Frauen ihnen dargereichte trockne Brot, einzelne vermochten nicht aufhören zu essen, bis sie infolgedessen starben. In Angerburg war das ganze Lazarett überfüllt von diesen Jammergestalten, die Buben auf der Straße sangen:

Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Flüchtling ohne Schuh.

Nirgend Raft, noch Ruh!
So hat sie Gott geschlagen
Mit Mann und Roß und Wagen.

Als nach diesem unglücklichen Feldzuge Napoleons nach Rußland das geknechtete Preußen seine Fesseln brach und sich aufraffte zum gewaltigen Kampf mit Gott für König und Vaterland, da brauste auch hier der Sturm heiliger Begeisterung durch Stadt und Land. Unser elendes Städtchen brachte großartige Opfer. Es war ein feierlicher und ergreifender Augenblick, als am 20. April 1813 in die hiesige Kirche alle landwehrpflichtigen Männer und Jünglinge zogen, um durchs Los zu entscheiden, wer von ihnen Blut und Leben dem Vaterlande zum Opfer bringen sollte. 53 Mann sollten nach der Ordre aus unserer Stadt in den Kampf ziehen. Da tritt der Bürgermeister Mai vor den Altar, hält eine packende Ansprache an die Versammlung und schließt mit der Aufforderung: „Freiwillige vor!“ Er selbst tritt als erster vor, den Fahneneid zu schwören und seinem Beispiele folgen begeistert die übrigen nach. Eine Auslosung war nicht nötig. 19 traten in das Lehndorffsche Cavallerie-Regiment, 57 zur Landwehr. Zur Ausrüstung der Kämpfer brachte der armselige Ort die unglaubliche Summe von 12230 Thalern meist durch freiwillige Gaben auf.

Außerdem wurde der Landsturm organisiert, mit alten Feuerbüchsen ausgerüstet und Tag und Nacht in den Waffen geübt. Von welcher glühender Begeisterung die hiesigen Bürger beseelt waren, davon zeugen die beiden Kriegslieder, welche ein hiesiger Landsturmmann gedichtet hat, und die in der hiesigen Stadtchronik nebst Melodie dem Gedächtnis überliefert sind.*)

*) Das erste Lied beginnt mit den Worten:

„Zum Kampf und Sieg fürs Vaterland,
Für Weib und Kind und Freund,
Zum Schutz für unsern eignen Heerd.
Für alles was uns lieb und wert,
Hat Wilhelm uns vereint.“

Das zweite Lied beginnt:

„Frisch auf, ihr Brüder, die Waffen zur Hand!
Dem Feinde entgegen gezogen!
Ha, Stolze, der Landsturm ist nicht Tarn!
Wir kommen wie Gewitter geflogen
Die Stunde der Vergeltung sie schlage
Ihr müßt auf unserm Boden nicht ruhn“

Noch nie, so lange es eine Weltgeschichte giebt, hat ein Volk mit so tiefem Haß gegen seine Peiniger, so hoher Begeisterung für seine Freiheit und so großer Opferfreudigkeit seine Ketten gebrochen, als Preußen in den Freiheitskämpfen 1813—15. Es war Friede. Unsere Stadt blühte wieder zur bedeutendsten Stadt Masuriens empor. Die drei Thorschreibereien, welche dem Handel und Verkehr hinderlich gewesen, wurden am 1. Januar 1818 aufgehoben. Schon lange hatte es der alte Wächter auf dem litauischen Thorhause als eine unbequeme Last empfunden, der städtischen Viehherde, die im Sommer bei Sonnenaufgang auf die Weide ging, die Thore zu öffnen. Um sich seinen süßen Morgenschlummer nicht mehr stören zu lassen, soll er, wie erzählt wird, folgende List gebraucht haben. Anstatt des hölzernen Riegels, mit welchem er jeden Abend das Thor zu schließen hatte, schiebt er eine Rube als Riegel vor. So findet die Bürgerwache das Thor regelrecht geschlossen, aber der alte Wächter braucht dasselbe der Rinderherde früh morgens nicht zu öffnen, dena mit großem Behagen fressen die Rinder die Rube ab und das Thor thut sich von selbst auf.

Von wichtigen Ereignissen der folgenden Zeit ist jener schreckliche Orkan zu erwähnen, welcher am 17. Januar 1818 in ganz Ostpreußen wütete. Häuser, Scheunen, Ställe wurden umgeworfen, alle Strohdächer wurden heruntergerissen, zwei Drittel aller Bäume im hiesigen Stadtwalde theils mit der Wurzel ausgerissen, theils umgebrochen. Der in wenigen Stunden unserer Stadt dadurch verursachte Schade wurde auf 16 000 Thl. berechnet. In einigen Kirchdörfern wie z. B. in Lamgarben bei Rastenburg stürzten die Türme ein und zerschmetterten die Kirchengebäude. Noch schrecklicher waren die Verheerungen, welche bald darauf das Feuer verursachte. Am 29. Mai 1825 zerstörte eine Feuersbrunst 97 Gebäude in der Litauer Straße; im nächstfolgenden Jahr brannten in der Nähe des Schlosses 123 Häuser, theils Wohnhäuser, theils Scheunen, nieder. Der im letzteren Falle verursachte Brandschade überstieg den Wert von 100 000 Thalern. Der König sandte den Verunglückten eine Unterstützung von 4000 Thalern. An den großartigen Kulturfortschritten des 19. Jahrhunderts hat unsere Stadt nur in bescheidenem Maße teilgenommen. Zwar erhielt der Ort 1820 eine königliche Kreiskasse, 1827 ein Postamt, 1844 die erste Druckerei, 1858 die erste Chaussee nach Nordenburg, verlor aber 1858 sein Militär, 1859 die Landschaftsdirektion, 1879 bei Einführung der neuen Gerichtsorganisation die Hälfte aller Gerichtsbeamten, die Staatsanwaltschaft und das Schwurgericht. Auch wurde die alte, große Handels- und Verkehrsstraße aus Masuren nach Königsberg, welche bisher unsern Ort belebt hatte, durch Eröffnung der ostpreußischen Südbahn im Jahre 1878 von hier abgelenkt. In diesem Jahrzehnt sind durch die städtischen Behörden unter der Amtsverwaltung des Bürgermeisters Cramer mehrere für die Gesundheit der Bewohner höchst segensreiche Einrichtungen zu stande gebracht: 1. Das neue Schlachthaus ist mit einem Kostenaufwande von 29 000 Mark im Herbst 1885 vollendet und am 1. Februar 1886 in Betrieb gesetzt. 2. Zur Ableitung der ungesunden Sümpfe und des luftverpestenden Straßenunflats ist durch die Stadt ein unterirdischer Kanal von 1105 m Länge angelegt. Die Kosten der Anlage belaufen sich auf ca. 28 000 Mark. Dem schon seit Jahrhunderten schwer empfundenen Mangel an gutem Trinkwasser wird durch die Anlage eines Brunnens auf dem neuen Markte abgeholfen. Da man erst durch eine Bohrung von 107 m Tiefe auf gutes Trinkwasser gekommen ist, werden sich die Kosten dieser Brunnenanlage auf ca. 7000 Mark belaufen.





Kapitel 18.

Das Elend der Bauern. Der Bauernaufstand. Erbunterthänigkeit. Der Schulz. Die Dorffchenken. Wüste Hufen und Wölfe. Schmausereien. Der Adel. Die Lehndorffs.

Die Glückseligkeit des vielgepriesenen Landlebens ist stets ein Traum der Poeten gewesen. Unserm heutigen Geschlecht ist es wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt, wenn man auf jene unzähligen **Plagen und Lasten** zurückschaut, die den **armen Landmann** in alter Zeit gedrückt haben. In dem größten Teile Deutschlands waren die Bauern die Leibeignen ihrer Gutsherrschaft. Sie hatten drei volle Tage in der Woche, also die halbe Arbeitszeit ihres Lebens ihren Herren Scharwerksdienste zu leisten. Der Mann, sein Weib, Kind, Gesinde und Vieh frohnen dem strengen Herrn vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang und dürfen darob sich nicht grämen, wenn währenddessen das eigne Getreide auf dem Felde verdirbt. Günstiger, wie im übrigen Deutschland, war die Lage der ostpreussischen Bauern, besonders der unmittelbar unter der Landesherrschaft stehenden. Der Orden hatte den Bauern im hiesigen Kreise nur einen Scharwerksdienst von 6—8 Tagen im Jahre auferlegt. Dazu kamen aber noch die Jagddienste, die Verpflichtung, die Amtswiesen zu mähen, $\frac{1}{4}$ Holz zu setzen und zu fahren, beim Burgenbau zu helfen, im Kriege Streitrosse zu stellen, die Burgen wehren zu helfen und die verschiedensten Abgaben in Geld oder Naturalien zu leisten. Da waren von jeder Hufe 1—2 Scheffel Getreide, 4 Kapaunen, 2 Hühner, 1 Krampfund Wachs, der Hufenschöß ($\frac{2}{3}$ Th.), der Kopfschöß ($\frac{1}{3}$ Th. pro Kopf vom 12. Lebensjahre an) zu entrichten. Ferner gab es einen Horn- oder Klauenschöß (für jede Kuh 20 Groschen, pro Pferd 15 Gr., pro Schaf und Schwein 2 Gr.) und das Mastgeld (pro Ochsen 10 Gr.). Als dann der Staat zur Einrichtung eines stehenden Heeres noch mehr Geld brauchte, wurden unter neuen Namen neue Abgaben eingeführt: Büttelgeld, Pulvergeld, Hebegeld, Klößergeld, Hopfengeld, Haspelpelgarngeld, Fischergarngeld, Mümbelsches Garnisongeld, Postreitergeld u. s. w. Doch widerwärtiger als manche größere Last war dem Landmann die unantastbare Freiheit, welche das Wild der Gutsherrschaft auf seinem Acker hatte. Reh und Hase, Oher und Elentier fraßen wohlgemut und heiter auf seinen grünenden Saaten, ohne daß er sie erlegen durfte. Das Feuerrohr war ihm verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Seine Acker suchte er durch Zäune vor dem Wild zu schützen, wobei er spitze Pfähle benutzte; aber die Zäune wurden niedergerissen, die spitzen Pfähle durch das Gesetz verboten, damit sich nur ja das Wild nicht beschädige. Das schlimmste aber war, daß der Gutsherr auch gleichzeitig der Gerichtsherr seiner Bauern war und die härtesten Strafen, Geldbußen, Gefängnis und Schläge gegen ihn festsetzen konnte.

Nur aus dieser jammervollen Lage des Bauernstandes ist jener wütende **Aufbruch**

zu erklären, welcher wie ein furchtbarer Orkan im Jahre 1525 nicht nur das südliche Deutschland, sondern auch unsere fernen Ostmarken durchtobte. Zu Königsberg in der Altstadt war ein gewisser Thewes schon im Sommer 1525 als Prophet aufgetreten und hatte unter großem Zulauf gepredigt: „Was Zeise (Abgabe), was Zeise? ehe denn ich will Zeise geben, so will ich mir lieber den Kopf lassen abhauen!“ Bald gährte es unheimlich in der ganzen Landbevölkerung. Der Herzog war nach Liegnitz verreist, auch der Bischof Georg Polenz hatte sich in die Provinz begeben. Da brach der Aufruhr plötzlich los. „Die Bauern wollen ganz frei sein, weder Zinsen noch Scharwerken und den Adel ganz vertreiben und auszrotten; wollen Wasser, Ströme, Wildniß, Holz, Wildpret, Fische u. s. w. alles frei haben und Niemand nichts thun noch geben“ — so schreibt der Bischof Polenz unter dem 12. September 1525 aus Barten an den Herzog. Um den Aufstand zu dämpfen, verordnete Polenz die Adligen mit ihren Mannen auf die Schlösser, um diese sicher zu verwahren, mahnte, warnte, drohte und suchte das auflodernde Feuer zu löschen. „Etliche wollen mich viertheilen, etliche den Kopf herabhauen, wenn er auch einer Tonne wäre, Etliche wollen mich mit Steinen zu Tode werfen auf dem Predigtstuhl“ schreibt Polenz an angeführter Stelle. Der Adel hat den Bischof dringend mit seiner starken Reiterschar in der Gegend von Rastenburg und Barten zu bleiben. Hier gelang es ihm auch den Aufstand niederzuhalten. Doch in Kaymen, 4 Meilen von Königsberg, ging's desto wilder zu. Dort hatte der Müller Moldenhauer 4000 Bauern bei einem Kreuz auf dem Felde versammelt, um ihnen den Willen Gottes des Allerhöchsten zu verkünden, daß sie nun frei sein sollten von ihrem schweren Druck und Kummer. Der Herzog selbst wolle es so haben. Als etliche Bauern ihm dies nicht glauben und einen schriftlichen Befehl des Herzogs sehen wollten, zeigte ihnen der Müller ein Blatt Papier, das Niemand lesen konnte. Nun erstürmte der Haufe das Haus des Amtmanns Andreas von Rippen, der allgemein „der Bauernschinder“ hieß. Sie banden und führten ihn fort mit den höhnischen Worten: „Jetzt seid ihr Bauer, wir wollen auch einmal Junker sein“. Ein Knecht zog ihm den feinen Rock aus und hing ihm einen alten Filzmantel um. Immer größer wurde der Haufe der Empörer. Plündernd und raubend rückten 8000 Mann über Labiau und Tapiau gegen Königsberg. Hier hofften sie sich mit den unzufriedenen Städten zu verbinden und dann alle Adligen auszurotten: „Wir wollen die Nester zerstören, daß die Krähen keine Junge mehr darin ziehen sollen“. Doch den Bürgermeistern der drei Städte Königsberg gelang es, die Aufständischen zu beruhigen. Als auch die Adligen versprachen, keine Rache nehmen zu wollen, gingen die Bauern ruhig auseinander. Gleich darauf aber regte sich ein neuer Aufstand im Ratangischen. Da kam der Herzog von seiner Reise heim. Er forderte die Bauern auf, sich $\frac{1}{2}$ Meile von Königsberg im Dorfe Lauth zu versammeln. Es erschienen 4000 Mann. Mit 4 Streithaufen und grobem Geschütz rückte der Herzog an. Er forderte die Bauern auf, ihm eine Schlacht zu liefern, oder die Waffen zu strecken. Da warfen sie Spieße und Sensen fort und baten um Gnade. Einige Rädelsführer wurden hingerichtet. Den Schulmeister von Labiau und den Pfarrer von Legitten, welche auch unter den Aufständischen gewesen waren, begnadigte er. Einigen Adligen, welche die Bauern zu hart bedrückt hatten, entzog er ihre Güter. So endigte dieser gefährliche Aufstand.

Die Lage der Bauern wurde in den darauf folgenden Jahrhunderten nicht besser. Doch vieles, was heute unerträglich erscheint, machte die uralte Gewohnheit leidlich. Auf den Gütern alter adlicher Familien, welche durch viele Geschlechter mit ihren Leuten verwachsen waren, standen die Bauern nicht selten in einem treuerherzigen Verhältnis zu

ihrer Herrschaft. Da kam es selten vor, daß sich ein Leibeigener aus seinem Stande heraus in die Freiheit sehnte wie der Schuster Neumann aus Goldap im Jahre 1650. Er war von seinen Eltern in Steinort seit seinem 12. Lebensjahre zu einem Schuhmacher in Goldap in die Lehre gegeben. Die Herrschaft wußte jedoch davon nichts und erfuhr solches erst, als er mit einer Bürgerstochter zu Goldap fröhliche Hochzeit feierte. Nun sollte er aber samt seinem Weibe in die Erbunterthänigkeit nach Steinort zurückkehren. Er flehte den Kurfürsten um seine Freiheit an und dieser entschied, daß er für das gewöhnliche Loskaufgeld von 150 Gulden frei sein sollte. Häufiger war der entgegengesetzte Fall, daß freie Leute sich freiwillig in die Leibeigenschaft begaben, um eine sichere Brodstelle zu haben. So erklärt 1788 der Fischertknecht Araschewski vor dem Gericht in Angerburg: „Ich will eine unterthänige Person aus den Steinortschen Güthern heirathen und da ich das gesetzmäßige Loskaufgeld mit 10 Th. an die Herrschaft nicht zahlen kann, so will ich mich selbst unter die Erbunterthänigkeit begeben, indem ich weiß, daß die Herrschaft für mich und meine künftigen Kinder sorgen- und ich zeitlebens mein Brod in den Gräflich Steinorthschen Gütern haben werde, auch meine gezzige Braut ihrer Erbunterthänigkeit auf keine Weise entsagen will“. — Ja es kam vor, daß viele Bauern mit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1807 höchst unzufrieden waren. „Wo sollen wir denn jetzt unsere Plinsen essen, die uns unsere Weiber gebacken und mitgegeben haben, wenn wir ins Scharwerk gingen?“ — so fragten traurig die Bauern im Amte Weedern, unzufrieden mit der neuen Freiheit.

Vom Scharwerksdienst war nur der **Schulz** frei, wofür er die Dorfsabgaben einzuziehen und an die Herrschaft abzuführen hatte. Außerdem hatte er mit seinen Ratleuten die niedere Gerichtsbarkeit, besonders die Entscheidung von Grenzstreitigkeiten und Vorflutsachen. Er durfte auch Geldstrafen auferlegen; am beliebtesten und gemüthlichsten jedoch waren die Bierstrafen. Der Bestrafte hatte je nach dem Vergehen $\frac{1}{8}$ bis eine ganze Tonne Bier ans Dorf zu geben, und wurde dann dieses Bier gemeinschaftlich ausgetrunken. In den **Dorfschenken** war es nicht geheuer. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabakrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn es war ein Festvergügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und einkehrende Reisende durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlte es nicht an spöttischen Reden und Grobheiten. — Das Dorf war mit Rückenäunen umsetzt, und die Zugänge ins Dorf durch versehbare Hecken, Gatter oder Thore verschlossen, so daß Wagen und Reiter stille halten, sich den Zugang zum Dorf selbst öffnen, aber auch bei 1 Groschen Strafe hinter sich wieder schließen mußten. — Grund und Boden hatte einen geringen Wert. Scharwerksbauern, denen nur das Nutzungs- und nicht das Eigentumsrecht des Grundstücks zustand, zahlten 24 Mark für die Hufe. Aber auch freie Schulzenhufen wurden nur zu einem höchst geringen Preise gekauft. Hans Kehler, der Schulz von Wolfshagen bei Barten verließ seine 3 Hufen aus Mangel an Nahrung nach dem Polenbrande 1657, und nachdem dieselben 40 Jahre lang wüst gelegen hatten, kaufte sie Erdmann Poddig*) vom Fiskus für 500 Mark. Nach der Pest blieb in den meisten Dörfern die Hälfte der Hufen noch 20 bis 50 Jahre wüst. Das war die Zeit, wo die Wölfe mitten am Tage durchs Dorf liefen und sich des Nachts Schafe und Rinder aus dem Stalle holten. Selbst noch im Jahre 1809 holten sich Wölfe bei hellem Tage das Schwein eines Instmanns in Butschen, raubten 1841 dem Besitzer Preuß daselbst 5 Schafe, indem sie die Schwellen des Stalles untergruben, ebenso dem Besitzer Leitner im nächsten Jahre 3 Schafe. Das in den Wald zur Weide

*) Die Nachkommen dieses Poddig sind noch heute im Besiz derselben, ein bei kulmischen Grundstücken seltener Fall.

getriebene Vieh kam abends häufig mit abgeschältem, blutigem Rücken nach Hause. Dieses Abdeckergeschäft trieb mit großer Vorliebe der tückische Luchs. Der Volksmund hat uns folgendes originelle Zwiegespräch überliefert, welches der Bauer mit seinem Pferde hütenden Sohne Hans führt. Bauer: Hans, häst dem Wulf gesehne? — „Jo, ök hebb em gesehne“. — Wo öß he? — „Weggelope“. — Öß he äwere Barg gelope? — „Na, dörche Barg kunn he doch nich“. — Wat häst de Wulf gedoane? — „Se häst dem Felle (Füllen) gebäte“. — Häst he em sehr gebäte? — „Nich sehr“. — Wo es dat Felle? — „Do em Grawe liggt e bätke Knake, Tom un Tagel“. — Na wat dedst Du dem Wulf? — „Ök schrög“. — Na wat schrögst Du? — „Du Grottschlunk, Du Döw, Du Köwer, Du Fellefräter!“

Trotz gedrückter Lage waren großartige **Schmausereien** von jeher eine liebe Gewohnheit der Landleute, wozu jedes Familienereignis eine günstige Gelegenheit darbot. Der Herzog Albrecht schon sah sich genötigt 1560 anzuordnen, „daß die Bauern zum Kindtaufen nicht mehr als 2 Tonnen Bier nehmen, und bei einer Hochzeit die Gäste nicht mehr als 3 Mahlzeiten halten sollten“. Kamen aber städtische Herren aufs Land, so erforderte es des Landmanns Ehre in schwelgerischen Mahlzeiten zu glänzen. Als die drei Herren, Hauptmann von Kanitz, Pfarrer Corsepius aus Löben und Vicebürgermeister Mohr aus Angerburg als Kirchenkommission im Auftrage des Konsistoriums am 10. Oktober 1719 einen Termin in Rosengarten abhielten, um dort einen Streit des Patronats mit der Filialkirche Doben wegen rückständiger Decemsreste zu schlichten und noch andere Beschwerden zu untersuchen, wurden bei Aufnahme dieser drei Herren verzehrt*): 1 Kuh, 1 Schöps, 1 Stoppelschwein, 4 Gänse, 2 Kälber, 6 Hühner, 4 Kapaune, $\frac{1}{4}$ Scheffel Erbsen, $1\frac{1}{2}$ Pfd. Butter, 4 Pfd. Salz, 2 Schock Eier, 50 Pfd. Rindfleisch, 7 Pfd. Karpfen, 3 Tonnen Schwarzbier, 1 Stof Brantwein.

Der **Adel** war in alter Zeit von tief greifendem Einfluß auf die Geschichte und Geschichte des Landes. Abgesehen von der ausschließlichen Berechtigung des Adels zu den höchsten Staatsämtern bildete er auch den hervorragenden Stand auf den Landtagen, auf welchem er zwei, die Städte nur eine Stimme hatten. Die Adligen, welche aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands mit dem Orden nach Preußen gekommen waren, hatten sich meistens im Oberlande und Ermland niedergelassen. Im hiesigen Kreise sind zur Ordenszeit nur drei vom Adel ansässig, Friedrich v. Partez in Pilwe (1437), Mathes von der Goye (Guja) und Hans von Thiergarde (Thiergarten). Von den im 16. Jahrhundert mit Gütern im hiesigen Kreise belehnten Adelsfamilien haben sich nur die Schenks und die Lehndorffs erhalten.

Die **Schenks v. Tautenburg** stammen aus Thüringen. Johann Bargula wurde vom Kaiser Lothar (1125—1137) zum Ritter geschlagen und erhielt das Schenkenamt am Hofe des Landgrafen von Thüringen. Rudolf Bargula erbaute 1232 die Tautenburg, und seine Nachkommen nannten sich daher Schenk zu Tautenburg. Ein Christoph Schenk zu Tautenburg erhielt 1529 vom Herzog Albrecht das Dorf Doben als Lehen.

Die **Lehndorffs** waren aus Deutschland mit einer Söldnerschar dem Orden zu Hilfe gekommen, hielten stets treu zum Orden, machten mit dem Hochmeister v. Tieffen 1497 einen Zug gegen die Türken mit, besaßen bei Königsberg das Stammgut Maulen, und wurden 1554 mit der Steinortschen Wildnis und Taberlack belehnt, wozu später die übrigen Güter kamen. Drei Männer aus diesem Grafengeschlecht, die von besonders hervorragender Bedeutung sind, mögen hier erwähnt und ihr Leben geschildert werden.

1) Ahasverus v. Lehndorff wurde am 9. Februar 1637 zu Steinort geboren. Sein Vater, Meinhard, war Amtshauptmann zu Mastenburg, seine Mutter eine Freiin zu Eulenburg auf Prassen. Ahasverus hatte 11 Geschwister. Bald nach Ahasverus

*) Hofrezeption, Hofrezeption, Dittung der Gräfin v. Lehndorff v. 27. Okt. 1719.



Geburt starb der Vater. Anfangs zusammen mit seinem Vetter Georg Friedrich v. Eulenburg in Braßau erzogen, ging er mit demselben in die Jesuitenschule zu Braunsberg, wo er in den Sprachen eine so ausgezeichnete Ausbildung erhielt, daß er fertig lateinisch, französisch, italienisch und polnisch sprechen und schreiben lernte. Den Bekehrungsversuchen der Jesuiten, die ihn katholisch machen wollten, widerstand er in treuem Festhalten am evangelischen Glauben. Dann gingen beide Vettern mit ihrem Hofmeister Seger (nachmals Konsistorialrat) auf die Schulen in Thorn und Posen. Vom polnischen Adel, den er hier kennen lernte, sagte Masverus v. L.: „Er ist frech, stolz, aufgeblasen, eigensinnig, auf seine Freiheit so eifersüchtig, daß er sich oft wider den König setzt, sollte darüber gleich alles zu Trümmern und zu Boden

gehen. Für den Todschlag eines Bauern zahlt er nichts, für den Todschlag eines Andern 60 Gulden.“ Dann ging Masverus 9 Jahre hindurch auf Reisen, zunächst nach Holland. Hier hörte er in Lauffönnen die katholische Historie von einer Gräfin, die im Jahre 1272 — 365 Kinder auf einmal geboren haben soll und sah die Taufbecken, auf welchen stand: „In dese 2 Becken sein alle diese Kinderken gedoopt.“ Von Holland gingen sie nach England. Es war Abend, als sie ankamen. Der englischen Sprache unkundig wurden sie allenthalben betrogen, erhielten keine Postpferde, liefen bei Nacht und Nebel, Regen und Wind zu Fuß, kamen zu einem Bauern, der ihnen nicht einmal in einer Scheune unterzutreten erlaubte, bis sie am Morgen einen mitleidigen Pastor fanden, der ihnen den Weg nach London zeigte. Von England erzählt M.: „Das gemeine Volk ist übermütig und hoffärtig, die Frauenzimmer weiß, höflich, geistreich; Jungfrauen gehen mit offeuem, Ehefrauen mit verdecktem Busen, die Bauernweiber tragen Handschuh.“ Zum französischen Gesandten zur Tafel geladen, mußten Lehndorff und sein Vetter mit hungrigem Magen wieder fortgehen, weil der Hofmeister den Koch totgestochen hatte, weil derselbe Bettlaken gestohlen hatte. In Frankreich sahen sie am Gründonnerstag die Ceremonie der Fußwaschung, wobei der König 13 Knaben die Füße wäscht, abtrocknet und küßt, dasselbe thut die Königin bei 13 Mädchen. Hier empfing Lehndorff aus seiner Heimat im Jahre 1658 die traurige Nachricht: „Die Polen haben Pristanien und Blauftein ganz eingesehert. Auch Steinort ist von gottlosen Menschen bei Nacht angesteckt, Schuppen und Scheune, Vieh und Pferde, alles verbrannt“. Auch Italien, die Inseln Sizilien und Malta besuchten die beiden ostpreussischen Junker, wo sie an einem Zuge der Malteserritter gegen die türkischen Seeräuber teilnahmen und viel Beute machten. Nachdem sie auch Spanien bereist, kehrten sie heim. Sechs Jahre stand L. in Diensten des polnischen Königs Johann Casimir, der ihn zum Kammerherrn und Oberstlieutenant ernannte. Da geschah 1670 die bekannte Geschichte von Brandt und Kalkstein. Der Oberst Kalkstein, Besitzer mehrerer Güter in Ostpreußen (Sichmedien bei Rastenburg) hatte dem Kurfürsten Fr. Wilhelm den Huldigungseid verweigert und war seiner Unterwerfung nicht eingewilligt. Kalkstein schrieb wütend, er werde den Kurfürst erschießen. Wegen Hochverrats angeklagt, zum Tode verurteilt, aber zu einjähriger Haft begnadigt, entschlüpfte er aus dem Gefängnis und flieht nach Warschau. Hier fühlt er sich so sicher, daß er in frechster Weise den Kurfürsten schmähzt. Da bemächtigt sich seiner der preussisch-kurfürstliche

Gesandte Brandt in Warschau, läßt ihn in eine Tapete einwickeln, und über die Grenze nach Preußen schaffen, wo er 1672 in Memel hingerichtet wird. Der Polenkönig war durch diesen Vorfall zu wütendem Zorne gereizt. Brandt mußte fliehen. Auch Graf Lehndorff, den das allgemeine Gerücht als Mitschuldigen bei der Ergreifung Kalksteins bezeichnete, verließ die polnischen Dienste. Jetzt warb L. auf seine eignen Kosten ein Regiment Fußvolk und that in Holland Kriegsdienste gegen Frankreich, wo er sich großen Ruhm erwarb; noch im vorigen Jahrhundert hieß die eine Stelle in Südholland, wo L. gekämpft hatte, die Lehndorff-Schanze. Hierauf rief ihn der Kurfürst nach Hause und machte ihn zum Amtshauptmann von Br. Eylau und Bartenstein. Bald darauf finden wir ihn mit seinem Regiment in dänischen Diensten. Die letzten zehn Jahre seines Lebens diente er dem großen Kurfürsten, der ihn zu den höchsten Ehrenstellen erhob, ihn zum Ober-Burggrafen ernannte und bei dem Tode desselben 1688 versicherte, daß er in ihm seinen größten Staatsmann verloren habe. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde er vom Kaiser Leopold zum Reichsgrafen ernannt. Sein Leichnam ist in der Löbnichschen Kirche zu Königsberg bestattet.



2) Friedrich Carl v. Lehndorff, geboren den 17. September 1770 zu Steinort, Sohn des Nh. Heinrich v. Lehndorff, und der Amalie geb. Reichsgräfin v. Schmettau, trat schon im Jahre 1783 in den Militärdienst, kämpfte in dem unglücklichen Kriege 1806/7 mit und trat dann nach dem Tilsiter Frieden als Major aus dem Soldatenstande aus. Er war ein Patriot von glühender Begeisterung und einer der ersten, welche Hand anlegten, die Ketten des Vaterlandes zu brechen. Er bildete und kommandierte das National-Kavallerie-Regiment, das aus freiwilligen Reitern bestand und wurde von seinen Untergebenen aufs innigste geliebt. 1833 als General-Lieutenant verabschiedet, zog er sich auf seine Güter zurück, wurde 1845 zum Landhofmeister, 1853 zum Ritter

des schwarzen Adlerordens ernannt und starb am 7. Februar 1854 zu Königsberg.

3) Carl Meinhard v. Lehndorff, der Sohn des Vorigen, zu Steinort den 20. Oktober 1826 geboren, besuchte das Altstädtische Gymnasium in Königsberg, und studierte, kaum 18 Jahre alt zur Universität entlassen, zu Königsberg, Bonn und Berlin. Den Sommer des tollen Jahres 1848 brachte er in Frankfurt a. M., im Hause seines Schwagers, des preussischen Gesandten Grafen Dönhof zu, und empfing in dieser Revolutionszeit Eindrücke, die ihn mit dem tiefsten Abscheu vor der Demokratie für sein ganzes Leben erfüllten. Seinen Vetter Eulenburg, Regierungspräsidenten von Marienwerder, der nach dem Malmöer Waffenstillstand 1849 Nordschleswig in Gemeinschaft mit einem englischen und einem dänischen Kommissar ein Jahr lang regieren sollte, begleitete L. nach Flensburg. Seine vorzügliche Kenntnis der französischen und englischen Sprache befähigten ihn, mit Franzosen und Engländern längere Gespräche zu führen, ohne daß sie es merkten, daß er ein Deutscher sei. Louis Napoleon sagte später einmal von Lehndorff zu dem damaligen Gesandten Grafen Haysfeldt: „mais notre ami n'a pas l'ombre d'un accent“. In Flensburg lernte der junge Referendar die Geschäfte der Regierungsverwaltung.

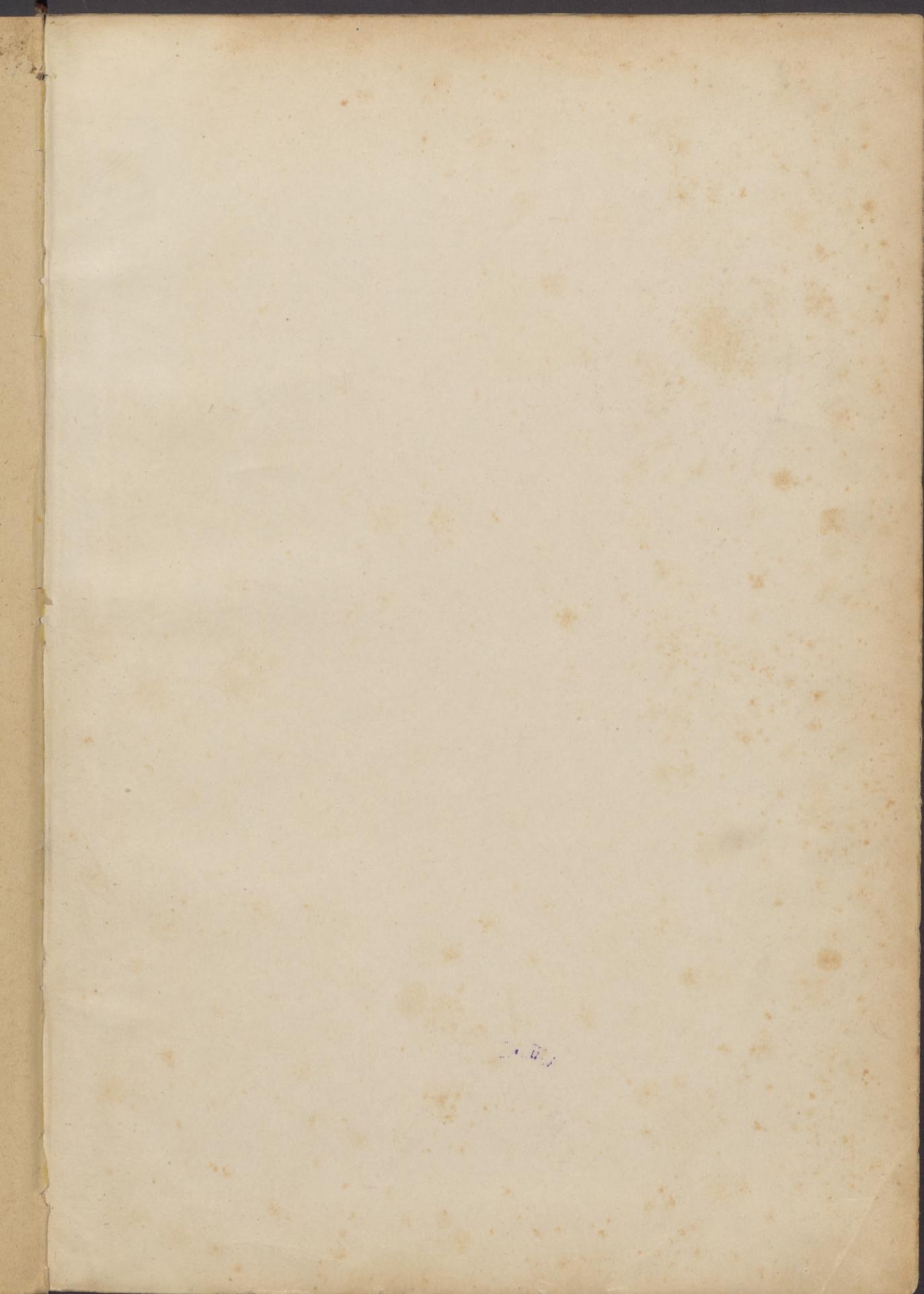


Dann trat er in die diplomatische Laufbahn, wurde Gesandtschaftsbeamter in Wien, nahm an den Verhandlungen des Olmüzer Vertrages statt, wurde Gesandtschaftssekretär in Dresden und bestand hier sein drittes diplomatisches Examen mit Auszeichnung. Im Jahre 1852 vermählte er sich mit seiner Cousine, der Gräfin Anna, einzigen Tochter des Erblandmarschalls Grafen Hahn. Der Tod seines Vaters im Jahre 1854 bewog ihn, der diplomatischen Laufbahn zu entsagen und die Verwaltung seiner Güter zu übernehmen. Noch einmal wurde er 1856 vom Minister Manteuffel zum Pariser Congreß mitgenommen, durch welchen der Krimkrieg beendet wurde. Das war seine letzte diplomatische Thätigkeit. Die zweite Hälfte seines Lebens gehörte er seiner Heimat an,

wo unvergessen ist und bleiben wird sein Wirken für die allgemeine Wohlfahrt der Provinz. Hier, wo die politischen Wahlkämpfe mit größerer Erbitterung als anderswo ausgekämpft wurden, hat sein gewandtes und liebenswürdiges Wesen, verbunden mit einem hohen Gefühl für Gerechtigkeit, ihm auch bei seinen Gegnern nicht nur Achtung, sondern auch Anerkennung erworben. Ihm ist die Begründung der Ostpreussischen Südbahn zu verdanken, und blieb er auch bis zu seinem Tode der Vorsitzende des Verwaltungsrats dieser Bahn. Seiner Gewandtheit gelang es auch, den Anschluß dieser Bahn an das russische Eisenbahnnetz in Petersburg durchzusetzen. Die Kriegsjahre 1866 und 1870/71 riefen ihn zu den Waffen. Er kämpfte als Dragoneroffizier in der Reiterschlacht von Mars la Tours, wo sich sein Regiment unvergänglichen Ruhm erworben hat. Dann wurde er zum Präfecten von Amiens ernannt, welches Amt, er bis zum Schluß des Feldzugs mit großer Geschicklichkeit verwaltete. In all den Jahren, in welchen Kaiser Wilhelm Gastein besuchte, hatte Lehndorff das hohe Glück, daß Se. Majestät in der Villa Solitude, welche der Frau Gräfin, seiner Gattin, gehört, oft die Abende zubrachte, Stunden, die für die Familie Lehndorff die glücklichsten Erinnerungen für alle Zeiten bleiben. Sein Schloß Steinort zwischen uralten Eichen und herrlichen Seen gelegen, war das gastfreieste Haus der Provinz und der Schloßherr und seine Gemahlin die liebenswürdigsten Wirte. Besonders hervorragend war seine Wohlthätigkeit gegen Arme und Notleidende, darin freilich noch übertroffen von seiner Gemahlin.*) Im Herbst 1882 stellte sich bei dem Grafen ein Halsleiden ein, welches schon am 28. October 1883 zum Tode führte. Ein Aufenthalt in Italien brachte dem Leidenden nur Vinderung. Die Leiche wurde aus Italien nach Steinort gebracht, wo der Verfasser die Ehre hatte, vor einer unzähligen Trauerversammlung dem Entschlafenen den letzten Scheidegruß uns Gottes Wort zuzurufen, und wo Pfarrer Ziegler seine entschlafene Hülle in der Grabkapelle einsegnete.



*) Frau Gräfin von Lehndorff, geb. Hahn, hat 1880 das Siechenhaus zu Angerkurg, welches augenblicklich über 50 Sieche verpflegt, ferner ein Waisenhaus und eine Kleinkinder-Schule zu Drengfurt, ein Waisenhaus und eine Kleinkinderschule in Rosengarten gestiftet.



2000, -

127

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-025030